MASTER NEGATIVE NO. 91-80236-4

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

KIRCHNER, FRIEDRICH

TITLE:

GOTTFRIED WILHELM LEIBNIZ

PLACE:

COTHEN

DATE:

[1877]

Master Negative #
91-80236-4

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

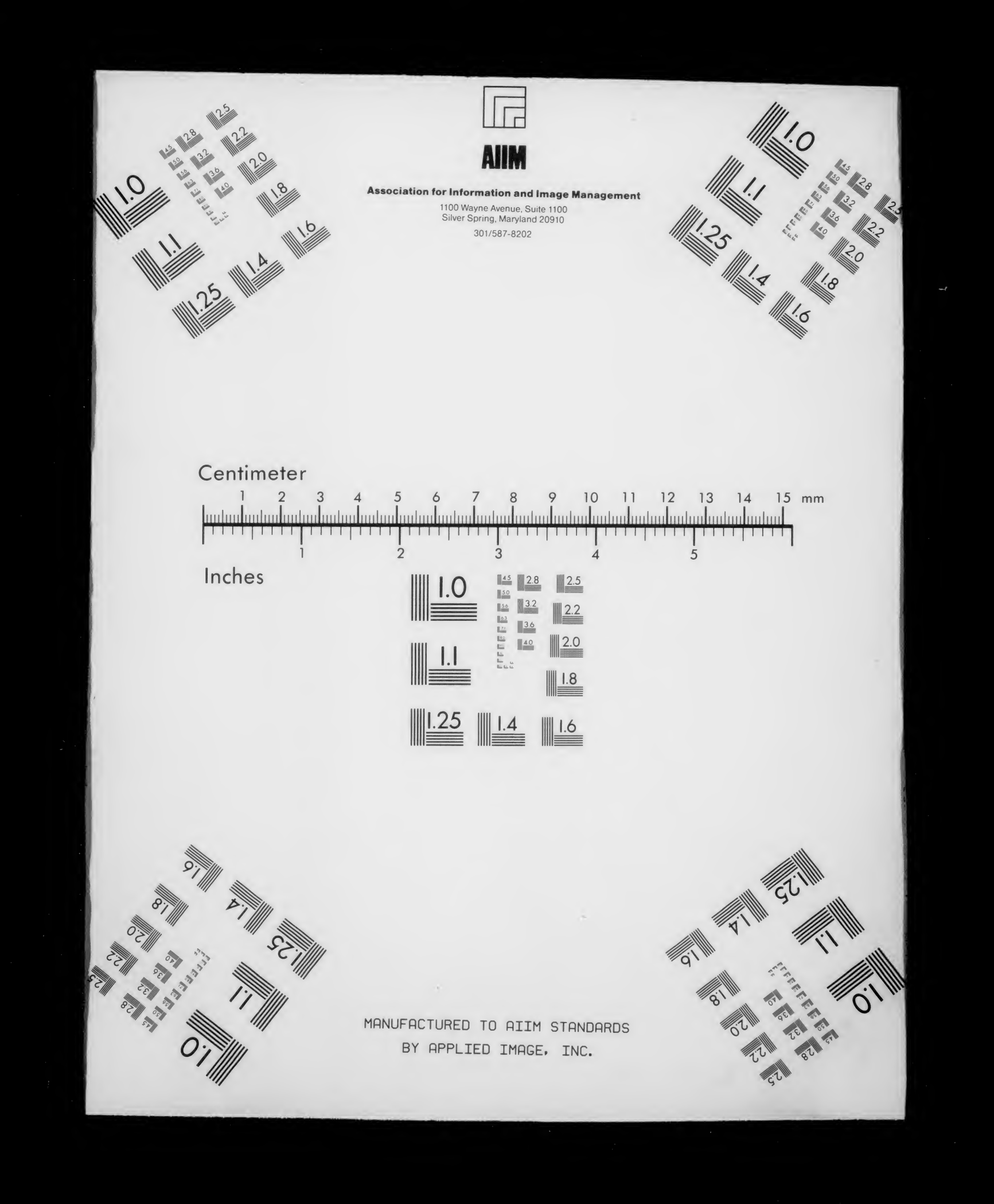
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

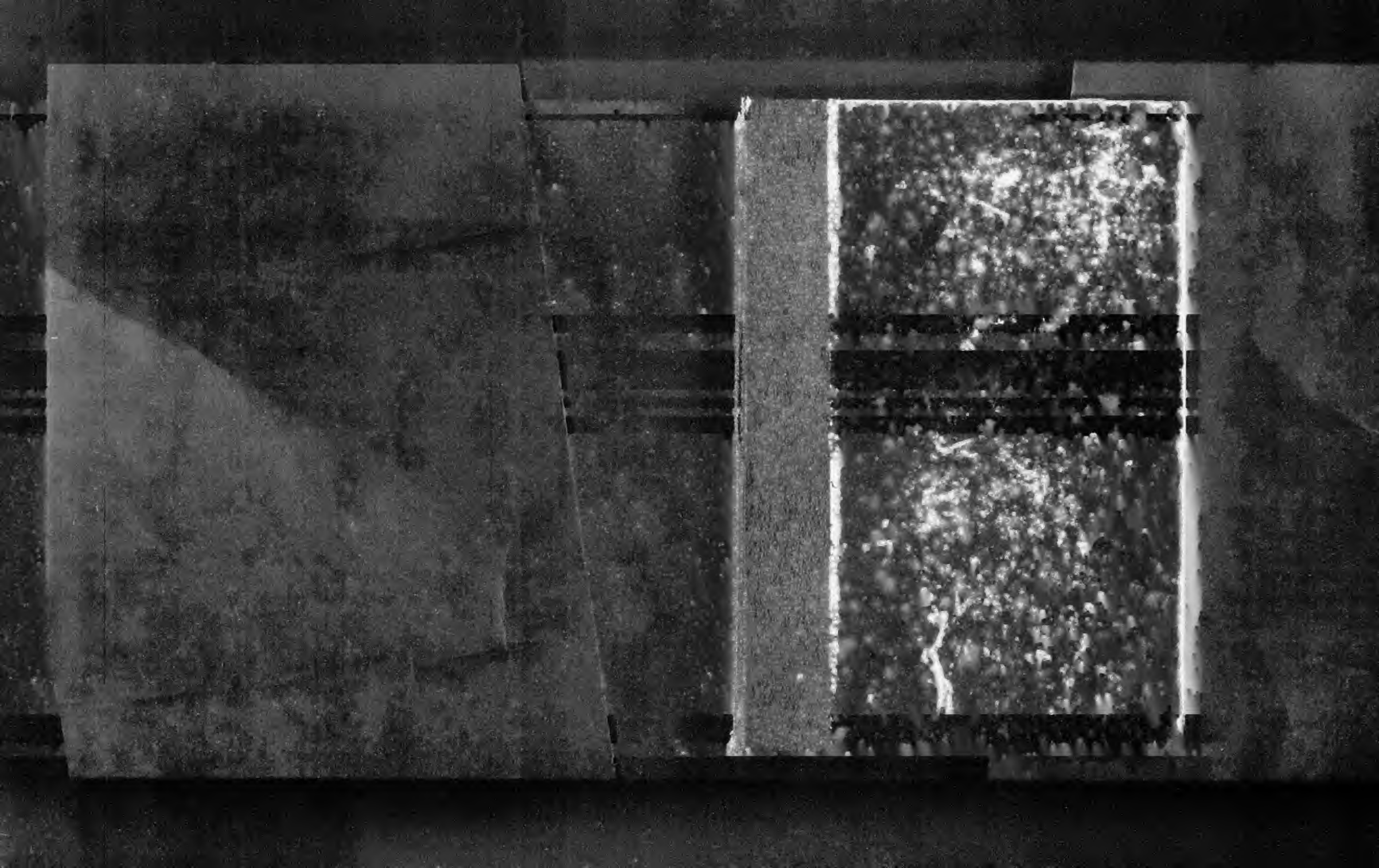
```
BKS/PROD  Books       FUL/BIB   NYCG91-B14563          Acq Maintenance  NYCG-PT
FIN ID NYCG91-B14563 - Record 1 of 1
+
  ID:NYCG91-B14563    RTYP:a    ST:p    FRN:     MS:       EL:1      AD:02-27-91
  CC:9665  BLT:am      DCF:?   CSC:     MOD:    SNR:      ATC:      UD:02-27-91
  CP:nyu     L:ger     INT:     GPC:     BIO:b   FIC:0     CON:
  PC:r      PD:1991/1877       REP:     CPI:0   FSI:0     ILC:      MEI:0    II:0
  MMD:      OR:    POL:     DM:     RR:         COL:      EML:      GEN:    BSE:
  010      3523420
  040      NNC‡cNNC
  050 0    B2597‡b.K54
  100 10   Kirchner, Friedrich,‡d1848-1900.
  245 10   Gottfried Wilhelm Leibniz: sein Leben und Denken‡h[microform].
  260 0    C_othen,‡bP. Schettler‡c[1877]
  300      vii, 363 p., 1 l.,‡c17 cm.
  600 10   Leibniz, Gottfried Wilhelm,‡cFreiherr von,‡d1646-1716.
  LDG      RLIN
  QD       02-27-91 .
```

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

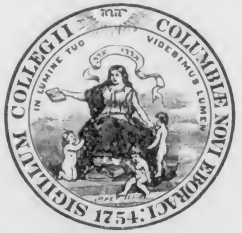
FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 1K
IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB
DATE FILMED: 9/17/91 INITIALS RK
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



193L53 HK

Columbia College
in the City of New York



Library.

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned or renewed at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

JAN 26 1926

JAN 22 1930

COLUMBIA
COLLEGE
LIBRARY

Gottfried Wilhelm Leibniz.

Sein Leben und Denken.

Von

Lic. Dr. Friedrich Kirchner.

Cöthen.
Paul Schettler's Verlag.

13 may, 96. E. H.

Inhalt.

Vorwort	p.	V.
Leben Leibniz's	„	1
Autobiographie	„	52
Chronologie	„	60
Selbstcharakteristik	„	62
1. Lebensführung	„	67
2. Streben	„	80
3. Patriotismus	„	89
4. Politik	„	100
5. Deutsche Sprache	„	109
6. Wahrheit und Irrthum	„	124
7. Wissenschaft	„	134
8. Geschichte	„	151
9. Philosophie	„	171
10. Logik	„	193
11. Monodologie	„	202
12. Prästabilirte Harmonie	„	219
13. Willensfreiheit	„	224
14. Naturwissenschaft	„	227
15. Recht	„	234
16. Erziehung und Unterricht	„	243
17. Sittlichkeit	„	250
18. Kunst	„	267
19. Vernunft und Glaube	„	280
20. Toleranz	„	285
21. Religion	„	290
22. Atheismus	„	296
23. Gott	„	299

MAY 5 1896 Stechert. 59 L 30

221020

24. Theologie . . . . . p. 307
25. Kirche . . . . . „ 318
26. Katholizismus . . . . . „ 325
27. Papstthum . . . . . „ 335
28. Jesuiten . . . . . „ 343
29. Tod . . . . . „ 346
30. Unsterblichkeit . . . . . „ 347
31. Himmel und Hölle . . . . . „ 354
Anhang: Leibniz's Hauptschriften . . . . . „ 357

Vorwort.

Meine bisherigen, zum Theil veröffentlichten Studien über Leibniz haben in mir den Wunsch erregt, durch eine Sammlung seiner Hauptgedanken das allgemeine Interesse auf diesen großen Mann zu lenken. Denn je mehr ich mich in Leibnizens Schriften vertiefte, desto größer ward meine Bewunderung für ihn: Wie umfangreich ist sein Wissen, wie scharfsinnig sein Verstand, wie edel, patriotisch und religiös sein Streben! Da giebts keinen Wissenszweig, den er nicht schöpferisch bearbeitet, kein politisches oder literarisches Ereigniß seiner Zeit, wozu er nicht Stellung genommen hätte, kein ideales Gut der Menschheit, das nicht seine Fürsorge und Förderung erfahren. Man weiß nicht, wo man ihn am höchsten preisen soll: Liest man seine philosophischen Schriften, so gewinnt er uns als Denker; seine politischen Aufsätze reißen uns zur Begeisterung für Vaterland und Freiheit fort; seine historischen Werke zeigen ihn als einen, seinem Zeitalter weit vorangeeilten Geist; seine mathematischen Verdienste werden von allen Fachkundigen erhoben; als gründlichen Kenner des Rechts bewährte er sich in vielen juristischen Studien; seine Bestrebungen haben die vergleichende Sprachwissenschaft begründet und seine Unionsverhandlungen erheben ihn zu einem Theologen ersten Ranges. Daneben leuchtet aus seinen zahllosen Briefen

ein patriotisches Herz hervor, treue Anhänglichkeit an die Freunde, tiefe Religiosität und feiner Kunstsinn. Wohl bewundern wir die großartige Consequenz und Weltverachtung eines Spinoza; die Verdienste Kants um die Klarheit und Sittlichkeit der Menschheit sind unsterblich: — aber wie treten Beide als Mensch und Genius hinter dem Universalgenie Leibniz zurück! Ihn, den deutschesten Philosophen, zu kennen und zu lieben ist die Pflicht des deutschen Volkes.

Als ich mich zu der vorliegenden Arbeit entschloß, verhehlte ich mir das Bedenkliche und Schwierige dabei nicht.

Solche fragmentarische Vorführung eines großen Systems und Strebens schließt die Möglichkeit nicht aus, daß es falsch oder unvollständig aufgefaßt werde; die Stellen, welche ich gebe, können mit Einseitigkeit und Vorurtheil gesammelt worden sein. Aber ist nicht dieselbe Gefahr bei systematischer Darstellung eines Systems auch vorhanden? Ist diese etwa jemals objectiv und vorurtheilslos? — Der beste Weg, einen Philosophen kennen zu lernen, ist und bleibt das selbständige Studium seiner Werke. Da dieses aber nur Wenigen vergönnt ist, so muß man solche Anthologie als Ersatz desselben dankbar begrüßen.

Die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit grade bei Leibniz springen sogleich in's Auge, wenn man die hinten aufgezählten 200 Schriften ansieht, welche doch nur die wichtigsten sind. Auch daß sie meist in lateinischer und französischer Sprache geschrieben sind, erschwert die Sache. Und was, wie viel sollte ich auswählen? —

Meine Absicht war, nicht nur für Gebildete im Allgemeinen eine Blumenlese Leibnizischer Gedanken zu geben: auch

Gelehrten, sowohl in der Philosophie als in den andern Wissenschaften, wollte ich ein Quellenbuch zum Studium Leibniz's und seiner Zeit bieten. Darum habe ich keine Seite seines Strebens unberücksichtigt gelassen, die Gebiete systematisch geordnet und mit Anmerkungen begleitet, meinen eigenen Standpunkt möglichst vergessend; — was freilich nur bis zu gewissen Grenzen geschehen kann.

So möge denn dies Büchlein, daß aus der Liebe und Begeisterung für Leibniz entsprungen ist, diesem großen Genius recht viele Freunde erwecken; möchte es doch Niemand aus der Hand legen, ohne die Manen Dessen zu segnen, der noch heute Vorbild und Lehrer für uns Alle sein kann!

Berlin, an Leibniz's Geburtstage 1876.

Lic. Dr. F. Kirchner.

Gottfried Wilhelm Leibniz wurde am 21. Juni (resp. 1. Juli) 1646 dem Professor der Moral Fr. Leibniz und der Katharina, geb. Schmuck in Leipzig geboren. Da sein Vater, den er leider schon in seinem sechsten Jahre verlor, den Umstand, daß der Knabe bei der Taufe den Kopf emporhob und sich ruhig mit Wasser benetzen ließ, für ein Vorzeichen künftiger Größe hielt, so regte er durch Erzählen und Lectüre den Verstand und die Phantasie seines gutbegabten Sohnes an. Ein glücklicher Fall desselben vom Tisch bestärkte ihn in seiner Hoffnung. Nach des Gatten Tode widmete sich die fromme und kluge Mutter ganz der Erziehung ihrer beiden Kinder, unsres Leibniz und seiner jüngern Schwester Katharina, die 1672 als Gattin des Archidiakonus S. Löffler in Leipzig gestorben ist.

Die unersättliche Begierde nach geistiger Nahrung, in der sich die gute Begabung des jungen Leibniz äußerte, suchte ein kurzsichtiger Lehrer der Nikolaischule in Leipzig zu hemmen; doch setzte es ein gebildeter Freund des Hauses durch, daß dem Knaben die Benutzung der ihm bisher unzugänglichen väterlichen Bibliothek gestattet wurde. Mit welchem Entzücken Leibniz nun die verschiedensten lateinischen und griechischen Classiker, deutsche Historien und Kirchenväter verschlang; wie er sich bald durch seine sprachlichen Kenntnisse und metrische Fertigkeit unter seinen Mitschülern auszeichnete, wie er schon auf der Schule in der Logik Neues ahnte und überhaupt durch jedes, das er las und hörte, zu eignen Gedanken angeregt wurde — darüber

hat Leibniz selbst in der gleichfolgenden Autobiographie ebenso ausführlich wie anziehend berichtet. Sein eigenthümlicher Entwicklungsgang, daß er bei so kritischer und doch dabei productiver Anlage überall Autodidakt sein mußte, hat ihn vor vielen unnützen Dingen, die Andre erst wieder verlernen müssen, bewahrt, und ihm die Selbstständigkeit und Gründlichkeit im Studium gegeben, die wir besonders an ihm bewundern. Schon auf der Schule faßte er den Gedanken eines einfachen Ideenalphabets, dessen vergebliche Bearbeitung ihn sein Leben lang beschäftigt hat. Auch die Scholastiker und die Controversen der verschiedenen Confessionen studirte er eifrig. Weil ihm, wie er selbst sagt, Alles, was andern schwer war, leicht fiel und sein lebhafter Geist oft Neues fand oder ahnte, bevor er noch das bis dahin Vorhandene einer Wissenschaft völlig erfaßt hatte, so beschäftigten ihn hundert Interessen zugleich, Alles zog ihn an, Nichts vermochte ihn ganz an sich zu fesseln. Er schrieb „allerhand Zeug zusammen", das er später zwar als unreife, aber doch beachtenswerthe Versuche seines nach Selbständigkeit ringenden Geistes belächelte.

Ohne Neigung für einen bestimmten Beruf bezog der fünfzehnjährige Gelehrte 1661 die Universität seiner Vaterstadt. Er hörte schlechte mathematische Vorlesungen bei Kühn, philosophische in scholastischer Manier bei Scherzer und solche nach der neuen Methode bei Thomasius, dem Vater des berühmten Christian Thomasius. Jetzt fiel ihm auch Cartesius in die Hände, und nach langer ernster Ueberlegung wandte er sich der neuen physikalisch-mathematischen Methode zu. „Ich erinnere mich, sagt er, daß ich in einem Wäldchen bei Leipzig, das Rosenthal genannt, einsam lustwandelte, um mit mir zu Rathe zu gehen, ob ich die substantiellen Formen beibehalten sollte". Unter dem Vorsitz des Thomasius, welcher die große Jugend Leibniz's hervorhob, der bereits den schwierigsten und weitläufigsten Controversen gewachsen sei, disputirte er den

30. März 1663 über seine Dissertation: „Vom Princip des Individuums" (De principio individui), worin sich sowohl die erstaunliche Kenntniß des Verfassers als auch sein Hinausgehn über die Scholastik zeigt. War ihm doch bei der Lectüre der physikalischen Schriften eines Baco, Kepler, Galilei und Cartesius die freudige Ahnung aufgestiegen, daß er selbst vielleicht zur Verbesserung der Wissenschaften berufen sei. Nur das allgemein Nützliche schien ihm des Strebens und der Beobachtung werth; von allen Mitteln zur Erreichung desselben das vortrefflichste der Mensch selbst. Daher erfaßte er das Studium der Rechte, dem er sich vielleicht nur aus Familientradition widmete, sogleich von einem höhern historischen und philosophischen Gesichtspunkte; von dem Beruf eines Advokaten aber hielt ihn seine Abneigung gegen die dabei herkömmlichen Ränke und Kniffe zurück. In Jena, wo Leibniz den Sommer 1663 zubrachte, fesselte ihn besonders der auch als Moralist bekannte Mathematiker Erh. Weigel, und die wöchentlichen Zusammenkünfte einer akademischen Gesellschaft (Societas quaerentium) regte ihn nach mancher Seite hin an. Der Rest seines leipziger Aufenthaltes wurde durch den 1664 erfolgten Tod seiner guten Mutter traurig unterbrochen, nachdem er kurz vorher Magister der Philosophie geworden war. Auch fühlte er sich dadurch gedrückt, daß man ihm, trotz seiner glänzenden Gaben und Kenntnisse, die Abkürzung des zur Erlangung des Doctor Juris nöthigen Lustrums nicht gewährte. Am 3. Dec. 1664 habilitirte sich Leibniz durch die Dissertation: Ansprechende philosophische Fragen aus der Rechtswissenschaft (Specimen difficultatis in jure seu quaestiones philosophicae amoeniores ex jure collectae), die nach Titel und Inhalt auf seine philosophische Behandlung des Rechts hinweist. Nachdem er noch im folgenden Jahre zwei andre juristische Abhandlungen vertheidigt (de conditionibus sive specimen certitudinis in jure), die uns nur in der Ueberarbeitung

von 1672 vorliegen, disputirte er 7. März 1666 um künftig einen Platz in der philosophischen Facultät zu erhalten, (pro loco) über die Abhandlung: „Arithmetische Untersuchung über die Complexionen" (Disputatio arithmetica de complexionibus), die er noch im selben Jahr als Theil einer größern Schrift „Ueber die combinatorische Kunst" (de arte combinatoria) herausgab. Es findet sich darin schon die von ihm erfundene Differentialrechnung wie auch die allgemeine Charakteristik angedeutet.

Mit seinem zwanzigsten Jahre hatte Leibniz die vorgeschriebene juristische Studienzeit beendigt und bewarb sich nun um die juristische Doctorwürde. Da man ihn aber aus Neid unter dem Vorwand seiner zu großen Jugend abwies, wandte er sich, tief gekränkt, nach Altorf, wo er ohne Verzug den 5. November 1666 auf Grund seiner glänzend vertheidigten Schrift: „Ueber schwierige Rechtsfälle" (de casibus perplexis) promovirt wurde. Er forderte darin, daß man in Ermangelung bestimmter positiver Gesetze nach dem in unsrer Vernunft liegenden Natur- und Völkerrecht entscheiden solle. Seine im besten Latein vorgetragenen scharfsinnigen Gründe und die recitirten Verse machten,[1]) wie sich Leibniz später mit Vergnügen erinnerte, solchen Eindruck, daß man ihm eine Professur an jener nürnbergischen Universität anbot. Aber seiner dem reichen, praktischen Leben zugewendeten Geistesrichtung widerstrebte die stille Laufbahn eines akademischen Lehrers. Er wollte die Welt sehen, auf die Welt wirken. Daher hielt er sich zunächst in der freien gewerbreichen Stadt Nürnberg auf, wo er, durch eine List sich für einen Adepten ausgebend, unter die Rosenkreuzer aufgenommen wurde. Diese frühe Bekanntschaft mit den Eitelkeiten der Geheimbünde hat ihn später vor ähnlichen Thorheiten bewahrt.

---

[1]) Vergleiche die Details hinten in Leibniz's Autobiographie.

Da, im Frühjahr 1667, machte er die Bekanntschaft des frühern Ministers von Kurmainz Joh. Chr. v. Boineburg, der auf seine ganze Lebensrichtung von größtem Einfluß werden sollte. Dieser, ebenso groß als Staatsmann wie als Gelehrter, erkannte bei einem flüchtigen Zusammentreffen sogleich die ungemeine Begabung des jungen Leibniz und veranlaßte ihn, mit nach Frankfurt a. M. zu gehen, wo er selbst seit seinem jähen Sturze 1664 als Privatmann lebte. Hier lernte Leibniz viele bedeutende Männer, unter andern Spener, kennen; hier wurde er zum ersten Mal durch den ihm bald innig befreundeten Boineburg in die großen Welthändel eingeweiht. Aber auf die Dauer konnte ihn auch Frankfurt nicht fesseln. Als sich daher auch sein adliger Freund dem Kurfürsten Schönborn von Mainz wieder näherte, faßte Leibniz den Gedanken, in die Dienste dieses hellsehenden, edlen und toleranten Kirchenfürsten zu treten, der als Kanzler des Reichs und Haupt des Rheinbundes ihm vollauf Gelegenheit zu umfassender Thätigkeit bieten konnte. Um sich zu empfehlen, überreichte er daher sein, auf der Reise ohne Hülfsmittel hingeworfnes Buch: Neue Methode der Jurisprudenz (Methodus nova discendae docendaeque jurisprudentiae), das mit schwungvoller Widmung 1667 anonym erschienen war. Allerdings ist die Schrift mehr nur Skizze und bringt die vielen Schwierigkeiten, die seinen reformatorischen Ideen entgegenstanden, zu wenig in Rechnung; aber der glänzende Scharfsinn des Verfassers in der Aufdeckung der Mängel, die Productivität an Vorschlägen zur Vervollkommnung der Rechtswissenschaft, erregte sowohl die Aufmerksamkeit der Fachmänner als auch, was zunächst für Leibniz wichtig war, die des mainzer Kurfürsten. Dieser hatte selbst schon den Hofrath Dr. Lasser mit einer Verbesserung des römischen Gesetzbuchs beauftragt; daher ordnete er ihm Leibnizen als Hilfsarbeiter mit wöchentlicher Vergütung bei. Doch hatte Leibniz bald über saumselige Auszahlung derselben zu klagen.

Dies hielt ihn aber nicht ab, sich der Sache mit dem ihn stets auszeichnenden Eifer anzunehmen. 1668 erschien ein „Vorschlag zur Verbesserung des corpus juris (Ratio corporis juris reconcinnandi) und eine kleine deutsche Denkschrift von ihm. Zunächst sollten, schlug er vor, alle Hauptregeln auf einer großen Karte verzeichnet werden, um darnach leicht entscheiden zu können, sodann sollte ihnen eine „Justification" aus dem römischen Recht beigefügt sein. Diese Vorschläge konnte er wegen anderer Arbeiten nicht vollenden, auch wurde die spätere Umgestaltung der Gesetzgebung überflüssig. —

Das war überhaupt Leibniz's Anlage, mehrere Dinge zugleich zu treiben, da ihm die ausschließliche Beschäftigung mit einem nicht genügte. Aber es ist zu bedauern, daß der Herr von Boineburg diese Neigung in seinem eignen Interesse förderte und ausnutzte. Aus einem Briefe unsres Philosophen an die Gemahlin desselben erfahren wir, wie viele juristische und politische Arbeiten er für Herrn von Boineburg meist ohne Lohn und Anerkennung verfertigt hat. Ja, er mußte ihm sogar einen sehr speziellen Katalog für seine Bibliothek fertigen, eine geisttödtende Arbeit, die ihn einen Winter lang in Anspruch nahm. Verschiedene Berufungen deutscher Fürsten schlug er aus Dankbarkeit gegen seinen Gönner aus, bis ihn der Kurfürst 1670 zum Rath am Ober-Revisions-Collegium zu Mainz ernannte. Diesen hatte er sich zwei Jahre vorher durch einen Vorschlag, das gesammte Bücherwesen nach Mainz zu ziehen, auf's Neue empfohlen. In der kleinen Schrift (De vera ratione ref. rer. lit. 68.) beantragt Leibniz auch die Büchercensur, ohne zu ahnen, welche Geistesfessel daraus werden sollte. Dieser Gedanke stand mit einem großartigen Plan in Verbindung, der zwar für's Erste scheiterte, aber von unsrem Leibniz zeitlebens verfolgt und schließlich in Akademien ausgeführt wurde. Er wollte eine halbjährliche Zeitschrift (Semestralia literaria) gründen, welche

Recensionen, Anzeigen, Statistik, Auskunft über literarische Bestrebungen und wissenschaftliche Rathschläge geben, also das Wesen einer Encyklopädie mit dem einer Societät verbinden sollte. Da ihm aber der Kaiser das nachgesuchte Privileg wiederholt abschlug, mußte Leibniz darauf verzichten, durch freie literarische Thätigkeit sich seine Existenz zu sichern. —

Mit Uebernahme des oben erwähnten Amtes beginnt Leibniz's politische Thätigkeit, in der er ebensoviel Patriotismus wie Scharfsinn entwickelte. Denn es begann ja nun jene unseligste Periode deutscher Geschichte, welche unser Vaterland, noch zerrissen und blutend an den Wunden des großen Krieges, zum Spielball der mächtigen Nachbarn Frankreich und Türkei machte. Dabei beherrschte die deutschen Fürsten und Stämme eine fast unglaubliche Verblendung, Selbstsucht und Uneinigkeit Daher sind die mainzer Staatsschriften herrliche Denkmäler der Größe Leibniz's als Patrioten und Politikers.

Zunächst verfaßte er unter dem Pseudonym Ge. Ulo. Lithuanus eine Empfehlungsschrift für die polnische Krone zu Gunsten des Phil. Wilh. v. Neuburg, der, auf Anrathen des großen Kurfürsten, den Herrn v. Boineburg zum polnischen Reichstag abgesandt hatte, damit er seine Wahl gegen Condé und Karl v. Lothringen durchsetze. Mit großem Geschick führte Leibniz darin die Rolle eines bigotten, adligen Polen durch, sodaß Niemand den Verfasser auch nur von ferne ahnte. Diese erste Staatsschrift unsres Philosophen ist auch dadurch merkwürdig, daß sie die bis dahin nur in Philosophie und Naturrecht übliche „geometrische" Methode auf die Politik überträgt und in 60 Propositionen Schritt vor Schritt die absolute Nothwendigkeit nachweist, daß der Neuburger Pfalzgraf gewählt werde. Aber die Stände erkoren weder ihn noch seine Nebenbuhler, sondern einen Piasten. —

Auch zu theologischen Arbeiten veranlaßte Boineburg Leibnizen, da er als eifriger katholischer Convertit das höchste Interesse an der Bekämpfung mechanischer und materialistischer Ansichten an den Tag legte. Hatten doch Baco und Gassendi Anhänger genug und die Socinianer, 1663 in Mannheim freundlich aufgenommen, breiteten sich aus. Wie schwierig unter solchen Bestrebungen Leibniz's Stellung bei Boineburg war, kann man leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß er selbst den Mechanismus mit der Teleologie versöhnen und die Geheimnisse auch nicht für das Höchste in der Religion angesehn wissen wollte. Hatte er nun schon 1666 in der Schrift De arte combinatoria einen Beweis für's Dasein Gottes, als der unkörperlichen, unendlichen, bewegenden Substanz gegeben, so theilte er 1668 dem Boineburg einen Aufsatz mit, der Gottes Dasein und die Unsterblichkeit gegen Atheisten und Materialisten vertheidigen sollte, — eine Arbeit, die Gottl. Spizel ohne Vorwissen des Verfassers unter dem Titel: „Zeugniß der Natur gegen die Atheisten“ [1]) herausgab. Gegen den Socinianer Wissowatius aber richtete Leibniz auf des Barons Ersuchen: Vertheidigung der Trinität [2]) durch neue logische Funde 1669, worin er die sehr scharfsinnigen Einwände des Gegners als dialektisch falsch nachzuweisen suchte. Denn einerseits, wies er nach, lege jener Christo für einen Menschen zu erhabene Eigenschaften bei, andrerseits für einen Uebermenschen zu niedrige. Selbst die „ewigen Höllenstrafen“, welche die Socinianer verwarfen, vertheidigt er als mit seiner bestmöglichen Welt harmonirend; denn selbst wenn der größte Theil der Menschen verdammt würde, so seien doch alle Menschen zusammen nur ein so kleiner Theil der Welt, daß ihre Harmonie nicht dadurch gestört werde. Auch gehöre die Strafe als solche zur Harmonie

[1]) Confessio Naturæ contra Atheistas 1668.

[2]) Defensio Trinitatis per nova reperta logica 1669.

des Weltalls. — Es ist zu bedauern, daß er soviel Scharfsinn für solchen Gegenstand vergeudet hat. — Nach seiner Rückkehr aus Polen gab ihm v. Boineburg den Anstoß zu einer kritischen, historisch-philosophischen Arbeit, nämlich zur neuen Herausgabe des „Antibarbarus“ von Marius Nizolius, der schon 1553 erschienen war. [1]) War auch der Kampf dieses Mannes für ciceronianisches Latein im 17. Jahrhundert mehr nur von historischem Interesse, so ist doch die von Leibniz vorangeschickte Abhandlung über den Stil des Nizolius von großer Bedeutung. [2]) Denn er stellt darin als das letzte Ziel eines philosophischen Schriftstellers die Popularität und Klarheit auf und behauptet, der Deutsche habe an seiner Muttersprache einen besondern Probirstein. Freilich hatte er selbst später öfters über die Ungelenkheit derselben zu klagen, aber das 18. und 19. Jahrhundert hat seine Behauptung glänzend bewiesen. —

Im Jahre 1670 gab Leibniz auch eine physikalische Arbeit [3]) in zwei Theilen heraus, deren ersten er der Londoner Akademie, den zweiten der Pariser übersandte. Ebenso unbefriedigt von der cartesianischen wie scholastischen Physik, führt er alle Naturphänomene auf die universale Bewegung eines feinen Aethers zurück, welcher, dem Lichte verwandt, in der Richtung der Erdaxe in alle Poren der Körper dringt. Hinter dem unendlich Kleinen verschwinden die ihn noch beherrschenden Kategorien von Körper und Geist, Bewegung und Denken fast ganz. Aber doch ist ihm die Natur noch das Todte, Gott wird ganz außerhalb derselben gedacht und die Trennung von Natur und Geist aufrecht erhalten. Diese überschritt er jedoch bald darauf

[1]) M. Nizolii antibarbarus s. de veris principiis et vera ratione philosophandi contra Pseudophilosophos 1670.

[2]) Dissertatio de stilo Nizolii.

[3]) Hypothesis physica nova seu Theoria motus concreti et abstracti.

und zwar merkwürdiger Weise im Interesse für ein kirchliches Dogma: die Transsubstantiation. Es ist bekannt, daß die lutherische Auffassung des Abendmahles sich der katholischen sehr nähert: Die Realpräsenz von Leib und Blut Christi, welche die katholische Kirche als dauernd behauptet, nimmt Luther wenigstens im Moment des Genusses an. An der Beseitigung des Gegensatzes, in welchem sich hier der Glaube mit der damals herrschenden mechanistischen Anschauung befand, hatten daher beide Kirchen gleiches Interesse. Um ein Geistiges in und mit (in, cum et sub) einem Körperlichen zu denken, genügte ihm die cartesianische Definition des Körpers als Ausdehnung nicht, sondern er griff zu dem ältern Begriff: Substanz zurück, d. h. ein innerliches, unkörperliches Princip in jedem Körper. [1]) Auch hier, wie in dem oben berührten Universal-Aether finden wir einen Keim von Leibniz's späterm System: der Monadologie. — Neben diesen wissenschaftlichen Arbeiten nahm unsern Leibniz fast ebensosehr seine Correspondenz in Anspruch; es ist fast unglaublich, mit wie viel Männern er Briefe wechselte. Denn nicht allein Trieb nach Erkenntniß, sondern auch Ehrgeiz veranlaßte ihn dazu in einer Zeit, wo noch keine Legion von kritischen und unterhaltenden Journalen ein emporblühendes Talent förderte oder vernichtete. So schrieb er an Arnaud, Hobbes, Spinoza u. A., indem er ihnen irgend einen neuen Gedanken, ein Experiment, einen Einwand mittheilte. Daher ist auch sein Briefwechsel, der leider erst zum kleinern Theile gedruckt ist, für die Kenntniß Leibniz's wichtiger fast als seine Schriften. —

Aus diesen friedlichen Bestrebungen führte plötzlich die Gefahr Deutschlands Leibniz in die große Politik. Bekanntlich schlossen die Holländer, nach der kecken Wegnahme eines Theils der spanischen Niederlande, gegen Louis XIV.

[1]) In L's. Nachlaß aus dem J. 1671 der Aufsatz: Demonstratio possibilitatis mysteriorum eucharistiae.

mit England und Schweden die Triple-Alliance 1668. Der französische Raubkönig aber, dem der Aachener Friede die gemachten Eroberungen bestätigte, bringt geschickt Hollands Verbündete auf seine Seite, und bedroht sogar Deutschland. (1670.) In ihrer Angst halten die Kurfürsten von Mainz und Trier, deren Gebiet am ersten bedroht war, mit Herzog von Lothringen einen Convent zu Schwalbach, wohin auch Leibniz den Herrn v. Boineburg begleitet. Der Mainzer Kurfürst, bisher ein eifriger Verfechter der Friedenspolitik, ist für den Krieg, der Trierer dagegen. Boineburg, von beiden hochgeachtet, soll den Ausschlag geben. Er ist schon lange für den Frieden mit Frankreich, der vielleicht bei der traurigen Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands das beste war. Er beauftragte daher Leibniz, seine Gedanken darzulegen und zu beweisen, eine Aufgabe, die unser Freund in seinem: „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen" 1670 mit ebensoviel Scharfsinn als Patriotismus gelöst hat. Mit Verwerfung der Triple-Alliance empfiehlt er da eine „Particular-Union" der von Frankreich am meisten Bedrohten, die gegen Frankreich, aber doch unter dessen Auspicien geschlossen sei. Jeder Staat, jede Stadt Deutschlands solle frei hinzutreten dürfen, wenn er 1000 Mann stelle „zur Garantie des Westphälischen Friedens", nur dürfe man damit keinen „Staat im Staate" gründen. Die Mitglieder des leitenden Directoriums sollten wechseln, ausgenommen die Abgeordneten des Mainzer Kurfürsten, der neben der Reichs-Canzlei auch die der Allianz zu führen habe. Dieser Bund werde nicht nur Deutschland schützen, sondern auch Recht, Handel und Polizei, ja die Gründung einer Nationalsynode fördern. — Auf dieses sogenannte Limburger Bündniß antwortete Louis XIV. mit der Besetzung Lothringens. Man erwartete daher mit Angst eine allgemeine Invasion auch in Deutschland. Aber Leibniz weist in einer 1670 geschriebenen Fortsetzung

seines „Bedenken" scharfsinnig nach, daß der nächste Feldzug nur Holland gelten werde, da Frankreich weniger eine Universalmonarchie als eine Hegemonie (arbitrium rerum) erstrebe; Holland sollten daher die Seemächte vor Allem schirmen, womöglich so eifrig, daß es offensiv gegen Frankreich vorgehen könne. Deutschland werde nur durch einen seidenen Faden zusammengehalten, Italien sei zerrissen, Spanien gesunken,[1]) England dem französischen Einfluß offen[2]) Skandinavien getheilt, Polen zerklüftet. Deutschland werde schon so ohne Krieg, durch Geld und Weiber von Frankreich beherrscht, wozu solle dies erst jenem Krieg machen? Daher solle sich Deutschland innerlich recht zusammenschließen und in Bildung und Sitte von Frankreich unabhängig machen. — In der That wurde zu Marienburg bei Würzburg am 10. Januar 1672 solches Bündniß von 5—6 deutschen Fürsten geschlossen, natürlich aber bei der Lage ohne Erfolg.

Nach einem kurzen Besuch von Straßburg, im Auftrage Boineburgs 1671, wo Leibniz von Böcler eingehende Nachrichten über Cartesius erhielt, begab er sich, um Frankreich durch die Eroberung Egyptens von Deutschland abzuziehen, nach Paris. Waren doch die Türken und Franzosen die beiden bösen Nachbarn, welche seit 1670 fort und fort Deutschland bedrohten — wie wäre es, wenn sie sich einander durch Waffen schwächten, anstatt, wie zu befürchten stand, zu verbünden? Und hatte nicht schon bei St. Gotthard an der Raab Frankreich als Oesterreichs Bundesgenosse den Erbfeind der Christenheit bekämpft? Erwartete man nicht in Paris wie in Constantinopel früher oder später solchen Zusammenstoß? — So war also Leibnizens Idee keineswegs so abenteuerlich, wie man sie öfter bezeichnet hat; ja sie war nicht einmal neu. Denn schon im 14. Jahrhundert hatte der Venetianer

[1]) Hispani civiliter mortui sagt er schon vor 1670.

[2]) Wie die Auflösung der Tripelallianz schon 1672 bewies.

Marino Sanuto in seiner Schrift Secreta fidelium crucis dem Papste einen ähnlichen Plan dringend empfohlen. Und auch Leibniz faßte ihn nicht erst jetzt. Schon 1670 wird er in der oben besprochenen Schwalbacher Staatsschrift angedeutet. Insgeheim arbeitete also Leibniz eine umfangreiche Denkschrift für Louis XIV. aus und einen kurzen lateinischen Entwurf, der ihm mit Hilfe Boineburgs übermittelt wurde. Und siehe da: Der Sekretär Pomponne lud den Verfasser unterm 12. Februar 1672 zu einer nähern „Erklärung" ein. Vier Wochen später reist unser Philosoph daher, von einem Diener begleitet, nach Paris ab (19. März 1672). Freilich dürfen wir nicht verschweigen, daß er zu dieser Reise auch durch Privatinteressen veranlaßt wurde. Er selbst wollte seit lange Paris, damals der Mittelpunkt aller Bildung, Wissenschaft und Kunst, sehen, und sein Gönner Boineburg hoffte durch ihn die Auszahlung einer Rente, die ihm Louis XIV. für Dienste bei der Kaiserwahl 1658 schuldete, zu erlangen. Ja, die Wahrheit zu gestehen, jetzt war Leibniz's Reise eigentlich schon überflüssig vom politischen Gesichtspunkt. Nicht nur, daß England sich zu Frankreich schlug und so die Triple-Alliance sprengte, sondern der allerchristlichste König meldete auch dem Kurfürsten von Mainz, der sich ihm wieder eng angeschlossen, seine Rüstungen sollten und würden Holland züchtigen. Welcher Politikus hätte da noch wähnen können, einen Louis XIV. von Holland auf Egypten abzulenken? Und er ließ sich nicht ablenken. Er empfing Leibniz nicht, wie dieser so sehnlich wünschte; er antwortete ihm nicht, weder ja noch nein, sondern überzog Holland mit Krieg; als aber sein Gesandter in Mainz auf des Kurfürsten Wunsch wegen der Expedition anfragte, schrieb er ihm mit köstlicher Ironie: „Ich sage nichts über die Pläne eines heiligen Krieges; aber Sie wissen, solche Pläne haben seit dem heiligen Ludwig aufgehört, Mode zu sein." — Aber wenn auch nicht als Kreuzzug, als Eroberungsfahrt ist der Plan von französischen Herrschern

doch ausgeführt worden. Napoleon I. überraschte am Ende des vorigen Jahrhunderts Europa durch die plötzliche Wegnahme von Egypten; damals glaubte man, durch ein englisches Manifest darauf hingeführt, allgemein, Napoleon sei durch Leibniz's Denkschrift dazu veranlaßt. Dies ist jedoch nicht wahrscheinlich, da der Kaiser erst bei Eroberung Hannovers 1803 eine Abschrift von Leibniz's „Egyptischem Plan" nehmen ließ. — Eine persönliche Zusammenkunft mit Louis XIV. hatte also unser Freund nicht erreicht; er schrieb daher eine umfangreiche Denkschrift (iusta dissertatio) für den König und einen Auszug für Boineburg (consilium Aegyptiacum) Ende 1672. Da durchkreuzte die Kriegserklärung des großen Kurfürsten an Frankreich wieder seine Pläne; denn nur ein schneller Friedensschluß mit Holland gab einige Aussicht, daß Louis XIV. sich gegen Egypten wenden werde. Leibniz schrieb deshalb mit Erlaubniß des Mainzer Kurfürsten einen „Plan, Brandenburg durch Sachsen im Zaum halten". Aber der Tod seiner beiden Gönner, des Freiherrn v. Boineburg und des Kurfürsten v. Mainz, beraubte ihn der Hauptbeförderer seiner Idee. Ebensowenig Erfolg hatte es, als er sich 1673 an Herzog Johann Friedrich von Hannover und Fürstbischof Wilhelm von Fürstenberg in dieser Angelegenheit wandte. Trotzdem gab er die Hoffnung nicht auf, daß die Franzosen sie noch einmal von selbst in die Hand nehmen würden — und er hat sich, wie wir sahen, nicht getäuscht. Freilich führte die Ausführung nicht, wie er gehofft, eine Erleichterung Deutschlands herbei, sondern die zehnjährige Knechtschaft seines engern Vaterlandes Hannover (1803—13).

War auch so der eigentliche Zweck seiner Reise nach Frankreich nicht erreicht, so wäre doch schon der Aufenthalt in Paris, der sich nach und nach vier Jahre lang ausdehnte, Erfolg genug gewesen, hätte auch Leibniz nicht noch andre Aufgaben zu lösen gehabt. Zunächst setzte er es glücklich durch, daß seines Gönners, Herrn v. Boineburgs

Forderungen, wenn auch erst nach dem Tode desselben erfüllt wurden. Sodann leitete er in Paris die Erziehung von dessen 16jährigem Sohne Philipp Wilhelm, der mit ihm zusammenwohnte und arbeitete. Aber dies Verhältniß war nicht von Dauer. Der junge lebenslustige Mann konnte an der Methode des großen Gelehrten, Alles zu lesen und zu excerpiren, kein Gefallen finden; überbürdet, eingeschränkt und stets überwacht, sehnte er sich von einem Mentor fort, den er nicht verstand. Aber er bewies durch seine spätere ruhmvolle Laufbahn, die ihn in die höchsten Würden und den Grafenstand führte, daß er Leibnizens nicht unwerth war. Im Anschluß an eine Gesandtschaft, welche der Mainzer Fürstbischof über Frankreich nach England schickte, um bei den Friedensverhandlungen zugleich die deutschen Angelegenheiten geordnet zu sehen (die aber vergeblich war) kam Leibniz auf kurze Zeit nach London, 1673. Hier suchte er vor Allem die Bekanntschaft der großen Mathematiker und Naturforscher, welche damals England in sehr großer Anzahl zierten, des Chemikers Boyle, des Mikroskopikers Hook, der Mediciner Sydenham und Lyster, des Astronomen Newton u. A. Schon jetzt warf die Frage, wer die Differenzialrechnung zuerst entdeckt habe, Newton oder er, einen Schatten auf sein Leben, eine Frage, die seinen ganzen Lebensabend unerquicklich machen sollte. Aber es ist schon eine ganz falsche Fragestellung, wenn man darüber streitet, wer der erste Erfinder, wer der Plagiator sei. Wie oft wird dasselbe zur selben Zeit von verschiedenen Mathematikern und Naturforschern gefunden! Solche Entdeckungen liegen eben in der Luft. Leibniz hat seinen Fund früher gemacht, als er Newton überhaupt kannte, seine Methode ist offenbar von der des Letztern verschieden, ja sie würde auch neben dieser immer noch eigenthümliche Aufschlüsse über die höhere Mathematik geben, wie von Autoritäten wie Euler, Lagrange, Laplace, Poisson und Biot anerkannt worden ist. Bei diesem Streite, der durch

übereifrige Anhänger und patriotische Einseitigkeit so unerquicklich wurde, hebt sich Leibniz's Offenheit und Bescheidenheit gegenüber Newton vortheilhaft ab. Sein rückhaltloser Brief an Newton vom 21. Juni 1677 aus Paris, welcher seine Infinitesimalrechnung mit ganz denselben Buchstaben darlegt, mit denen er sie schon 1672 angedeutet hatte, ist eins der wichtigsten Aktenstücke für den Streit. Mag immerhin Newton schon 1669 die Fluxionsrechnung besessen haben — veröffentlicht hat er sie damals noch nicht — Leibniz besaß 1673 seine von jener „verschiedene Differenzen-Rechnung". Und da Beides etwas Verschiedenes ist, kann von einer Priorität derselben Entdeckung nicht die Rede sein.

Auch für seine Rechenmaschine [1]) fand Leibniz in London einen Nebenbuhler, Moreland, doch sprach ihm die Societät der Wissenschaften daselbst ihre Anerkennung dafür aus.

Da sich der politische Horizont immer mehr verdunkelte (1674 brach der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich aus), und des am 12. Februar 1673 verstorbenen Fürstbischof von Mainz Nachfolger, der frühere Coadjutor Karl Heinrich v. Beilstein-Metternich ihm ferneren Urlaub gewährte, so blieb unser Leibniz ruhig in Paris. Besonders vergrub er sich in die Bibliotheken, studirte Mathematik und Mechanik und suchte im Umgange mit großen Gelehrten Förderung; aber auch den Verkehr mit geschickten Handwerkern verschmähte er keineswegs, um ihnen ihre Kunstgriffe abzulernen. Ja, es ist gradezu erstaunlich, mit was für Plänen, Verbesserungen und Problemen sich sein feuriger Geist beschäftigte, wie er an Johann Friedrich von Hannover einmal schreibt. Dieser hatte ihn im selben Jahr freundlich nach Hannover eingeladen und ihm den Rathstitel mit 600 Thalern Gehalt angeboten. Aber Leibniz lehnte dieses Anerbieten ebenso ab wie kurz darauf das des dänischen

[1]) Die ihm übrigens nach und nach 11,000 Thaler kostete!

Residenten Habbens, nach Kopenhagen als Sekretär des Ministers v. Güldenlow zu gehen. Er wollte eben das für ihn so förderliche Paris nicht verlassen. Hatte er doch hier Gelegenheit, in höhern Kreisen den für einen Hofmann nöthigen Schliff zu erwerben; er besuchte auch öfters das Theater, Molière sah er noch selbst spielen, Racine stand grade auf der Höhe seines Ruhmes. Daneben beschäftigten Leibniz Denkschriften, die er im Auftrage verschiedener Fürsten und zu seinem Unterhalt verfaßte. So schrieb er 1674 für den despotischen und sittenlosen Herzog Chr. Ludw. von Mecklenburg-Schwerin, den seine Unterthanen fortgejagt hatten, eine Schrift, worin er die Möglichkeit der zweiten Scheidung untersuchte. Seine Nebenbeschäftigungen waren so zahlreich, daß er sich, wie er 1674 an Oldenburg schreibt, die Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten wegstehlen mußte. Wie hätte er da die Herausgabe des Martianus Capella, die er auf Huet's Bitten (in usum Delphini) übernahm, weiter fördern können, als bis zu einem Probestück? Er sollte seine kostbare Muße auf philologische Kritik verwenden, er, den allerlei Probleme in der Analysis, Optik und Mechanik beschäftigten? Auch Theologie und Philosophie, weniger die Jurisprudenz, zogen ihn an. So schrieb er für Arnaud, mit dem er ja schon von Mainz aus in Verbindung getreten war, einen lateinischen Dialog über das Verhältniß des Uebels zur besten Welt — ein Thema, das er 37 Jahr später in seiner Theodicee ausführlicher behandelt hat. Vor Allem aber schwang er sich in Paris, besonders durch den Umgang mit Huygens, auf die Höhe mathematischer Wissenschaft. Die Ehre, Mitglied der französischen Akademie zu werden, war ihm, wie wir aus einem Brief an die Gräfin Kielmannsegge wissen, 1673 zugedacht (er erhielt sie 1700), während ihn die Londoner Societät in diesem Jahre wirklich dazu ernannte. Schon gedachte er sich durch Kauf einer einträglichen Stelle gänzlich in Paris niederzulassen, als ihn ein ehrenvoller

Ruf des Johann Friedrich von Braunschweig nach Hannover brachte. Wegen jener Stelle, aber auch wegen der Gerüchte, er sei katholisch geworden, habe Feinde, sei in Lebensgefahr, — hatte er mehrere Briefe an seine Schwester Kathrine und ihren Mann, Pastor Löffler in Leipzig, geschrieben, die aber alle nicht an ihre Adresse gelangt zu sein scheinen. Denn sein Schwager macht ihm immer heftigere Vorwürfe wegen seines langen Schweigens und seines Kaltsinns gegen Verwandte und Vaterland. Freilich ging ihm für Leibniz's Plane völlig das Verständniß ab. — Im October 1676 also folgte Leibniz der Einladung des ihm schon lange befreundeten Herzog Johann Friedrich, der ihm zum dritten Male eine Rathsstelle, diesmal als Bibliothekar, angeboten hatte. Auf der Heimreise über London und Amsterdam lernte er die Mathematiker Collins und Gudden und den großen Philosophen B. Spinoza kennen. Aber wir würden uns noch mehr über die Aeußerlichkeiten wundern, welche Leibniz in seinen Schriften einzig von Spinoza zu erwähnen weiß, wenn dieser nicht bis zu seinem Tode allgemein für einen Cartesianer gegolten hätte. Vielleicht stießen sie sich auch ab: Spinoza der einsame, weltverachtende Weise und der nach Weltruhm und Fürstengunst jagende Leibniz.

Johann Friedrich,[1]) seit 1665 Herzog von Hannover, war einer der gelehrtesten Fürsten seiner Zeit. Auf seiner dritten Reise nach Italien — dahin zu reisen war ein ebenso theures als verderbliches Vergnügen damaliger deutscher Fürsten — 1650 zur römischen Kirche übergetreten, war er doch so toleraut, den verwerflichen Satz des westphälischen Friedens „cujus regio, ejus religio" nicht in Anwendung zu bringen. Nur für sich selbst hielt er katholische Priester, Sänger und Jesuiten, die lutherische Landeskirche

[1]) 1665—1679. Die vier Söhne Georgs, welche der Reihe nach in Hannover regierten, sind: Chr. Ludwig 1641 48, Geo. Wilhelm bis 65, Joh. Friedrich bis 79, Ernst August bis 1698.

blieb unangetastet. Doch fesselte ihn sein Uebertritt sowie seine Vermählung mit der Pfalzgräfin Benedicte bei Rhein an Frankreich, von dem er gegen Truppensendung Jahrgelder bezog. Unpatriotisch als Reichsfürst, Despot im eignen Ländchen, dessen „Kaiser" er sich zu nennen liebte,[1]) war er doch eine friedliche Natur; Kunst und Wissenschaft fanden bei ihm Pflege und Aufmunterung; seine Correspondenz mit vielen auswärtigen Gelehrten führte er in vier Sprachen. — Uebrigens folgte Leibniz der Einladung dieses Fürsten erst nach dreijährigen Verhandlungen, die uns von Leibnizens Entschlossenheit keine große Meinung einflößen. Aber als er endlich Paris widerstrebend verließ, nahm er ebenso einen großen, fruchtbaren Gedanken, die Differentialrechnung, mit fort, wie er durch einen andern großen Gedanken, die ägyptische Expedition, hingeführt worden war. Nachdem er in Hannover angelangt und nach manchem dringenden Schreiben neben seiner Bibliothekarstelle die eines Hofraths erreicht hatte, machte er sich zunächst mit den neuen Verhältnissen und Personen bekannt. Gewerbe, Handel und Bergbau, Geschichte und Politik zogen ihn an, überall machte er sich heimisch und faßte bald Pläne zur Verbesserung jener Zweige. Unter den einflußreichen Männern trat Leibniz besonders dem Minister Otto Grote und dem berühmten Theologen G. W. Molanus (Abt des lutherischen Klosters Loccum) näher. Freilich hatte der „unvergleichliche Theolog" zuviel Ehrgeiz and Geldgier, die er beide durch jedes Mittel, besonders durch Intrigue und Heuchelei zu befriedigen suchte. — Aus Leibniz's geologischen Studien im Harz, die er später in Oesterreich, Dalmatien und Italien fortsetzte, entstand sein Buch „Protogäa" 1691. Zum ersten Male von seinen Zeitgenossen entwickelt hier Leibniz eine Geschichte der Erde durch die Phasen: Feuer, Abkühlung, Feuchtigkeit, Wasser, Lebewelt. Zum Behuf dieser

[1]) „Ich bin Kaiser in meinem Lande".

Studien sammelte er auch prähistorische Gegenstände. Auch für das Münzwesen hatte er großes Interesse und erkannte früh die Bedeutung des von Kunkel resp. Brand entdeckten Phosphors. Doch stellte ihm sein neuer Herr bald eine politische Aufgabe, die Leibniz mit einer für den Gegenstand viel zu großen Sorgfalt löste. Wir wissen, gegen Ende des 17. Jahrhunderts verspürten verschiedene deutsche Fürstenhäuser große Begier nach Standeserhöhung. Bayern war 8. Kur, Sachsen ein Königthum geworden, daher wollte auch unser „Kaiser in seinen Landen", Herzog Johann Friedrich, etwas höher hinauf. Mit seinem Bruder, Herrn zu Celle, stellte er die hochwichtige Forderung, daß ihr gemeinsamer Gesandter unter den „hohen kurfürstlichen Gesandten" rangiren sollte. Aber sie wurde immer abgewiesen. Da schrieb Leibniz unter dem Pseudonym Cäsarin Fürstner eine Denkschrift „über der deutschen Fürsten Supremats- und Gesandtenrecht". Jammervolles Zeitalter, wo man in Deutschland Jahrelang um solchen Tand streitet, während Louis XIV. ein Stück Land nach dem andern raubt oder plündert! Um den Kaiser nicht zu reizen, nannte er sich Cäsarin und gab vor, dessen Ansehen werde ja gemehrt, wenn seine Fürsten die Souverainetät hätten. Freilich brach er seinem Beweis die Spitze ab, indem er die Kurfürsten, wie es doch nicht anders ging, über die Fürsten erhob. Ja, er weiß diese Rangerhöhung sogar als eine Ehrenfrage des Reichs gegenüber Italien darzustellen, wo doch die Fürsten souverain seien. — Einem edleren Zwecke diente aber unser Philosoph in seiner Stellung als Jurist, indem er gegen die scheußliche Sitte der Hexenprocesse auftrat. Neben der Inquisition ist der Hexen-Unfug eine der schlimmsten Folgen orthodoxer Intoleranz. Schon in Mainz hatte Leibniz Friedrich von Spee's Buch „Criminal-Vorsicht" (cautio criminalis) kennen gelernt; Spener's „Bedenken" gegen die Hexenprocesse fanden seinen vollen Beifall, und er war es, der seinen milden Fürsten

zur Aufhebung jener himmelschreienden Grausamkeit bewog. Das ist ja überhaupt die Stärke und Schwäche des Leibnizischen Philosophirens, daß er stets von den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft ausgeht. Daher der praktische Zug, der weite Blick, durch den seine philosophischen Arbeiten sich auszeichnen, daher aber auch das Fragmentarische, sich oft Widersprechende derselben. Die Idee der Gesellschaft als eines politischen, socialen und moralischen Verbandes bestimmt alle seine Aufstellungen; sie überwand auch seine rohe, cartesianische Anschauung von der Natur und führte ihn auf den Gottesstaat seiner Monaden. — Noch einmal kurz nach dem Frieden zu Nymwegen (1678) wandte sich Leibniz an Louis XIV., diesmal im Interesse der Wissenschaft. In diesen zwei Denkschriften [1]) fordert er ihn auf, der allgemeinen Barbarei, welche in Folge des steten Haders hereinbrechen werde, mit Hülfe der von Leibniz gesuchten „allgemeinen Charakteristik" entgegenzutreten. Er solle doch zu dem Zwecke die Quintessenz der besten Bücher excerpiren, Preise für Entdeckungen aussetzen und den ewigen Frieden herbeiführen. Die „allgemeine Charakteristik" (Spécieuse Générale) beschäftigte nämlich unsern Philosophen zeitlebens; natürlich ohne Erfolg. Denn so berechtigt sein Bestreben ist, für die oft mißverständliche, meist bildliche Wortsprache allgemeine Begriffszeichen einzuführen, so unmöglich ist der Versuch, alle Gedanken auf Zeichen zu reduciren, ja aus Zeichen abzuleiten. Schon Lullus († 1315) hatte dergleichen in seiner „großen Kunst" versucht, Bacon († 1626) scheint dasselbe zu fordern — aber wäre nicht dieser Calcul ebenso mechanisch als lähmend für die Wahrheitsforschung geworden? Hätte nicht Leibniz die Nach-

[1]) Préceptes pour avancer les sciences und Discours touchant la méthode de la certitude et l'art d'inventer, pour finir les disputes et pour faire en peu de temps de grands progrès.

kommen in dieselben Fesseln der philosophischen Tradition geschlagen, wie er selbst darunter seufzte? Und warum hat er die allgemeine Charakteristik nicht aufgestellt? Weil er nicht konnte! Und warum nicht? Lag dies an seinem mangelnden Scharfsinn? Gewiß nicht, sondern nur an dem Widersinn in der Sache selber. Diese Idee entsprang aus seiner kabbalistischen Verehrung für Zahlen und Formeln, wie er denn auch die Musik nur als Mathematik zu definiren weiß; fast vollständig bar des Verständnisses für warme Sinnlichkeit, versucht er die Sprache auf Zeichen zu reduciren, wünscht er, es möchte nur eine Sprache existiren, die „Charakteristik"; geht ihm, dem Sohne des prosaischen 17. Jahrhunderts, das Gefühl für's Gefühl in der Poesie fast völlig ab. Freuen wir uns daher, daß die allgemeine Gedankenrechnerei blos eine Phantasie unsres Leibniz geblieben ist! Was Louis XIV. auf jene beiden Denkschriften erwidert, ist nicht bekannt. —

Mit dieser allgemeinen Charakteristik hing ein andres Lebenswerk Leibnizens zusammen, das aber von ebenso wenig Erfolg gekrönt war: seine Unionsbestrebungen. Auch diese waren nur die Consequenz seiner philosophischen Ueberzeugung, nicht seines religiösen Bedürfnisses. Nach seinem System der Monadologie kommt keiner Lebenserscheinung, also auch keiner Kirche die volle Wahrheit zu; nach seinen politischen Begriffen wie auf Grund seiner geschichtlichen Studien kann er weder die Nothwendigkeit noch die Vortheile der Kirchentrennung fassen; er hatte so lebhaften historischen Sinn, daß ihm Alles Vorhandene irgendwie bedeutsam schien. Dieses Alles macht es uns verständlich, daß Leibniz die katholische Kirche so oft lobt, und doch, trotz glänzender Anerbietungen, nicht zu ihr übertrat. [1]) Die ganze Periode übrigens war den Unionsversuchen geneigt; hatte doch

[1]) Vgl. zu dieser ganzen Frage: Fr. Kirchner, Leibniz's Stellung zur katholischen Kirche. Berlin. C. Duncker 1874.

der gräßliche Religionskrieg sattsam die Nothwendigkeit der Toleranz nahegelegt; dem 16. theologischen Jahrhundert folgte ein unconfessionelles. Zahlreiche Uebertritte zur katholischen Kirche fanden Statt, so der von Boineburg, Lambeccius, Steno, Herzog Johann Friedrich, August II. von Sachsen u. a. m. Und diese Convertiten waren tolerant, nicht, wie gewöhnlich, fanatisch; nur daß auch sie gern eine Union gesehn hätten, die freilich von katholischer Seite als Rückkehr in den Schooß der „alleinseligmachenden" Kirche aufgefaßt wurde. In diesem Sinne drangen in unsern Philosophen befreundete Männner wie Johann Friedrich, Arnaud, Bossuet, Steno aus Holstein. Leibniz faßte die Sache aber von einem höheren, über beiden Confessionen stehenden Gesichtspunkt auf; ihm lagen die politischen und philosophischen Interessen mehr am Herzen als die religiösen. Von Natur zur Anerkennung jeder Ansicht geneigt, schon als Jüngling in die Controversen eingeweiht und zeitlebens mit den historischen und dogmatischen Werken beider Confessionen beschäftigt, liegt ihm nichts ferner als Einseitigkeit. Aber trotz allen Eifers erreichte er gar nichts. Erstens, weil religiösen Parteien gegenüber weder Vernunft noch Vermittelung angebracht ist; zweitens, weil er verkannte, daß die Gründe für die Kirchentrennung ja bei Weitem nicht Lehrunterschiede, sondern Lebensunterschiede sind, die nach und nach zu unversöhnlichen Gegensätzen sich zugespitzt haben. Drittens vergaß er, daß, wenn er Uebereinstimmung in Dogmen und Sitten fand, diese nur in seiner sozusagen „zusammenschauenden" Auffassung beruhte, sie aber niemals von den Kirchenherrn beiderseits anerkannt worden wäre; viertens wähnte er, die Papstkirche des Tridentiner Concils würde je eine ihrer himmelschreienden Prätensionen aufgeben. Fünftens hielt er fälschlich die Motive, welche Kaiser und Fürsten zum Uniren veranlaßten, für religiös, während sie fast nur politisch waren, und sechstens endlich vergaß

er, daß das Christenthum, zu welchem hin er beide Confessionen uniren wollte, ja eigentlich purer Nationalismus war, den jene zwei mit Abscheu von sich weisen mußten. Was namentlich seine Stellung zum Christenthum betrifft, so wurde sie natürlich durch seine Philosophie bedingt. Diese, unter dem Namen Monadologie oder Optimismus bekannt, ist in kurzen Zügen folgende: Die ganze Welt besteht aus Monaden, d. h. untheilbaren Wesen, welche das Universum mehr oder weniger deutlich spiegeln, vorstellen; ihre metaphysische Basis ist die Energie. Der Einfluß, den sie auf einander ausüben, ist nur geistig. Gott selbst ist die Ur- und Centralmonade, dessen Verhältniß übrigens zu den andern Monaden etwas unklar bleibt. Das Princip ihrer Individualität beruht in der verschiedenen Stellung der Monaden im Universum; weil ihre Zahl unendlich, ist ihre Energie gehemmt sind sie körperlich. Auch ist das Verhältniß von Leib und Seele wieder schwankend: Bald ist der Leib nur ein andres Wort für Beschränktsein, bald ist er etwas Selbständiges, das mit der Seele nur durch Occasionalismus parallel läuft[1]). Wie Leib und Seele zu einander, so befindet sich jede Monade mit allen übrigen in einer seit Ewigkeit prästabilirten Harmonie. Wegen dieser ist die vorhandene Welt die beste von allen möglichen (Optimismus). In dieser Welt herrscht wunderbar Ordnung, Zusammenhang und Leben. Jedes Theilchen des Universum ist belebt, ja beseelt; es giebt nichts schlechthin Unorganisirtes; es giebt keine geistlose Materie wie keinen unmateriellen Geist. Denn jede Thierzelle, jedes Stofftheilchen ist ein Spiegel des Universums. Zwischen den einzelnen Wesen der Schöpfung findet eine zusammenhängende Entwicklung statt; die Natur macht keinen Sprung. Die mechanische Naturbetrachtung ist daher bei Leibniz herrschend, wenn er

[1]) Die Philosophie des Leibniz habe ich genauer untersucht in meinem Buch: Leibniz's Psychologie. Cöthen. Schettler. 1875.

auch die teleologische mit aufnimmt. Vernunft und Wille sind nicht todte Vermögen unsres Geistes, sondern die fort und fort resultirenden Spitzen stets vorhandener dunkler Vorstellungen und Strebungen; wir denken und wollen stets, nur kommt uns Beides sehr oft nicht zum Bewußtsein. Daher vollziehen sich auch beide, die Denk- und Willensakte, mit mathematischer Nothwendigkeit. Wer den Betreffenden kennte, vermöchte jeden Entschluß vorherzusagen, den er eventuell fassen wird. Von Wahlfreiheit im gewöhnlichen Sinne ist daher nicht die Rede. Freiheit ist vielmehr die erkannte Nothwendigkeit, das Gute zu thun[1]). Das Gute ist auch das wahrhaft Nützliche, unsrer Natur am meisten Entsprechende. Thun wir das Gute, so werden wir also frei, tugendhaft und glücklich zugleich sein. Die Besserung (resp. Erlösung) des Menschengeschlechts geschieht folglich einzig durch Belehrung und Beispiel d. h. Aufklärung, denn es scheint Leibniz undenkbar, daß Jemand Etwas für's Richtige erkennen und es nicht thun sollte; für's Richtige, d. h. ihn wahrhaft Beglückende. So steigen wir von Erkenntniß zu Erkenntniß, unsre Liebe zum Guten (Gott) wächst in Ewigkeit, denn, da die Monaden unzerstörbar sind, giebt's ebenso wenig Tod wie Geburt. —

Ueberlegt man diese Sätze, so wundert man sich billig, was Leibniz überhaupt viel mit dem Christenthum zu schaffen hatte. Wohl hat er einen Gott; aber diese „reine Thätigkeit", der doch eigentlich nach dem obigen Begriff der Monade nichts zu thun übrig bleibt, ist vom Christengott sehr verschieden: Wunder, Inspiration, Menschwerdung, Erlösung, Wiedergeburt u. A. sind Begriffe, die der Monadologie schnurstracks wiedersprechen. Die Sünde der Monadenwesen ist einzig ihre Unvollkommenheit, die aber durch die Prästabilirung der besten Welt ganz nothwendig ist. Diese Sünde

[1]) Vgl. hierzu mein Buch: Freiheit des Willens p. 36. Halle. Fricke. 1874.

braucht, ja darf gar nicht gehoben werden, ohne die beste Welt aus den Fugen zu reißen. Ich schweige ganz von den stärksten Wundern, von Himmelfahrt, Todtenerweckung, Christologie — wo bleibt im Christenthum jener oft von Leibniz ausgesprochene Satz: Die „Natur" macht keinen Sprung? Was will im System mechanischer Nothwendigkeit göttliche Gnade; was hat mit der Centralmonade die Rolle eines Schöpfers, Monarchen und Vaters zu thun?

Es ist nicht anzunehmen, daß unser großer Philosoph diese Widersprüche übersehen habe, vielmehr wollte er, zumal da seine philosophische Weltanschauung noch nicht publicirt war, durch seine Unionsbestrebungen wohl ein politisch-wissenschaftliches Werk thun: die Kirchenspaltung, welche Vaterland und Religion schwächte, beseitigen. Er selbst bedurfte weder der geeinten Kirche noch einer der beiden Confessionen: wenigstens hat er die letzten 19 Jahre seines Lebens keine Kirche besucht und, als er auf dem Todtenbette gefragt wurde, ob er das Abendmahl nehmen wolle, geantwortet, er habe nichts zu beichten, denn er habe Niemand etwas zu Leide gethan. Von persönlichem Heilsbedürfniß war also bei ihm keine Spur; der Priester bedurfte *er* nicht, der mehr wußte als sie, ein Selbstbewußtsein, wofür sie sich freilich durch derben Zelotismus rächten.[1]) — Leibniz machte sich übrigens mit redlichem Eifer und zähem Fleiß an das Problem der Union, denn er gedachte die Lösung dieses „Calculs" doch endlich zu finden. Dieser mathematische Zug ist an vielen Theologen des 17. Jahrhunderts erkennbar: waren doch Pascal, Molanus, Arnaud, Steno, Weigel und Newton Mathematiker und Theologen zugleich. Daher suchten die Theologen seiner Zeit nur eine *Formel*, auf die man sich, unbeschadet des Gewissens, der Wahrheit und Lehre, wohl einigen könnte.

[1]) Sie predigten öfter gegen ihn von der Kanzel und verunglimpften seinen Namen Leibniz in „Glövenix".

Auch persönliche Erfahrungen ließen ihm die Union als eine mögliche Sache erscheinen. War er doch in Mainz am Hofe eines katholischen Kirchenfürsten und in nächstem Verkehr mit dem Convertiten von Boineburg, in Hannover war sein Herr wieder der katholisch-gewordene Fürst eines lutherischen Landes, dessen Bruder und Nachfolger Ernst August — der Gemahl der Reformirten Sophie; in Berlin endlich sah er ein reformirtes Herrscherhaus für die Union mit seinen lutherischen Unterthanen thätig. Auf die Fürsten rechnete denn auch Leibniz bei seinen Bestrebungen am meisten — natürlech zum Schaden der Sache. Freilich konnte er über diesen Punkt getäuscht werden: Betrieb doch sogar der Kaiser, ja der Pabst die Union mit den Protestanten, doch in der beliebten katholischen Manier, welche die „irrenden Schäflein" einfach zur Rückkehr in ihren weiten Schooß einlädt. Der Kaiser Leopold I. wiederum hatte das rein politische Interesse, durch die Union Deutschland gegen Frankreich zu stärken. Er sandte deshalb Royas de *Spinola*, Bischof von Thina, später von Wiener-Neustadt seit 1661 auf Unionsreisen; dieser, voll Eifer für seine Aufgabe, kam fünfmal nach Hannover, dessen Herzöge wegen der Kur, die sie erstrebten, ihm bereitwilligst entgegenkamen. Auch die beiden Herzoginnen Benedicta und Sophie, sowie die convertirte Aebtissin Luise Hollande von Maubuisson und ihr weiblicher Sekretär, Mdme v. *Brinon* unterstützten seine Bestrebungen. Endlich mischten sich zwei französische Prälaten eifrig ein: *Bossuet*, seit 1681 Bischof von Meaux, und *Pelisson*, Historiograph Louis XIV. Nun setzten Bossuet, Pelisson, Frau v. Brinon und Ernst von *Hessen-Rheinfels* alle Hebel ihrer Beredtsamkeit in Bewegung, um Leibniz zur katholischen Kirche hinüberzuziehen; aber er, wie die Kurfürstin Marie, blieben standhaft. — Das Verfahren unsres Philosophen ist nun ein doppeltes: Einerseits faßte er den Namen „*katholische Kirche*" in viel weitrem, idealem Sinne, als Gemeinschaft der Liebe, Heiligkeit

und Wahrheit, welche beide Confessionen umfasse. Die römische Kirche habe dabei den Vorzug der hierarchischen Succession und des Reichthums an Lehren und Sitten, die alle einen tiefen Sinn haben. Andrerseits bedürfe die bestehende Kirche aller Orten der Kritik und Reinigung, die denn Leibniz auch so eindringlich übt, daß ihm der Protestant an allen Ecken hervorguckt. Schon 1671 hatte er Herzog Johann Friedrich gegenüber die Absicht ausgesprochen, eine anonyme Vereinigungsschrift an hervorragende Theologen der verschiedenen Kirchen und Secten zu erlassen. Als 1679 Spinola wieder nach Hannover kam, trat Leibniz mit Bossuet, der 1671 seine „Exposition des katholischen Glaubens" (Exposition de la foi de l'église catholique) und Huet, dem Verfasser der „Evangelischen Darlegung" (Demonstratio evangelica) in Briefwechsel. Aber seine Unionsbestrebungen wurden durch den Tod des Herzogs Johann Friedrich auf seiner Reise nach Venedig (18. Decbr. 1679) unterbrochen. Wenn auch dessen Bruder und Nachfolger ihn in seinen „Bedienungen" bestätigte, so bewarb sich Leibniz doch der Sicherheit halber um die Stelle eines Bibliothekars in Wien und um die Mitgliedschaft der französischen Akademie. Doch brauchte er zu keinem von beiden seine Zuflucht zu nehmen, abgesehen davon, daß ihn die Akademie nicht vor Aenderung ihrer Statuten aufnehmen konnte (1699). In dem Prachtwerk zu Ehren des todten Fürsten finden sich drei Beiträge Leibniz's, die von seiner Pietät und Gewandtheit zeugen: Zunächst die sogenannten Personalien, welche nach der Leichenpredigt in der Hofkirche verlesen wurden (deutsch); dann ein französisches Trostgedicht an Sophie, die Gemahlin des Thronfolgers in Alexandrinern; und endlich ein lateinisches Epikedion auf des Herzogs Tod, dem hochgebildeten Bischof von Münster, Ferdinand von Fürstenberg, gewidmet. Nach der Todtenfeier wurden die Capuziner vom Hofe entfernt; es vorher zu thun, wie die protestantischen Prediger „um Gottes Barmherzigkeit und Jesu Wunden" willen gebeten,

erlaubte dem Ernst August seine Pietät nicht. Durch Frankreichs recht- und rücksichtloses Vorgehen nach dem Nymweger Frieden wurde Leibniz wieder zu einer politischen Denkschrift veranlaßt. Noch während der Belagerung Wiens durch die Türken 1683, welche aber von Johann Sobieski zurückgeschlagen wurden, gab er mit Zustimmung seines Fürsten den Mars Christianissimus heraus, worin er unter der Maske eines Franzosenfreundes (Gallo-Graecus) die scheinbar so guten französischen Absichten auf's Köstlichste ironisirte. Das Motto der deutschen Uebersetzung: „Auf, Teutscher, auf! Dein Heil ruht fast auf schlechtem Fuß, Auf, Teutscher, lies, bedenk und mach den rechten Schluß!" läßt die wahre Gesinnung des Verfassers ahnen. Hin und wieder bricht denn auch das tiefe patriotische Pathos durch, das ihn beseelt. Denn sein deutsches Herz glühte vor Zorn und Scham über den frechen Raub Straßburgs durch die Franzosen. — Zu dem neuen Herzog, dessen Schönheit, Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Bildung nicht nur von seinen Lobrednern gerühmt wird, und zu Sophie, seiner geistvollen, recht weiblichen Gemahlin, war übrigens Leibniz bald in ein ebenso freundliches Verhältniß getreten, wie zum Vorgänger. Aus den zahlreichen Vorschlägen, die er ihm zur Verbesserung von Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft machte, sehen wir seinen Einfluß auf den Fürsten. In politischen, religiösen und wissenschaftlichen Fragen, zum Vortheil des Rechts und der Finanzen, durch Ernst und Scherz war Leibniz seinem Herrn zu dienen beflissen. So zeugt für seine wissenschaftliche und zugleich geistreiche Art die komische Petition, welche die Hunde zur Abwehr einer Kochmaschine einreichen, die sogar die Knochen für die Menschen genießbar mache. Denn freilich war es seine Pflicht und sein Vortheil, den „sehr curiensen" Herrn fort und fort „mit etwas Neuem zu divertiren". Jahrelang verbrachte er den Sommer in Zellerfeld, um seine Verbesserung der Harzgruben durchzuführen, mußte aber

den Plan schließlich wegen der Hindernisse, die ihm von Neidern bereitet wurden, aufgeben. — Als die Türkengefahr immer näher rückte, sammelte er alle Weissagungen gegen diesen Erbfeind (Antiturcica), während er den Kaiser zur Milde gegen die Ungarn ermahnte. Bald darauf nahm er den Kaiser in seinem „Curiosen Staats-Mercurius" 1683 gegen die Beschuldigung in Schutz, er habe sich mit Frankreich zur Unterdrückung der Protestanten verbunden. Unterdrückt hat zwar Haus Habsburg die Protestanten blutig, aber wohl nicht in Folge eines französischen Bündnisses. —

Zugleich war aber Leibniz auch für das particuläre Interesse seines Fürstenhauses thätig. Nachdem nämlich die für unsern Philosophen später so wichtige Heirath zwischen Sophie Charlotte und dem Kurprinzen von Brandenburg, sowie die des Erbprinzen von Hannover mit der Prinzessin von Celle vollzogen war, strebte Ernst August nach dem Kurhut. Da aber Bedingung dafür die Primogenitur war, so hatte er ein Hausgesetz erlassen, wonach nur der älteste Sohn succediren sollte. Dies konnte er jedoch erst nach vielen Verwickelungen seinen drei jüngern Söhnen gegenüber durchsetzen. Leibniz, obgleich mit der Herzogin Sophie, die ihre Söhne gegen den Vater unterstützte, eng befreundet, trat doch für das Hausgesetz, das er als eine Wohlthat für das Land betrachtete, mit zwei Schriften ein. [1]) Dies hinderte jedoch nicht, daß er mit Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel und August Wilhelm von Celle freundschaftlichen Verkehr pflog, der seit 1691, wo ihm die Bibliothek von Wolfenbüttel übertragen wurde, ein ganz regelmäßiger wurde. Dieses nahe Verhältniß zu den verschiedenen braunschweigischen Herzögen verschaffte ihm auch großen Einfluß auf die Leitung und Besetzung der

[1]) Unterredung mit dem Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel über die Primogenitur 1685. Und: Das Recht der Erstgeburt in dem Hause Braunschweig-Lüneburg.

Universität Helmstädt. Diese leistete Leibnizen durch Calixt den Jüngern und andre Theologen in seinen Unionsbestrebungen Beistand. Der Bischof von Thina war 1683 wieder in Hannover erschienen und hatte geradezu überraschende Anerbietungen gemacht: Die protestantischen Prediger sollten ein, ja zwei Mal heirathen dürfen, die Dekrete des Tridentinums bis zu einem Generalconcil suspendirt bleiben, wenn man nur den Papst als obersten Patriarchen anerkannte. Die hannöver'schen Theologen Molanus, Barkhausen, Calixt und Meyer einigten sich alsbald mit Spinola; ja es geschah das Fabelhafte, daß der „Statthalter Gottes" Innocenz XI. der Union auf Grund der hannöver'schen Denkschrift [1]) geneigt war. Aber Leibniz, der weder zur päpstlichen Ehrlichkeit noch zu Spinola's Gaben großes Vertrauen hatte, wollte die Hauptcontroversen unter dem Schein eines liberalen Katholiken besprechen und die Möglichkeit einer gesunden Union nachweisen. Da jedoch Ernst August diesen Plan aus politischen Gründen mißbilligte, so kam er nicht zur Ausführung, und erst in diesem Jahrhundert ist jene eigenthümliche Schrift Leibnizens unter dem vom Bibliothekar ihr beigelegten Titel: „Theologisches System" erschienen. [2]) Ganz von dem Standpunkt eines Katholiken geschrieben, vertheidigt er alle Lehren und Sitten der römischen Kirche, deutet sie aber so um, hebt an ihnen so viele Mißbräuche hervor, daß schließlich nicht die römische Kirche des Tridentinums, sondern die wahre, alte Kirche übrigbleibt. So weicht er im Grunde an wesentlichen Punkten von der geltenden katholischen Dogmatik ab und vertheidigt viele rein protestantische Lehren. Nur kurzsichtige Parteilichkeit konnte daher die grundlose Behauptung

[1]) 1683 Methodus reducendae Unionis von Molanus.

[2]) Systema theologicum. Vgl. F. Kirchner: Leibniz's Stellung zur katholischen Kirche. Berlin. Duncker 1874, wo jene Schrift untersucht ist.

aufstellen, jenes „theologische System" sei ein Zeugniß, daß Leibniz eigentlich Katholik gewesen. Katholik wohl, aber in dem Sinne, daß ihm nur die ganze Kirche, alle Secten miteinbegriffen, die katholische war!

Seit 1691 griffen auch die zwei geistvollen Franzosen Pelisson und Bossuet in die Controverse ein. Interessant ist es, zu beobachten, wie klar und sicher Leibniz in seinen Briefen an jenen über Toleranz das Gebiet der indifferenten Lehren erweitert und die Autorität der Kirche beschränkt. Diese tolerante Gesinnung nahm er auch Gelegenheit auszusprechen, als ein Fräulein N. v. Asseburg, welche Visionen Christi hatte, scharf getadelt wurde. Auch unterstützte er den wegen seiner Schwärmerei entsetzten Superintendenten Petersen jahrelang. Bossuet gegenüber aber kam Leibniz in die üble Lage, gegen ein Princip auftreten zu müssen, das er selbst früher durchführen wollte. Denn als Bossuet, ganz wie Leibniz, als Vorbedingung der Union die Verhandlung über die Lehre machte, sah sich unser Freund durch seinen Hof genöthigt, immerfort auf die vorherige Abschaffung des Tridentinums zu dringen. Dieses schiefe Verhältniß läßt Leibnizen daher bald in persönliche Gereiztheit verfallen, so schlagend auch seine Gründe gegen die Beschlüsse jenes papistischen Afterconcils sind. Zuerst brach Bossuet den Briefwechsel ab, von seiner Unfruchtbarkeit überzeugt (1694), später (1701) that dies Leibniz, nachdem er ihn 1699 wieder angefangen hatte.

Unterdessen hatten ihn genealogische Studien 1687 nach Italien, dem Land seiner Sehnsucht geführt; er hatte die Aufgabe, die Verwandtschaft des Hauses Braunschweig mit dem von Este nachzuweisen. In jenem despotischen Jahrhundert war die Geschichtsschreibung fast ganz auf solche dynastischen Interessen beschränkt. Auf der Reise lernte er manchen bedeutenden Mann kennen: den Mechaniker Waldschmidt in Marburg, Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, für den er vor 19 Jahren die polnische Staatsschrift verfaßt hatte, Hiob Ludolf, Knorr von Rosenroth und Nesselius. In Wien aber beschäftigte ihn wieder die hohe Politik mehr als seine archivalischen Forschungen. Handelte es sich doch darum, ob man die Friedensanerbietungen, welche die Pforte nach den Schlachten bei Mohacz und Belgrad machte, annehmen oder den Krieg bis „zur Vertreibung der Barbaren" aus Europa fortführen sollte. Durch alle Schriften Leibnizens in dieser Periode zieht jene christliche Politik, welche den „Erbfeind" aus dem europäischen Gebiet entfernen möchte. Aber diese Hoffnung wurde durch den vertragsbrüchigen Einfall Louis XIV. in Deutschland schnell beseitigt. Der frechen, fast komischen Behauptung des französischen Kriegsmanifestes, „der Kaiser hege seit dem Frieden mit den Türken die Absicht, über Frankreich herzufallen", tritt das, wahrscheinlich von Leibniz verfaßte lateinische Gegenmanifest des Kaisers (18. October 1688) entgegen. Nachdem er während seines neunmonatlichen Aufenthalts in Wien noch mancherlei hannöver'sche Interessen gewahrt, reiste er langsam über die norditalienischen Städte nach Rom. (October 1689). Hier wurde er von allen wissenschaftlichen Gesellschaften ehrenvoll aufgenommen; die römischen Gelehrten schlossen sich ihm an. So Fr. Nazari, Borelli, Bianchini, Magliabechi, Febretti. Ja, man trug ihm die Bibliothekarstelle im Vatican an, hätte er nur — katholisch werden mögen. Als ein komischer, aber doch tiefnothwendiger Zug des 17. Jahrhunderts ist Leibnizens Vorliebe für China zu erwähnen, die er mit vielen Zeitgenossen theilte. Dem Roccoco-Geschlecht erschien das „Reich der Mitte" als Eldorado! Daher gab er öfter Nachrichten aus China heraus, vertheidigte die Religion der „Chineser" gegen den Vorwurf des Atheismus und versuchte durch Uebersendung seiner Dyadik, einer Rechnung von 0 und 1, den wißbegierigen Chinesenkaiser zu bekehren! Doch ver-

[1]) Novissima Sinica 1697.

folgte Leibniz dabei auch seinen großartigen Plan, durch Sprachvergleichung über das Wesen der Sprache Aufschluß zu erhalten. Ja, wie für so Vieles, ist er auch für die Sprachvergleichung der geniale Urheber. Allerorten forderte er ihm befreundete Gelehrte und Fürsten zur Anlegung kurzer Vocabularien auf, um dadurch die Wurzelwörter aufzufinden. Nach kurzer Begrüßung der Gelehrten Viviani, Guilielmini und Sabbatino in Bologna, traf er Ende 1689 in Modena, dem Ziel seiner genealogischen Reise ein, wo er auch alsbald Beweise für die gesuchte Verwandtschaft des Hauses Este mit Braunschweig auffand, daneben jedoch die Vermählung des Herzogs mit der Prinzessin Charlotte betrieb. — Erfreischt und bereichert kehrte Leibniz über Wien nach Hannover (Juni 1690) zurück, wo er sogleich die Erlangung der Kurwürde für seinen Herzog mit solchem Eifer betrieb, daß Ernst August 1692 nach Ueberwindung aller politischen und confessionellen Hindernisse die neunte Kur erhielt. Dadurch ward dem Protestantismus eine neue, mächtige Stütze. Diese Rangerhöhung seines Herrn verwickelte Leibnizen noch in trockne, genealogisch-heraldische Studien über ein Nichts, über den Unterschied nämlich des Reichsbanners von der Würtemberger Sturmfahne. Jenes hatte der Kaiser dem neuen Kurfürsten als Erzamt verliehen, wogegen aber Würtemberg Einspruch erhob, da es identisch mit der Reichssturmfahne sei, die Würtemberg seit 1336 zu führen berechtigt. Vergeblich schrieb Leibniz zwei gelehrte und scharfsinnige Schriften — Würtemberg drang durch, und erst 1710 erhielt Hannover das Erz-Schatzamt, eine wahrscheinlich sehr arbeitsvolle Würde!

Nachdem unser Philosoph für seine Verdienste um das Kurhaus zum Geheimen Justizrath befördert war — Kanzler konnte er trotz eifrigen Strebens nicht werden, da die zum Despotismus neigenden Fürsten des 17. Jahrhunderts die Kanzlerwürde eingehen ließen — so beschäftigte er sich emsig

mit der Geschichte des Hauses Braunschweig. Denn da er bei seinen Nachforschungen gefunden, daß sich dasselbe durch die Este bis in Karl des Großen Zeiten hinaufverfolgen lasse, galt es diesen Nachweis historisch-kritisch zu führen. Diese Aufgabe beschäftigte unsern Leibniz nun die letzten 30 Jahre seines Lebens. Aber wenn er sie auch in genialer, recht historischer Weise löste, das Auge nur auf die Wahrheit, nie auf eitlen Ruhm gerichtet, war ihre Uebernahme doch ein Mißgriff, der sich bitter gerächt hat. Denn zunächst war Leibniz für solche Arbeit, welche eine gewisse Selbstlosigkeit des Geistes verlangt, nicht geschaffen; sein gewaltiger, kühner Geist lebte und webte in umfassenden Ideen; sodann hat er das Werk viel zu weitschichtig angelegt, indem er zugleich die „Annalen des Occidentischen Kaiserthums" schreiben, ja für die neueste Zeit eine allgemeine Weltgeschichte daraus machen wollte. Zu diesem Zwecke gab er neben unzähligen Beschäftigungen — denn „Nichts Menschliches war ihm fremd" – eine Reihe vorbereitender Werke heraus. So 1693 einen diplomatischen Codex völkerrechtlicher Urkunden aus dem 12. bis 15. Jahrhundert [1]) und 1698 „Historische Beiträge", [2]) womit er sein der historischen Gesellschaft gegebenes Versprechen erfüllte; und die 1707, 10 und 11 herausgekommene Sammlung von 157 Schriftstücken zur braunschweigischen, resp. deutschen Geschichte. [3]) Den bis dahin meist unbekannten Urkunden sind historisch-kritische Bemerkungen vorangeschickt. Wie in allen Wissenschaften, die er bearbeitete, hatte Leibniz besonders in der Geschichte die doppelte Aufgabe sich gestellt: Zunächst möglichste Herbeischaffung des Materials, sodann philosophische Sichtung und Ordnung desselben.

[1]) Codex juris diplomaticus I. vol. 1693.

[2]) Accessiones Historicae 1698.

[3]) Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes 1707, 10 und 11.

Alles trieb er im großen Stil, Alles genial und universal. So auch seine Sprachstudien, die vergleichenden, wie die deutschen. Mit welchem Feuer und dabei welchem Verständniß ist seine Schrift: „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" 1697 verfaßt! Die deutsche Sprache ist in seinen Augen das Organ deutschen Lebens; tief beklagt er, daß „unsre Haupt- und Heldensprache" durch den greulichen Mischmasch so herabgebracht worden; ja er erkennt ganz richtig, daß die Annehmung einer fremden Sprache den Verlust der politischen Freiheit vorbereiten muß. Obgleich er auch andrerseits keine übertriebene Scheinreinigkeit will. Als gute Mittel zur Hebung der Muttersprache empfiehlt er dann einen Sprachbrauch (Lexicon), Sprachschatz und Sprachquell (Glossarium). Und diese Empfehlung deutscher Sprache nahm Leibniz selbst zu Herzen. Sind auch die meisten seiner Schriften lateinisch oder französisch geschrieben, so umfassen doch auch seine deutschen zwei stattliche Bände. Und wenn man bei der offenbar niedrigen Stufe, zu welcher unsre Sprache im 17. Jahrhundert herabgesunken war, bedenkt, daß Leibniz deutsch dichtete, deutsch so lebhafte und gewaltige Denkschriften verfaßte, wie die von „Oeffentlicher Sicherheit" und die „Unvorgreiflichen Gedanken", so muß man ihn unbedingt zu den besten deutschen Schriftstellern jener Zeit rechnen. Gab er doch sogar von 1700 bis 1702 eine deutsche Zeitschrift unter Eckard's Namen heraus: „Monatlichen Auszug neuer Bücher". Daß er aber nicht stets Deutsch schrieb, wird ihm Niemand verdenken, der unsre Nationaldichter in jener Periode: Lohenstein und Hoffmannswaldau mit Racine und Molière, unsre damalige Muttersprache mit der die Welt beherrschenden französischen vergleicht. Auch war er, wollte er auch außerhalb Deutschlands gelesen werden, zur Anwendung des Lateinischen oder Französischen gradezu gezwungen. Sein deutsches Herz zeigte Leibniz, wie wir schon öfters gezeigt, auch im französischen

Gewande, welches ihm zugleich Angriffe auf Frankreich ermöglichte, die in Paris verstanden wurden. Am 23. Januar 1698 starb Kurfürst Ernst August, dessen Tugenden als Herrscher und Mensch Leibniz wiederum in den „Personalien" mit Wärme feiert. Freilich war dieser Todesfall auch für ihn selbst von schwerer Bedeutung, denn sein Verhältniß zum Nachfolger Georg Ludwig ward niemals auch nur ein annähernd so freundliches, wie es zwischen Leibniz und den beiden Vorgängern bestanden hatte. Nur der herzliche Verkehr mit der Kurfürstin Sophie entschädigte ihn. Diese merkwürdige, vorurtheilsfreie Frau besaß neben frischem Humor großen Tact und verband mit einem tiefen Gemüth einen reichen, scharfen Geist. Nicht ohne Eitelkeit und Gefallsucht, vermeidet sie doch jede Extravaganz; fern von allem Schein geht sie stets ihre eignen Wege. Die Erziehung ihrer Tochter Sophie Charlotte und Nichte Elisabeth Charlotte, späteren Herzogin von Orleans, führte sie mit liebevoller Weisheit durch. Die auch sonst für das Zeitalter Louis XIV. höchst wichtigen Briefe der Letztern geben dafür das beste Zeugniß. Während an fast allen übrigen Höfen Europas Sittenlosigkeit oder Bigotterie herrschte, bewahrte Sophie ihren Zöglingen einen derben, gesunden Sinn ohne Prüderie und weckte ihre Begeisterung für Wahrheit und Wissenschaft. Selbst einem Ludwig XIV. nöthigte sie durch ihren Groll über die unter ihrem Namen verwüstete Pfalz Achtung, ja später Zuneigung ab. — Mit Sophie nun verkehrte Leibniz fast täglich in Herrnhausen; oft sah man sie durch die Gärten in philosophischen Gesprächen wandeln oder fahren; waren sie getrennt, so correspondirten sie eifrig. Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft und Theologie waren die Hauptgegenstände ihrer geistreichen Unterhaltung. Denn für Alles interessirte sich Leibniz, für Alles fand sein universeller Geist schöpferische Ideen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir ihn als den universellsten Geist aller Zeiten bezeichnen. Niemals ist soviel Wissen so

lebendig in einem Kopfe gewesen; er zersplitterte sich, aber jeder Splitter war von edlem Holze. Leibniz ist der Urtypus seiner Monaden, auch in ihm spiegelte sich die Welt, und mit welcher Klarheit! Mit dem kleinsten beschäftigt, verlor er nie dabei den Zusammenhang des Ganzen. Einseitigkeit liegt ihm fern, sein Streben ist stets auf die Versöhnung der Gegensätze in Philosophie, Theologie und Leben gerichtet. Für die Theologie haben wir schon seine Unionsversuche betrachtet; auch seine Theodicee, die er seiner verehrten Freundin, der Königin Sophie Charlotte, zu Liebe verfaßte, behandelt die Gegensätze von Vernunft und Glaube, Gnade und Verdienst, Freiheit und Vorherbestimmung. Die Rechtfertigung Gottes wegen des Uebels in der Welt durch die Erlösung, dieses Problem beschäftigte im 16. Jahrhundert alle Kirchen und Secten. — Aus dem Leben schöpfte sodann Leibniz tausend empirische Kenntnisse, vermöge deren er aber zur Einheit, zu einer umfassenden Weltanschauung emporzusteigen suchte. Seine Philosophie[1]) endlich sollte nicht nur nach seiner Absicht sein, sondern ist auch die Vereinigung aller frühern Systeme. Plato, Aristoteles, Demokrit, Cartesius, Spinoza und Locke — Alle kann man in dem System der Monadologie oder der prästabilirten Harmonie wieder finden. Und wenn ein philosophisches System die doppelte Aufgabe hat, sowohl den Gedankengehalt seiner Zeit wiede zugeben, als auch einige bleibende Gedanken ans Licht zu fördern, so giebt es wenige Philosophieen,die beide Forderungen so erfüllten, wie die unsres Leibniz. Noch heut ist sein System nicht etwa nur eine historische Curiosität, sondern ein fruchtbarer Gedankenschatz. Es gibt Systeme, die innerlich fast widerspruchslos sind und doch total falsch — z. B. das Hegel'sche; andre dagegen haben manchen, oft leicht nachweisbaren Widerspruch,

[1]) Fr. Kirchner, Leibniz's Psychologie. Ein Beitrag zur Gesch. d. Philosophie und Naturwissenschaft. Cöthen, Schettler, 1875.

wie Spinoza's und Leibniz's — und doch sind sie unendlich fruchtbar. Noch heut kehrt die naturwissenschaftliche Betrachtung zu Leibniz's Gedanken zurück, und Metaphysik, Psychologie und Kosmologie rühmen seinen vorahnenden Scharfblick. Es gehört nicht viel Kritik dazu, die Widersprüche aufzudecken, in welche sich seine Philosophie im Verhältniß zu seiner Theologie verwickelt; zu zeigen, daß der Begriff eines persönlichen Gottes durch seine Monadologie ausgeschlossen wird. Daß das Verhältniß zwischen Leib und Seele total unwahrscheinlich, die Existenz einer Materie im Gegensatz zu den Monaden nicht abzuleiten ist. — Aber was für weitreichende Perspectiven eröffnete Leibniz, wenn er die Stufenfolge der Wesen nachwies, jedes einen belebten Spiegel des Universums nannte, in jedem Alles aufzeigte, aus der Natur Sprünge und Wunder verbannte, Teleologie mit Mechanismus verband, die Kluft zwischen Organisch und Unorganisch, zwischen Thier und Mensch überbrückte, durch die unendlich kleinen Vorstellungen sowohl unser Denken als auch Wollen erklärte! — Und bei so umfassendem, philosophischem Interesse beseelte Leibnizen der wärmste Patriotismus! Aus den bisher besprochenen Staatsschriften haben wir schon gesehen, wie sehr ihm Deutschlands Ehre, Macht, Wohlstand, seine Geschichte, Sprache und Situation am Herzen lag. Denn nicht in billigen, patriotischen Phrasen, sondern in Schriften, Reisen, Reformen that sich seine Vaterlandsliebe kund. Doch war er dabei von deutschthümelndem Chauvinismus ebenso weit entfernt, wie von Schwärmerei für eintönige Centralisation Deutschlands. Wie er wünschte, daß in einem einigen Deutschland viele Stämme ihre berechtigte Sondereristenz führten, so war auch die mannichfaltige, friedlich geeinte Völkerfamilie Europas sein Ideal. Die Universalkirche findet so ihr Gegenstück in seiner Universalpolitik.

Was aber sollen wir noch von Leibniz als Polyhistor sprechen? Dieser sein Ehrenname ist wenigstens in alle

gebildeten Kreise gedrungen. Waren auch damals viele der heutigen Wissenschaften überhaupt noch nicht vorhanden — Aesthetik, Chemie, Statistik, Germanistik ꝛc.; — waren auch die vorhandenen lange nicht so vielverzweigt und umfangreich wie heute: Was für ein hoher, was für ein energischer Geist gehörte dazu, um alle anzufassen, geschweige zu erfassen? Freilich verband unser Philosoph mit unersättlichem Wissensdurst den eisernsten Fleiß; um sich zu unterrichten, scheute er kein Geld, keine Mühe, keine Correspondenz. Seine Bekanntschaften fanden sich von London bis Peking; sein Briefwechsel weist über tausend Namen auf, darunter Kaiser und Könige, Staatsmänner und Feldherrn, Gelehrte und Damen. Ich weiß nicht, ob ich seinen Verstand, seinen Willen oder seine Phantasie mehr bewundern soll. In jeder Wissenschaft war er nicht nur Dilettant, sondern Kenner, ja Reformator. Er war ein wandelndes Compendium aller Wissenschaften, eine lebendige Encyclopädie. Jurist von Fach, Philosoph und Theolog aus Anlage, Physiker, Sprachforscher und Mathematiker aus Neigung, war er im Auftrage zugleich Politiker, Publizist, Geschichtsschreiber und Bibliothekar. Auch er ist wieder ein Beweis für die Richtigkeit des Satzes, daß jede Philosophie nur der Ausdruck ihres Urhebers ist. Selbst Universalgenie, will Leibniz ein Universalsystem. Wie ein König herrscht er im Reiche des Geistes. Seinem Blicke entgeht Nichts, was auf dem Erdball die Wissenschaft und Cultur und Religion fördern könnte; überall regt er zu Sammlungen, Forschungen und gelehrten Gesellschaften an; als ob's sein eignes Interesse gälte, so unermüdlich arbeitet er für die Menschheit. Keiner begriff Neues eher, förderte Gutes eifriger, leitete schwache Anfänge des Fortschritts sorgsamer. Und das Ziel dieser ganzen, wahrhaft großartigen Thätigkeit? Sein philosophisches System giebt die Antwort: Es ist die Aufklärung! Denn er war von dem Ideal durchdrungen, daß der Mensch das Gute lieben und thun werde, wenn er's

nur erst recht kennen gelernt habe. Leibniz ist der Vater der Aufklärung, wie ein andrer, ihm ebenbürtiger Aufklärer, Lessing, zuerst richtig und warm hervorgehoben hat. Natürlich haben ihn pfäffische Leute einen „Glöveniz" und Indifferentisten, hochmüthige Philosophaster einen Eklektiker gescholten. Hätten doch nur beide Gegner ein wenig von dem gehabt, was sie diesem Riesengeist vorwarfen! Aber woher kam es, daß so viele seiner Bestrebungen fruchtlos blieben? Die Ursache dieses tragischen Geschicks ist zwiefach: Einmal war die Zeit, wo dieser große Mann auftrat, nicht reif für seine Gedanken; sodann aber war Leibniz nicht genug Parteimann, nicht einseitig genug. Die Leute, welche ein ganzes Volk mit sich fortgerissen haben, sind immer Fanatiker ihrer Ueberzeugung gewesen. Dazu war aber Leibniz viel zu allseitig.

Von solchem höhern Gesichtspunkt aus hat man nun auch Leibnizens Verhältniß zu Kurbrandenburg zu betrachten. Nicht nur um den Verkehr zwischen Kurfürstin Sophie und ihrer Tochter Sophie Charlotte aufrecht zu erhalten, reiste er so oft von Hannover nach Berlin, sondern um zwischen den beiden protestantischen Höfen die so nöthige Eintracht und vielleicht dadurch die Union wenigstens der reformirten mit der lutherischen Confession herzustellen. Zugleich aber wünschte er sich eine würdige wissenschaftliche Stellung in Berlin. Bei dem Unionswerke waren die wichtigsten Gründe politischer Natur; ihnen zu Liebe sollte, meinte Leibniz, eine, wenn auch nur äußerliche Einheit des socialen Lebens erreicht werden, mochten dabei auch große Differenzen, z. B. über's Abendmahl, bestehn bleiben. Der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III. war dem Unternehmen sehr geneigt; ja sein Hofprediger D. Jablonski sandte 1697 eine irenische Schrift [1]) nach Hannover, welche

[1]) Kurze Vorstellung der Einigkeit und des Unterschieds im Glauben bei den Protestirenden, nämlich Evangelischen und Reformirten. 1697.

nachzuweisen versuchte, daß gar kein Unterschied, also keine Ursache zur Trennung der beiden protestirenden Kirchen sei. Die Helmstädtische Facultät, Calixt d. J., Fabricius und Schmidt, billigten sie als eine „orthodoxe", fromme, genaue, gründliche, mäßige und für den Zweck des Kirchenfriedens geeignete Schrift. Leibniz aber und Molanus antworteten in der deutschen Unionsschrift „Weg zum Frieden" (Via ad pacem), der jener für Spenern speciell eine irenische Zuschrift (Tentamen irenicum) beifügte 1698. Ja, auf einer Conferenz mit Jablonski einigte sich Leibniz und Molanus über drei Punkte: Abstellung der Uneinigkeit in Lehre, Cultus und Namen der Confessionen. Aber mit dem Fall des Ministers Dankelmann kam auch die Unionsangelegenheit in's Stocken. Größere, politische Interessen nahmen die beiden Kurhäuser in Anspruch: Brandenburg bemühte sich um die Königskrone, Hannover um den englischen Thron. Wohl tagte seit 1703 in Berlin ein Collegium (irenicum) als aber der lutherische Inspector J. J. Winkler einen auf Willkür und Gewalt hinauslaufenden Unionsvorschlag that, der, weiß der Himmel, wie? veröffentlicht wurde,[1]) als 1706 bei der Vermählung der Sophie Dorothea mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen ihr völlige Religionsfreiheit gewährleistet ward; Leibniz selbst aber von seinem Kurfürsten Georg Ludwig bedeutet wurde, sich „des Vereinigungs-Negotiums allerdings zu abstrahiren" —: Da sah er, daß die ganze Angelegenheit verloren war. „Wie jetzt der Stand der Dinge ist", schrieb er daher 1708 an Fabricius, „erwarte ich nichts mehr von dem Vereinigungsgeschäfte. Die Sache wird sich einmal selbst vollziehen". —

Aber nicht nur die Union der evangelischen Confessionen war Leibnizen abgeschnitten, der Befehl seines für

[1]) Arcanum regium 1704. wonach der preußische König als Summepiscopus die Reformirten einfach zur Union zwingen sollte.

England interessirten Hofes zwang ihn sogar, gegen die Katholiken aufzutreten, mit denen er doch stets eine Union erstrebt hatte. Die Tochter des welfischen Herzogs Anton Ullrich, der selbst katholisch geworden, war ihrem Vater darin vorangegangen. Der daraus in England gegen Hannover entstandene Verdacht mußte niedergeschlagen werden, und Leibniz mit dem heikeln Geschäft betraut. Solche schlimmen Widersprüche bringt die Stellung eines Hofphilosophen oder Hoftheologen mit sich. — Eine andre, von 1702 bis 1712 sich hinziehende Bestrebung unterstützte Leibniz aus Neigung, aber auch ohne Erfolg: Der preußische König hatte Lust, die englische Liturgie und Episcopalkirche bei sich einzuführen; mit seinem Tode hörte das Interesse dafür natürlich auf.

Dagegen war es Leibniz vergönnt, seine Idee einer Akademie der Wissenschaften in Berlin ausgeführt zu sehen, denn die Königin Sophie Charlotte hoffte ihn dadurch öfter um sich zu haben, König Friedrich aber hielt ein solches Institut für eine passende Verbrämung seiner neuen Würde. Schon 1697 hatte die Kurfürstin bei Tafel den Wunsch nach einer Berliner Sternwarte geäußert; die Annahme und Verbesserung des gregorianischen Kalenders durch die Protestanten, derentwegen Leibniz mit den berühmtesten Astronomen Europa's correspondirte, gab einen neuen Anstoß, und am 18. März 1700 unterzeichnete Friedrich in Oranienburg den Entwurf einer „Academie des sciences und eines Observatoriums", deren Protector er selbst sein wollte. Nach einer vierwöchentlichen Hochzeit der einzigen Tochter des Kurfürsten von Brandenburg mit dem Erbprinzen von Hessen-Cassel, deren fast zu ausgelassene Festlichkeiten unsern Philosophen kalt ließen, ward am 11. Juli (a. St.) 1700 die „Societät der Wissenschaften" in Berlin gestiftet. Entsprechend den von Leibniz vorher eingesandten Denkschriften, sollte sie sich nicht nur mit den abstracten Wissenschaften beschäftigen, sondern stets

den praktischen Nutzen dabei im Auge behalten; sodann sollte sie eine „teutschgesinnte" sein, d. h. deutsche Sprache, Welt- und Kirchenhistorie pflegen. Endlich war ihre Aufgabe, die Verbreitung des christlichen Glaubens zu fördern; natürlich war dabei der civilisatorische Nutzen der Mission die Hauptsache in Leibniz's Augen. Aber dem großartigen Anfang entsprach der langsame Fortgang des Werkes wenig. Wohl wurde sogleich ein lebenslänglicher Präsident, nämlich Leibniz, ernannt, aber dieser stellte nicht nur geistig, wie Friedrich II. gesagt hat, eine ganze Akademie dar, sondern auch körperlich; denn bis 1710 hatte die Societät nicht einmal ein Sitzungslokal, der Bau der Sternwarte ward lässig fortgeführt, umsonst schlug Leibniz Lotterien und dergleichen zur Herbeischaffung von Geldern vor — der nordische Krieg und der spanische Erbfolgekrieg verschlang alles irgend Entbehrliche. Auch hatte er die Idee — die zum Glück nicht zur Ausführung kam — der Akademie die Censur über die Bücher zuzuweisen; schlechte Bücher sollten besteuert, die Gelehrten vom Buchhandel emanzipirt werden; aber wohin hätte das geführt! — dagegen war es ein größerer Schade, daß sein Versuch, weiße Maulbeerbäume zur Seidenraupenzucht zu verbreiten, mißlang. Auch für die Medicin, besonders Anatomie und Botanik, interessirte sich Leibniz und wußte Andre dafür zu interessiren.

Aber trotz der schlimmen Erfahrungen mit der berliner Akademie betrieb Leibniz die Gründung einer eben solchen, in Dresden, diesmal mit besondrer Rücksicht auf die Erziehung des Kurprinzen, wofür er sich, wie ein Aufsatz von 1693 beweist[1]), stets interessirte. — Und dabei erkaltete sein Eifer für Berlin nicht. In dem 1710 erschienenen ersten Band der Miscellanea (Berolinensia ad incrementum scientiarum) tritt er in fast allen seinen Gestalten auf

[1]) Projet de l'éducation d'un Prince.

als Historiker, — Theologie und Jus schloß das Statut aus, — Antiquar, Etymolog, Physiker und Mathematiker, und auch die Zueignung an König Friedrich I. ist von ihm. Im selben Jahre am 3. Juli eröffnete auch der Minister von Printzen die Societät, in vier Klassen getheilt, im endlich fertig gestellten Observatorium — freilich ohne Leibniz's Gegenwart, ja ohne seine Zustimmung! Von da an kam er überhaupt nicht mehr nach Berlin. Die Spannung zwischen den beiden Höfen wegen Hildesheim, das Mißtrauen, mit dem Churfürst Georg von Hannover ihn gehen, Friedrich von Brandenburg ihn kommen sah („pour espionner"); der Tod seiner hochverehrten Freundin Sophie Charlotte und die Kränkung, welche ihm zugefügt wurde, indem man die Societät ohne seinen Rath umgestaltete und ihm sein Gehalt vorenthielt; die Verachtung endlich, welche Friedrich Wilhelm I., wie allem Geistigen, so auch diesem Institut bezeigte, — dies Alles verleidete ihm Preußen und er wandte seinen Fleiß vielmehr der Stiftung von Akademien in Wien und Petersburg zu.

Doch dürfen wir nicht unterlassen, die thätige Theilnahme zu erwähnen, welche Leibniz der Erhebung Kurbrandenburgs zum Königthum zuwandte. Der am 1. November 1700 erfolgte Tod König Karls II. von Spanien, als dessen Nachfolger Leibniz in seinem berühmten Manifest[1]) Karl III. empfahl, unterstützte seine Bemühungen in Wien. Ein geheimer Kronvertrag kam nicht ohne seine Mitwirkung zu Stande. Ja, er gab 1701 die Monate Juli bis August von dem oben erwähnten „Monatlichen Auszug" besonders heraus, worin alle zu Ehren und zum Schutz der neuen Krone geschriebenen Schriften angezeigt, von ihm bevorwortet und mit einem Anhang versehen waren,

[1]) Manifeste contenant les droits de Charles III, roi d'Espagne, et les justes motifs de son expédition, publié en Portugal le 9 Mars 1704.

betreffend „dasjenige, was nach heutigem Völkerrecht zu einem König erfordert wird". Das Ganze aber ward durch eine streng gelehrte Abhandlung: „Ueber des Gratianus Münzen" würdig beschlossen.

Die Verhandlungen, welche seit 1701 zwischen England und Hannover betreffs der Thronfolge gepflogen wurden, beschäftigten auch unsern Leibniz. Unter dem glänzenden, wohlaufgenommenen Gefolge des englischen Gesandten befand sich auch der Freidenker J. Toland, mit dem sich Leibniz mündlich und schriftlich auseinandersetzte. [1]) Auch für die preußischen Rechte auf die oranische Erbschaft [2]) trat er 1702 und für die Besitzergreifung Neuchatels 1706 mit seiner gewandten Feder ein. Im Jahre 1705 aber hatte er den Tod seiner hochverehrten Gönnerin, der Königin von Preußen zu beklagen. Sie starb, noch mit den Problemen beschäftigt, die sie mit unsrem Philosophen so oft besprochen hatte. „Beklagen Sie mich nicht, sagte sie zu ihrer Hofdame, denn ich gehe jetzt, meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts." Sie starb, ohne die Vollendung des großen Werkes Theodicee (1710) zu erleben, zu dem sie Leibnizen ermuntert hatte, das so recht eigentlich auch ihr geistiges Eigenthum war. Friedrich der Große urtheilt richtig über sie: „Diese Fürstin hatte das Genie eines großen Mannes und die Kenntnisse eines Gelehrten; sie glaubte, daß es einer Königin nicht unwürdig wäre, einen Philosophen zu schätzen". Wie tief dieser von der Todesnachricht verwundet wurde, bezeugen die Briefe, die er sogleich und später darüber schrieb. Aber der Tod

[1]) Annotatiunculae subitaneae ad Tolandi librum 1701

[2]) Information sommaire touch. le droit incontestable, de S. M. le roi de Prusse 1702 und Traité somm. du droit de Fréd. I. 1707.

jener geistvollen Königin hatte für Leibniz auch direct üble Folgen. Denn nun kam die Akademie in Berlin immer mehr in Verfall; man ignorirte den Präsidenten Leibniz, ja man gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß man ihn in der preußischen Hauptstadt nicht gern sah. Bei der Spannung, welche mehr oder weniger stets zwischen den Höfen von Berlin und Hannover herrschte, glaubte jener, Leibniz wolle spioniren, dieser war eifersüchtig auf seinen Besitz. Daher kam es, daß Leibniz 1711 zum letzten Male in Berlin war; denn unter Friedrich Wilhelm I. dem abgesagten Feinde alter Wissenschaft, kam die Akademie ganz herunter. Dafür betrieb Leibniz die Gründung solcher wissenschaftlichen Gemeinwesen desto eifriger in Dresden (1703), Petersburg und Wien. Zu Karl XII. zwar, den er im Lager bei Altranstädt (1707) besuchte, kam er nicht in ein näheres Verhältniß. Der nordische Don Quixote liebte Thaten mehr als Geist. Desto größern Einfluß gewann Leibniz auf Peter den Großen. Dieser, überall bereit und eifrig, Wissenswerthes kennen zu lernen, erkannte sogleich die Größe des deutschen Polyhistors und ernannte ihn 1712 zu seinem Geh. Justizrath mit einem Gehalt von 1000 Gulden. Von ihm nahm er gern Rath und Hilfe für das Reformationswerk seines ungeheuren Reiches an; ihm willfahrte er, wenn er um Unterstützung seiner sprachvergleichenden und physikalischen Bestrebungen bat. So oft Leibniz mit dem Czaren zusammentraf, war er, wie er schreibt, voll Bewunderung nicht nur über die Humanität, sondern auch die reichen Kenntnisse und das scharfe Urtheil desselben.

Unter dem Vorwande, Material für seine Geschichte des Hauses Braunschweig, deren Ausarbeitung ihm immer lästiger wurde, zu sammeln, ging Leibniz 1712 nach Wien. Im Grunde wollte er sich womöglich dort anstellen lassen, denn er sehnte sich seit lange aus den kleinlichen, eitlen hannöver'schen Verhältnissen hinweg nach einem geistigen,

großartigen Leben in London, Paris oder Wien. In der österreichischen Kaiserstadt war er nicht nur Zeuge, sondern auch Acteur beim Utrechter Friedensschluß (1713). Doch war er auch für seinen Kurfürsten in Betreff seiner lauenburgischen Ansprüche thätig. Da zeichnete ihn der Kaiser, in Anerkennung seiner politischen Verdienste, mit der Reichshofrathswürde aus, der höchsten, die ein Protestant in Wien erreichen konnte. Schon 1690 übrigens war er zum Freiherrn erhoben worden. Dafür bemühte er sich auch eifrig, etwaige politische Aufträge des Kaisers gut auszuführen, so die Untersuchung über die streitig gewordene Erbfolge in Florenz. In dieser Zeit entstand auch sein am meisten abgerundetes philosophisches Werk: La Monadologie (1714), welches er, durch philosophische Gespräche mit ihm veranlaßt, für den geistvollen Eugen von Savoyen aufsetzte. Er hat darin seine Philosophie in wenigen kurzen Paragraphen oder Thesen entwickelt. Aber seine Bestrebungen, auch in Wien eine Akademie zu gründen, scheiterten an den Umtrieben der Jesuiten und der Finanznoth des Kaisers, der sogar durch den Schotten Ker von Kersland bedeutende Anleihen betrieb. Dieser Kersland, ein eifriger Anhänger des Hauses Hannover, that Alles, die durch Königin Anna's Vorliebe für den Prätendenten bedrohte hannöver'sche Thronfolge aufrecht zu erhalten. Leider aber erlebte die Kurfürstin Sophie diese Rangerhöhung nicht mehr. Sie starb 1714, kurze Zeit, bevor der Tod der Königin Anna von England gemeldet wurde. Abgesehen von dem persönlichen Verlust, den Leibniz dadurch erlitt, war ihr Tod auch für seine Stellung in Hannover von empfindlichen Folgen. Denn König Georg I. wußte einen Geist wie Leibniz nicht zu würdigen; für ihn war er nur sein „Dictionnaire" und Historiograph. Und so sehen wir denn nicht nur, daß Georg Leibnizens Reisen mit mißgünstigen Blicken ansah, sondern auch, daß er ihm verbot, an den Hof nach England zu folgen. Daher beklagt er sich mit Recht, daß, „während Europa ihm

Gerechtigkeit widerfahren ließe, man es da nicht thäte, wo er das meiste Recht hätte, es zu erwarten". Freilich dürfen wir nicht verschweigen, daß Leibniz seit Jahren nicht mehr an der Geschichte des Hauses Braunschweig gearbeitet und viel liberalere Ansichten betreffs Englands hatte als der absolutistische Georg und seine Minister. Doch gab die ganze Verhandlung Leibnizen Gelegenheit zu einer wahrhaft edelmüthigen Handlung, indem er eine Schuld von 230 L., die Ker v. Kersland für Hannovers Sache contrahirt, heimlich bezahlte.

Der Mißmuth über die erfahrene Kränkung ließ ihn darauf denken, wie er seine letzten Lebensjahre in angenehmerer Umgebung verleben könnte. Seine Blicke und Briefe wandten sich nach Wien und Paris. Aber ihm war nicht beschieden, nach dem einen oder andern überzusiedeln. Dennoch schwand sein Interesse für Englands Wohlfahrt nicht, wie sein „Anti-Jacobite" (1715) bezeugt, worin er gegen die Anmaßungen der englischen Grundbesitzer auftritt.

Aber seit 1714 wurde Leibniz von der Gicht geplagt, welche fortan immer heftiger auftrat. Er arbeitete zwar an seiner Geschichte des braunschweigischen Hauses weiter, aber neue Entwürfe zu wissenschaftlichen Unternehmungen machte er nicht mehr. Er wünschte nur noch so lange zu leben, bis er eine Gesammtausgabe seiner Schriften und vielleicht eine umfassende Darstellung seines Systems gegeben hätte. Am 14. November 1716 besuchte ihn ein ihm bekannter Dr. Seip, um ihm ein Mittel gegen die Steinschmerzen zu verschreiben. Aber noch während dieser nach der Apotheke ging, dasselbe zu holen, starb Leibniz. Er hatte noch zu schreiben versucht, zerriß es aber, da er's nicht mehr lesen konnte. „Wie er so schwach war, erzählt sein Gehilfe, der Bibliothekar Eckhart, und ihn sein Diener erinnerte, ob er nicht das heilige Abendmahl nehmen wollte, hat er geantwortet, sie sollten ihn zufrieden lassen, er habe

niemand etwas zuleid gethan, habe nichts zu beichten". Vom Schreibtisch aus ging er zu Bett, verhüllte sein Haupt und entschlief sanft und muthig wie ein Philosoph, ohne Arzt und Priester.

Die Papiere des großen Mannes wurden, da sie politische Bedeutung hatten, in das Staatsarchiv übergeführt, seine baare Hinterlassenschaft aber (im Betrage von ca. 15000 Thaler) seinem einzigen Erben und Neffen Pastor Löffler in Probstheida übergeben. Doch brachte diesem das Geld keinen Segen. Seine Ehefrau starb vor freudigem Schreck und er selbst ward unruhig über den großen Schatz und zuletzt geisteskrank.

Leibniz's Leichenbegängniß, wenn man die ehrlose Bestattung so nennen darf, war eine Schande für seine Zeit. Die Ungnade, welche auf ihm zu lasten schien, hielt den Hof natürlich fern. Verwandte waren nicht in der Nähe. Aber auch die Geistlichkeit folgte nicht dem Sarge des „Glöwenix", wie sie ihn von den Kanzeln herab verunglimpfte. Freilich, „er ging wenig oder gar nicht zur Kirche, sagt Eckhart, und communicirte sehr selten. Wenigstens in 19 Jahren, da ich ihn gekannt, weiß ich nicht, daß er's gethan. Die Prediger schalten deßwegen oft öffentlich auf ihn; er blieb aber bei seiner Weise. Gott weiß, was er vor Motive dazu gehabt". Eckhart weiß es nicht, die berühmte edle Herzogin Elisabeth von Orleans dagegen schreibt: „Wenn die Leute gelebt haben wie dieser Mann, kann ich nicht glauben, daß er von Nöthen gehabt, Priester bei sich zu haben. Denn sie konnten ihn nichts lehren, er wußte mehr als sie. Gewohnheit ist keine Gottesfurcht und das Abendmahl, als Gewohnheit betrachtet, hat keinen moralischen Werth, wenn das Herz von edlen Gesinnungen leer ist. Ich zweifle also gar nicht an des Herrn Leibniz Seligkeit". — Die Akademien von Berlin und London, jede aus andern, aber leicht erklärlichen schlechten Gründen,

ignorirten ihres größten Mitgliedes Ende; nur in der Akademie von Paris las Fontenelle seine noch erhaltene schwungvolle Lobrede.

Da wir sogleich eine treffende Selbstcharakteristik dieses großen Mannes folgen lassen, haben wir schließlich nur noch in wenigen Worten seine Bedeutung zusammenzufassen. Aus dem bisherigen ist hervorgegangen, wie allseitig zunächst Leibniz gewesen. Jura, Mathematik, Physik, Theologie, Philosophie, Politik, Nationalökonomie, Geschichte und Sprachvergleichung — alle diese Gebiete beherrschte sein gewaltiger Geist. Aber er würde nur den Namen eines Polyhistors, wie etwa Conring, verdienen, wenn er nicht, wie es doch der Fall ist, überall selbständig und originell eingegriffen hätte. Er ist der Erfinder einer neuen Rechtsmethode, der Differentialrechnung, der Theodicee, der Monadologie, einer bessern Geschichtsschreibung und der Sprachvergleichung. Diese Originalität sichert ihm den Ruhm eines Genies, ja eines Universalgenies. Sein Scharfsinn, Combinationstalent und Verstand waren enorm; sein Charakter fleckenlos, sein Streben durchaus edel, patriotisch und selbstlos. Möchte das deutsche Volk diesen Mann, um den es schon bei seinen Lebzeiten vom Ausland beneidet wurde, immer mehr kennen und schätzen lernen; möchte aus dem stolzen Worte: „Er war unser!" das innige Verständniß hervorgehen: „Er ist unser!" — —

Leben Leibniz's,

von ihm selbst kurz dargestellt. [1])

Der Name Leubniz oder Lubeniecz ist slavisch; die Familie in Polen, Böhmen ..... (Mein Vater) wanderte sowohl auf eignen Einfall, als auch, weil sich nirgends sonst eine Hoffnung darbot, auf Anrathen der Freunde, welche ihm am sächsischen Hofe Gönner verschafft, und mit ihrer Hilfe dahin (nach Sachsen), sodaß er schließlich in Leipzig eine Professur erlangte und sein Vermögen ruhig anlegte. Denn da er in praktischen Dingen geschickt war, wurden ihm die Geschäfte der Akademie anvertraut, welche in den Provinzialversammlungen zu thun sind, wo die Akademiker unter den Prälaten sitzen; auch handelte er bei jeder andern Gelegenheit mit Treue und Beifall.

Ihm wurde ich geboren, als er schon 50 Jahr alt war, und ich verlor meinen Vater kaum sechsjährig, weshalb ich ihn mir nur wenig vorstellen kann, das Uebrige erst von Andern erfahren habe. Nur an Zweierlei erinnere ich mich, erstens daß mein Vater selbst, da ich früh lesen lernte, darauf auswar, mir Liebe zur heiligen und profanen Geschichte sowohl durch verschiedene Erzählungen als besonders durch ein deutsches Buch zu erwecken. Dies gelang ihm so vollkommen, daß er sich von mir Vorzügliches versprach. Das Zweite ist wirklich merkwürdig, und ich

[1]) Vita Leibnitii, a se ipso breviter delineata. (Mit vielen Lück... der Kgl. Bibl. zu Hannover. (Lateinisch).

erinnere mich dessen noch so lebhaft, als ob es vorgestern passirt wäre. Es war Sonntag, meine Mutter war in die Frühpredigt gegangen, der Vater lag daheim im Bett und war krank. Ich spielte, indem außer uns nur noch eine Tante zugegen war, am Ofen noch nicht angezogen; ich marschirte aber auf einer an der Wand befestigten Bank umher, an welche ein Tisch geschoben war, und am Tisch stand die Tante, um mich anzukleiden: ich steige übermüthig auf den Tisch und schlage, da mich jene fassen will, zurücktretend kopfüber auf den Boden; Vater und Tante schreien laut auf, sehen sich nach mir um und finden mich an der Erde unverletzt und lachend, aber fast drei Schritt vom Tische entfernt, viel weiter als ein Kind hätte springen können. Daher sandte der Vater, eine besondere Gnade Gottes darin erkennend, sogleich einen Zettel in die Kirche, damit am Ende des Gottesdienstes der Sitte gemäß Gott für mich gedankt würde. Dies bot dann für viele Gespräche in der Stadt Stoff. Mein Vater aber faßte sowohl hieraus, als auch vielleicht aus Träumen oder Vorzeichen betreffs meiner solche Hoffnung, daß er oft deshalb von seinen Freunden verspottet wurde. Aber es war weder mir vergönnt, länger seines Schutzes zu genießen, noch ihm, meiner Fortschritte sich zu freuen, denn bald darauf schied er aus diesem Leben.

Ich fand mit zunehmenden Jahren und Kräften an der Lectüre von Geschichten wunderbares Vergnügen und legte deutsche Bücher, deren ich habhaft werden konnte, nicht eher aus der Hand, als bis ich sie ganz durchgelesen. Aber aufs Lateinische warf ich mich in der Schule, worin ich gewiß nur mit der gewöhnlichen Langsamkeit vorwärts gekommen wäre, hätte mir nicht ein Umstand einen besondern Weg gezeigt. Ich fand nämlich zufällig in dem Hause, wo ich wohnte, zwei Bücher, welche ein Student versetzt hatte, das eine, erinnere ich mich, war Livius, das andre der chronologische Thesaurus des Sethus Calvisius. Kaum

hatt' ich sie gefunden, so verschlang ich sie, und den Calvisius wenigstens verstand ich ziemlich leicht, weil ich ein deutsches Buch der Universalgeschichte hatte, welches oft dasselbe sagte. Aber am Livius blieb ich länger hängen, denn da ich die Dinge und Stilarten der Alten nicht kannte, und die Geschichtsschreiber bisweilen eine vom gewöhnlichen Verständniß entfernte Diction haben, so verstand ich kaum eine Zeile. Aber da es eine alte, mit Holzschnitten gezierte Ausgabe war, so betrachtete ich diese eifrig und las die darunterstehenden Worte, indem ich bei dem Unklaren nicht verweilte und übersprang, was ich gar nicht verstand, und indem ich dies öfter that und so das ganze Buch durchblätterte, verstand ich, als ich nach kurzer Zeit wieder daran ging, bei weitem Mehr, worin ich zu meinem großen Vergnügen ohne Lexicon fortfuhr, bis mir das Meiste ganz klar war und ich in den Sinn (eindrang). Indessen als ich in der Schule (Einiges) vorbrachte, (fiel das) dem Lehrer (auf), und er fragte mich, woher ich jene Dinge (hätte). Ich sagte es und (begann) zu erzählen, was mir frisch im Gedächtniß war. Der Lehrer, indem er dies verheimlichte, geht zu denen, welche meine Erziehung leiteten, und ermahnt sie, Sorge zu tragen, daß ich nicht durch unzeitige und verfrühte Lectüre meine Studien störte. Aus der Hand schlagen müsse man dem Knaben die Bücher, die für ein spätres Alter paßten, und ihn zum Comenius und kleinen Katechismus zurückschicken. Und er hätte sie gewiß dazu überredet, wäre nicht ein gebildeter und durch Reisen aufgeklärter Edelmann Zeuge der Unterredung gewesen, der dem Hausherrn befreundet war; dieser, angeekelt durch des Lehrers Neid oder Dummheit, der Alle mit demselben Maß messen wollte, begann dagegen nachzuweisen, wie unbillig und unerträglich es sei, die ersten Keime eines sich entfaltenden Geistes durch die Härte und Roheit des Lehrers zu unterdrücken. Im Gegentheil, man sollte den Knaben, der nichts Gewöhnliches

verspreche, gewähren lassen und ihn so viel als möglich unterstützen. Daher ließ er mich rufen und ruhte, da ich ziemlich verständig antwortete, nicht eher, als bis er es bei meinen Verwandten durchsetzte, daß mir zu meines Vaters Bibliothek, die bis dahin unter Schloß und Riegel gehalten wurde, der Zutritt gestattet wurde. Ich aber triumphirte über diese Nachricht, als ob ich einen Schatz gefunden hätte. Denn ich sehnte mich darnach, die Alten, die mir nur dem Namen nach bekannt waren, zu erblicken: den Cicero und Quinctilian und Seneca, den Plinius, Herodot, Xenophon, Plato und die Augusteischen Geschichtsschreiber und viele lateinische und griechische Kirchenväter. Diese wälzte ich, wie mich grade der Trieb führte, und fand an der wunderbaren Mannichfaltigkeit Vergnügen: Daher verstand ich, noch nicht 12 Jahr alt, die Lateiner und fing an Griechisch zu stammeln und schrieb mit besondrem Erfolg Verse und brachte es darin so weit, daß, als einst einem Knaben eine Festrede in Versen für Pfingsten aufgetragen war, und jener kaum 3 Tage vor dem Actus krank wurde, Niemand aber die Sache übernehmen wollte, wenn man ihm nicht die von Jenem ausgearbeitete Rede mittheilte, ich mich in mein Studirzimmer von Früh bis Mittag einschloß und 300 Hexameter, die selbst von den Lehrern gelobt wurden, niederschrieb und noch dazu, wie ich mir vorgenommen, ohne eine Elision, die ich denn auch am festgesetzten Tage vortrug. [1])

Wenigstens brachte ich es in den Humaniora und der Poetik soweit, daß meine Freunde fürchteten, ich möchte, durch die verführerischen Musen gefesselt, Ernstes und Schwieriges verabscheuen. Aber die Zukunft befreite sie von dieser Sorge. Denn sobald ich zur Logik kam, deren Dornen die Andern scheuten, ergriff ich sie mit großer Begier. Und ich wandte nicht nur die Regeln leicht auf

[1]) 1659, wo also Leibniz 13 Jahr alt war.

Beispiele an, die ich zum Staunen der Lehrer allein unter den Altersgenossen machte, sondern ich regte auch Zweifel an und faßte schon damals neue Gedanken, die ich, damit sie nicht verloren gingen, auf Zettelu notirte. Lange nachher habe ich gelesen, was ich als Vierzehnjähriger schrieb, und mich höchlich darüber ergötzt. Von den verschiedenen Einfällen jener Zeit will ich nur einen als Beispiel anführen. Ich sah, daß die einfachen Termini der Logik in gewisse Klassen geordnet werden, welche man Prädicamente nennt. Ich wunderte mich, warum nicht auch die zusammengesetzten Ausdrücke oder Urtheile in Klassen vertheilt würden; in der Ordnung nämlich, worin sie von einander abgeleitet werden könnten, und ich nannte diese die Satzprädicamente, welche hernach ebenso den Stoff der Syllogismen abgaben, wie die gewöhnlichen Prädicamente den der Urtheile. Als ich diesen Zweifel den Lehrern vorlegte, that mir keiner genüge, sie erinnerten nur, es passe nicht für Knaben, Neues zu unternehmen in Dingen, die sie noch nicht hinreichend getrieben hätten; später aber sah ich, daß die Prädicamente oder die Reihe von Urtheilen, die ich verlangte, dasselbe sei wie uns die Mathematiker in den Elementen geben, welche ihre Anordnung so machen, wie Eins aus dem Andern abzuleiten ist: was ich damals umsonst bei den Philosophen suchte. Unterdessen las ich Zabarelle, Gubius, Fonseca und andere Scholastiker mit nicht geringerem Vergnügen als vorher die Historiker und brachte es darin soweit, daß ich den Suarez mit derselben Leichtigkeit las, wie wir die Milesischen, die man Romane nennt, zu lesen pflegen.

Inzwischen aber fürchteten meine Erzieher (denen ich am meisten darum zu Dank verpflichtet bin, daß sie sich möglichst wenig in meine Studien mischten) während sie früher besorgt gewesen, ich möchte Poet von Be uf werden, nunmehr, daß ich an den scholastischen Spitzfindigkeiten hängen bleiben möchte; aber sie wußten nicht, daß mein

Geist nicht durch eine Art von Beschäftigung ausgefüllt werden kann. Denn da ich merkte, daß ich für das Rechtsstudium bestimmt sei, richtete ich sogleich, mit Dahingabe alles Uebrigen, meinen Geist darauf, wo sich mir ein größerer Nutzen meiner Studien darbot. Ich gewahrte aber, daß mir meine frühern Studien der Geschichte und Philosophie Leichtigkeit in der Aneignung der Jurisprudenz verschafften, und indem ich mich nicht lange bei der Theorie, die mir leicht schien, aufhielt, richtete ich meinen Geist auf die Praxis. Ich hatte einen Freund, Rathsassessor am Hofgericht in Leipzig. Dieser nahm mich sowohl mit und gab mir Acten zu lesen, als auch zeigte er mir an Beispielen, wie man Urtheile abzufassen hätte. Daher drang ich bald in die Tiefen dieser Wissenschaft ein; denn ich hatte am Richteramt Vergnügen, die Kniffe der Advokaten dagegen verabscheute ich und deshalb wollte ich nie Prozesse führen, obgleich ich nach Aller Meinung auch in deutscher Sprache kräftig und angemessen genug schrieb. Und so legte ich mein 17. Jahr zurück, am meisten darüber glücklich, daß ich meine Studien nicht nach Andrer Gutdünken, sondern nach eigenem Wunsch eingerichtet hatte, wodurch ich es erreicht, daß ich stets für den Ersten unter den Altersgenossen galt und in allen Vorlesungen und öffentlichen wie privaten Versammlungen, nicht nur nach der Lehrer, sondern auch der Mitschüler Zeugniß, was in Gratulationsgedichten enthalten ist ..... Nun aber mußte ich an meinen Beruf denken und an die sogenannte Promotion. Die juristische Facultät in Leipzig besteht aus 12 Beisitzern, die von den Professoren verschieden sind. Diese sind mehr für Antworten und Gutachten da als für Vorlesungen und Disputationen. Darin werden alle in Leipzig promovirten Doctoren der Rechte aufgenommen, nach der Ordnung ihres Doctorats, sobald ein Sitz frei wird. Ich sah, daß ich, wenn ich bald Dr. würde, zu den Ersten gehören, und mein Glück machen würde; aber damals

war grade ein heftiger Streit entbrannt, indem Einige allein Doctor werden wollten, mit Ausschließung und Verschiebung der Jüngeren auf eine andere Promotion. Diese begünstigten die meisten aus der Facultät. Nachdem ich die Kniffe der Nebenbuhler erkannt, änderte ich meinen Plan und dachte an's Auswandern, indem ich's für unwürdig hielt, daß ein junger Mann angenagelt an derselben Stelle bleibe; denn längst brannte mein Geist nach größerem Ruhm meiner Studien und auf Bekanntschaft des Auslandes und der Mathematik. Es erschien damals eine Dissertation von mir De arte combinatoria (1666), welche selbst sehr gelehrte Leute mit Beifall lasen, unter denen Kircher und Bayle hervorragen. Denn Kircher's eignes Werk desselben Inhalts war damals noch nicht erschienen. Bald darauf nahm ich in der Nürnberger Universität (Altorf) den Doctorgrad im 21. Jahr unter sehr großem Beifall Aller. Denn als ich öffentlich disputirte, sprach ich mit solcher Leichtigkeit und setzte meine Ansichten mit solcher Klarheit auseinander, daß nicht nur die Hörer die an einem Rechtsgelehrten neue und ungewohnte Akribie bewunderten, sondern auch die Opponenten sich öffentlich für zufrieden erklärten. Wenigstens gab ein mir unbekannter Gelehrter, der dem Actus beigewohnt, mir einen Brief an einen Freund in Nürnberg mit, der, als ich ihn später zu sehen bekam, mich durch seine übertriebene Lobeserhebungen schamroth machte, und ein Professor sagte öffentlich, niemals seien auf jenem Katheder ähnliche Verse recitirt worden, wie ich sie im Promotionsact gesprochen. Und der Dekan der juristischen Facultät, Johann Wolfgang Textor, dessen elegantes Buch über den Zustand unseres Reiches noch vorhanden ist, schrieb an den Pastor prim. Nürnbergs Dilher, ich hätte mit höchster Auszeichnung disputirt. Auch ergriffen zwei Scholarchen, die mit dem Kanzler und Syndikus von Nürnberg anwesend waren, die Gelegenheit, mich zu loben. Denn da ich zwei Reden

hielt, eine in Prosa, die andre in Versen, trug ich jene so fließend vor, daß es schien, als läse ich sie von einem Blatte ab. Als ich aber hernach an die Verse kam, sah ich mich gezwungen, das Blatt wegen meines Augenübels so nahe heranzubringen, daß sie selbst erkannten, ich hätte das Vorige aus dem Kopfe hergesagt. Sie glaubten daher, ich hätte jenes auswendig gelernt, wunderten sich aber, warum ich es nicht lieber mit der gebundenen Rede gethan, was doch leichter gewesen. Ich antwortete, sie seien im Irrthum, denn die Worte der ungebundenen Rede hatte ich gar nicht auswendig gelernt, sondern extemporirt; als sie dies kaum glauben wollten, so befolgte ich zuerst die Sitte der Prediger, welche, zufrieden, die Disposition der Rede zu notiren, sich nicht daran binden, was für mich im Lateinischen ebenso leicht sei, wie für jene im Deutschen; dann holte ich das Blatt mit der Rede vor, worauf, wie sie selbst sahen, ganz andre Worte standen, als ich vorgetragen. Dies verschaffte mir bei den Nürnbergern so großen Beifall, daß mir Dilher, der erste Geistliche der Stadt, auf Befehl der Scholarchen, bald darauf anzeigte, man wolle mir es gern gestatten, wenn ich Lust hätte, in ihrer Akademie eine Professur zu übernehmen. Aber ich hatte andere Dinge im Kopf. Die Gründe dafür auseinanderzusetzen, verlohnt sich wohl.

Als ich, fast noch ein Knabe, in der Bibliothek meines Vaters nach Gefallen herumgraste, gerieth ich auf einige Controvers-Schriften. Durch die Neuheit der Sache stutzig gemacht und ohne Vorurtheile (denn ich lernte das Meiste zum ersten Male kennen) las ich Alles gern, Einzelnes schied ich auch scrupulös aus. Oft schrieb ich auch meine Anmerkungen an den Rand der Bücher, was mich einmal fast in Gefahr gebracht hätte. An Calixt's Schriften hatte ich großes Vergnügen; ich besaß auch viele andre bei manchen Leuten verdächtige Bücher, deren Neuheit sie mir genügend empfahl. Da zuerst begann ich einzu-

sehen, daß auf der einen Seite nicht Alles besser wäre, was im Volk dafür gilt, und andrerseits oft heftig über Dinge gestritten wird, die gar nicht viel Aufhebens verdienen. Daher erwog ich schon als Siebzehnjähriger die Discussion über einzelne Controversen gründlich. Denn ich sah, daß die Sache für einen exacten und fleißigen Menschen leicht sei. Ganz besonders hatte mir Luthers Buch de servo arbitrio und die Dialoge des Laur. Valla über die Freiheit gefallen; ich hatte des Aegid. Hunnius Schriften und den Commentar des Stultetus zur Concordienformel geprüft, aber auch die Analysis des Glaubens von Gregor v. Valentia und einige Schriften des Becanus und Piscator. — Als ich hernach meinen Geist auf die Jurisprudenz richtete, hatte ich auch dort einen neuen Plan gefaßt. Denn da ich bemerkte, wieviel überflüssig, dunkel und am falschen Ort im Gesetzescorpus war, so empfand ich mit der, ihre Zeit in Thorheiten vergeudenden Jugend Mitleid; ich erkannte, daß diesem Uebel leicht abgeholfen und Alles von einem genau überlegenden Manne in wenige Sätzen gebracht werden könnte. Dieser Plan ist von mir in meinem Buch „von der Methode des Rechts" zum größten Beifall Aller ausgeführt worden und viele große Rechtsgelehrte, sogar Portner in Regensburg und Spizel haben mir zugestimmt, was aus ihren Briefen an mich und an Freunde hervorgeht.

Wir schließen hieran eine bis 1675 reichende kurze chronologische Uebersicht von Leibnizens Hand. [1])

Geboren 16. im Monat August. [2])

[1]) Scheda Leibnitii manu exarata (ganz lateinisch).

[2]) Dies ist falsch, denn L. ist geb. 21. Juni (a. St.) 1646. † 14. November 1716.

... Diese Jugendschriften müssen einmal größtentheils wieder durchgesehen, verbessert und gefeilt werden, um von Neuem edirt werden zu können.

1659 habe ich ein Gedicht von 300 Versen an einem Tage geschrieben.

1661 verließ ich die Schule.

1662 hörte ich Thomasius.

1663 den 30. Mai habe ich als Baccalaureus in Leipzig disputirt de principio individui unter Vorsitz des Jakob Thomasius. Folgenden Sommer verlebte ich in Jena.

1664 im Winter bekam ich den Magistergrad und am 3. December desselben Jahres habe ich selbst als Vorsitzender vertheidigt specimen quaestionum philosophicarum ex jure.

1665 den 14. Juli habe ich die erste juristische Disputation über die „Bedingungen" gehalten unter Vorsitz des B. L. Schacher, am 17. August wurde die zweite unter desselben Vorsitz gehalten.

1666 hielt ich in Leipzig eine Disputation de arte combinatoria. Der Titel der Disputation fehlt, sodaß ich den Tag nicht angeben kann. Es war, glaube ich, wegen eines Platzes in der Facultät. Sie ist in Francfurt 1690 wieder abgedruckt wurden, ohne mein Wissen, von H. Chr. Crocton.

1666 5. November habe ich in Altorf disputirt de casibus perplexis in jure.

1667 wurde ein Fascikel meiner juristischen Abhandlungen von einem Nürnberger Buchhändler Johann Philipp Miltenberger (an meinem Exemplar ist der Titel abgerissen) herausgegeben.

1667 Meth. docendae etc.

1666. Beweisführung für die polnische Königswahl. Der Titel des Buchs ist: Wilna 1669, in Wahrheit erschien es in Danzig.

Ratio corporis juris Mog. 1666.

1670 erschien in Mainz bei Kugler Hypothesis physica nova.

Von da bin ich Frühling 1672 nach Frankreich gereist.

Nach Hannover ward ich Ende 1675 berufen.

Daran schließen wir füglich eine Selbstschilderung Leibnizens, die sich in seinem Nachlasse gefunden und von einem andern den Titel: Imago Leibnitii (Leibnizens Bild) erhalten hat; es ist wahrscheinlich 1696 für Dr. Behrends in Hildesheim aufgezeichnet worden:

Sein Vater war schmächtig, cholerischen, aber mehr sanguinischen Temperaments und im höchsten Grade von Steinschmerzen geplagt. Er starb an der Auszehrung nach achttägigem Kranksein, ohne Erstickung. Seine Mutter erstickte an Halskatarrh und Brustbeschwerden.

Sein Temperament scheint weder einfach cholerisch phlegmatisch noch melancholisch zu sein. Nicht sanguinisch, wegen der Bleichheit des Gesichts und der Enthaltung von Bewegung. Nicht cholerisch wegen des Mangels an Durst, wegen der schlichten Haare, des Heißhungers und tiefen Schlafes. Nicht melancholisch, wegen seiner häufigen und schnellen Gemüthsbewegungen und wegen der Schmächtigkeit des Leibes. Nicht kalt oder melancholisch und trocken, wegen der schnellen Erregung seines Denkens und Wollens. Doch scheint das Cholerische vorzuwiegen.

Von Statur ist er mittelgroß und schmächtig; Gesicht bleich; Hände meist kalt; Füße im Verhältniß zum Körper zu lang, wie die Finger auch zu trocken und ohne Disposition zum Schweiß. Die Haare sind auf dem Haupte bräunlich, auf dem Leibe sind sie nur spärlich. Die Augen sind seit seiner zarten Kindheit kurzsichtig, seine Stimme ist schwach und mehr hell und klar als kräftig, auch biegsam, aber nicht mannigfaltig genug, denn Kehlbuchstaben und das R spricht er nicht leicht aus. Die Lungen sind schwach, die Leber trocken und warm und die Hände von unzähligen Linien durchschnitten. Er liebt Süßigkeiten, wie den Zucker, den er auch unter den Wein zu mischen pflegt. Auch ergötzen ihn stärkende Gerüche, indem er fest überzeugt ist, daß Gerüche, wenn sie nur nicht hitzig sind, viel zur Erfrischung der Lebensgeister beitragen. Husten belästigt ihn nie, Niesen selten, auch nicht Katarrh. Schleim wirft er selten aus, oft aber Speichel, besonders nach Getränken und zwar im Verhältniß zur Schärfe derselben. Seine Augen schwimmen nicht im Feuchten, sondern sind fast zu trocken. Daher seine Kurzsichtigkeit für Entfernteres, nahe Gegenstände jedoch sieht er desto schärfer. Seine Nachtruhe ist nicht unterbrochen, weil er spät zu Bett geht und das lange Aufsitzen dem frühen Aufstehen vorzieht.

Seit seiner Kindheit hat er eine sitzende Lebensweise ohne viel Bewegung geführt. Von früh an hat er viel gelesen, mehr noch gesonnen, in den meisten Dingen Autodidakt; begierig, Alles tiefer, als gewöhnlich zu durchdringen und Neues zu finden.

Unterhaltung verlangt er nicht sehr; mehr Meditation und einsame Lectüre. Ist er aber in eine Unterhaltung verwickelt, so führt er sie nicht übel durch, mehr ergötzt durch scherzhafte und angenehme Gespräche als durch Spiel und Leibesbewegungen.

Er braust zwar leicht auf, aber sein Zorn geht ebenso schnell vorüber, wie er plötzlich entbrannt ist.

Man wird ihn niemals zu traurig oder zu fröhlich sehen; seine Freude und Schmerz ist nur mäßig. Das Lachen verzieht öfter sein Gesicht als es den Körper erschüttert. Er ist furchtsam eine Sache anzufangen, kühn, sie fortzuführen.

Wegen seiner Kurzsichtigkeit hat er keine lebhafte Einbildungskraft.

Wegen seiner Gedächtnißschwäche [1]) berührt ihn der geringste gegenwärtige Verlust mehr, als der größte vergangene. [2])

Er ist mit ausgezeichneter Erfindungs- und Urtheilskraft begabt und es wird ihm nicht schwer, an mancherlei sich zu erinnern, zu lesen, zu schreiben, extempore zu reden und eine geistige Materie, wenn's noth thut, bis auf den Grund zu durchdenken. Daher ich vermuthe, daß er ein trocknes und spirituöses Gehirn hat.

Seine Lebensgeister sind in zu starker Bewegung. Daher ich befürchte, er werde einmal wegen steten Studirens und zu großen Meditirens und seiner Schwächlichkeit an einer Krankheit oder Auszehrung sterben.

---

[1]) Sein Gedächtniß war, wenigstens in seiner Jugend, sehr stark, wie die Aufzeichnung von 300 Hexametern aus dem Kopfe beweist.

[2]) Leibniz war leicht empfindlich, aber auch ebenso leicht zu versöhnen.

Lichtstrahlen.

„Eine einzige tüchtige Bemerkung genügt, sich unsterblich zu machen."

Leibniz, prec. pour av. les lettres.

1. Lebensführung.

Lebensregeln: 1) Anstand und Feinheit im äußern Auftreten, in Kleidung, Haltung und Geberde. 2) Die Rede sei gemessen, knapp und gewählt. 3) Freunde unter den Mächtigen und an verschiedenen Orten. — Am Sonntage ist die Kirche zu besuchen, wenigstens einmal, womöglich zweimal.[1]) In der großen Kirche ist ein fester Platz zu nehmen. Die italienische Predigt (in der Schloßkirche alle 3 Wochen) ist immer zu hören, so oft sie gehalten wird.[2]) Geistliche Uebungen zu Loccum.[3]) Schwarzes Kleid von Seide oder Tuch. Zuweilen Fasten. Höchste Ehrfurcht, wenn von göttlichen Dingen gesprochen wird. Alles ist auf Gott und Religion zu beziehen. Die Sonntagsarbeit darf nur kirchliche und moralische Dinge betreffen.

1676 Consultationes.

Wir haben in ihr[4]) eine göttliche Fürstin verloren, bei der Geist und Schönheit, Tugend und Weisheit wetteiferte. Mein Schmerz ist ganz besonders groß in der allgemeinen Trauer, denn wenn ich ausspräche, wie viel Gutes sie mir erwiesen, wie ungern sie mich von sich entlassen hat, wie angenehm die Unterhaltung mit ihr über die wichtigsten und schwierigsten Sachen gewesen ist, fürchte ich der Ruhmsucht beschuldigt zu werden. Wenigstens hat mich die Nachricht

---

[1]) Später ging Leibniz fast nie zur Kirche.
[2]) Sie ward von dem katholisch gewordenen Herzog Johann Friedrich eingerichtet und war katholisch.
[3]) Abt Molanus restaurirte daselbst viele alte Ordensbräuche.
[4]) Die Königin Sophie Charlotte von Preußen, † 1705.

unseres Verlustes, die ganz unerwartet kam, so niedergeschmettert, daß ich einer gefährlichen Krankheit nahe war, und ich war eine Zeit lang so verstört und zerstreut, daß ich erst spät zu den Wissenschaften und Freunden zurückkehrte. 1705 an Magliabecchi.

Was mich betrifft, so protestire ich gegen die Beilegung aller der Eigenschaften, womit Sie mich schmücken, mit einziger Ausnahme der Treue. Sie allein ist es, deren ich mich zu rühmen wage, und Alle, mit denen ich zu thun gehabt habe, sind davon so sehr überzeugt gewesen, daß sie mir ihre größten Geheimnisse anvertraut haben, ohne es je bedauert zu haben.[1] 1673 an Habbeus.

Es geht ins Fabelhafte, wie zerstreut nach allen Seiten meine Arbeiten sind. Ich durchwühle Archive, untersuche alte Handschriften, sammle ungedruckte Manuscripte. Ich möchte daraus Licht für die Geschichte Braunschweigs schöpfen. Dabei empfange und schreibe ich eine Unzahl Briefe. Ich habe so viel Neues in der Mathematik, so viele Gedanken in der Philosophie, so viele andere literarische Beobachtungen, die ich nicht gern umkommen ließe, daß ich bei der Masse der Aufgaben oft nicht weiß, wo ich anfangen soll und mit Ovid ausrufen möchte: „Der Reichthum macht mich arm!“ Ich möchte gern eine Beschreibung meiner Rechenmaschine geben, aber die Zeit fehlt mir dazu. Vor Allem möchte ich meine Dynamik vollenden, in welcher ich endlich die wahren Gesetze der materiellen Natur gefunden zu haben glaube, kraft deren ich hinsichtlich der Körper Aufgaben lösen kann, wofür die bisher bekannten Regeln nicht ausreichen. Meine Freunde treiben mich, meine Wissenschaft des Unendlichen herauszugeben, welche die Grundlage meiner neuen Analysis

[1] Beweis dafür ist: Leibniz's Verschwiegenheit betr. die ägyptische Expedition und seine polnische Staatsschrift. Herr von Boineburg bewies ihm ein fast grenzenloses Vertrauen.

enthält. Dazu kommt eine neue Charakteristik, an welcher ich arbeite, und noch viele allgemeinere Dinge über die Erfindungskunst. Aber diese Arbeiten alle, die historischen ausgenommen, geschehen wie verstohlen. Denn an den Höfen sucht und erwartet man ganz andere Dinge; daher habe ich auch von Zeit zu Zeit Fragen aus dem Völkerrecht und aus dem Rechte der Reichsfürsten, besonders meines Herrn, zu behandeln. So viel habe ich jedoch erlangt, daß ich mich nach Ermessen der Privatprozesse enthalten kann. Ich werde dafür sorgen, daß Sie meine auf Befehl geschriebenen Versuche über das Reichsbanner erhalten. 1695 an Placcius.

Ich maße mir weder Talent noch Gelehrsamkeit an, das Lob des Fleißes aber müssen billige Richter mir zuerkennen!

Du wirst mich vielleicht auslachen, daß ich als deutscher Dichter auftrete,[1] aber die Gefühle meiner Seele, das weiß ich, wirst Du nicht verlachen. Denn gestern, als der Gedenktag unsrer am Kreuze vollbrachten Erlösung war, habe ich die von Christo uns am Kreuze gezeigten besonderen Kennzeichen seiner Liebe, welche wohl geeignet sind, die Glut unsrer Gegenliebe zu entzünden, mit wenigen Worten berührt. 1684 an seinen Halbbruder Joh. Friedr. Leibniz.

Sie wissen,[2] daß eine Bedingung daran geknüpft wäre, welche die Sache unmöglich macht. Um Sie darüber urtheilen zu lassen, mein Herr, brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß ich die Aufsicht über die Bibliothek des Vaticans abgelehnt habe, von wo man oft zum Kardinalat übergeht,

[1] schrieb Leibniz betr. seines Gedichtes „Jesus am Kreuze“, das ich hinten unter „Poetische Versuche“ mittheile.

[2] Als ihm Pater Verjus die Stelle als königl. Bibliothekar in Paris anbieten ließ.

wie der Kardinal Noris eben gethan hat. Aber dies Alles bleibe unter uns; denn ich prahle nicht gern, obschon ich Papiere in Händen habe, um zu beweisen, was ich behaupte.
1699 an Abbé Thorel.

Da diese Reise[1]) zum Theil gedient hat, mich von den gewöhnlichen Beschäftigungen zu befreien, und meinem Geiste Erholung zu geben, so habe ich die Genugthuung gehabt, mit mehreren geschickten Personen über Wissenschaft und Gelehrsamkeit Unterredungen zu pflegen, und einigen unter ihnen habe ich meine eigenthümlichen Gedanken, welche Ihnen bekannt sind, mitgetheilt, *um von ihren Zweifeln und Schwierigkeiten zu lernen*; mehrere von ihnen, welchen die gemeinen Lehren nicht genug thaten, haben in einigen meiner Ansichten außerordentliche Befriedigung gefunden.
1690 an A. Arnaud.

Inzwischen habe ich auch oft mit den Bischöfen von Neustadt und von Meaux,[2]) mit Pelisson und Anderen über die Religionscontroversen verhandeln müssen; und meine Meditationenen sind von ausgezeichneten Theologen nicht verachtet worden. Es läßt sich kaum sagen, welch eine Masse von Briefen und kleinen Schriften — die aber weder herausgegeben sind noch es werden dürfen — dies Geschäft mir aufgebürdet hat. So viel zur Entschuldigung meiner Zögerung in den versprochenen Meditationen über Ihr Werk.[3]) Ich gebe mir jedoch Mühe, mit Hilfe eines jungen Mannes einige meiner juridischen Meditationen in Ordnung zu bringen. 1695 an Placcius.

Und in allen diesen Dingen habe ich so viel *Apparate*, daß ich von ihrer Menge fast erdrückt werde. Was aber

[1]) Reise nach Italien 1687—90.
[2]) Spinola und Bossuet.
[3]) Accessiones ad ethicam et jus naturae.

die *Mathematik* anlangt, so weiß Jeder, was ich darin geleistet habe; nicht Allen aber ist bekannt, was ich darin noch beizutragen hoffe.... Wenn Sie dies Alles beherzigen, so werden Sie mir hoffentlich die Zögerung zu Gute halten und mir auch Gehilfen wünschen, junge Männer oder andere Freunde, von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Fleiß, welche mit Hand anlegen wollten. Denn Vieles kann ich angeben, nicht Alles aber, was sich mir zeigt, kann ich vollenden, und gern würde ich es Andern übergeben, wenn ihnen einiger Ruhm daraus erwachsen kann, wenn nur dem gemeinen Wesen, dem Wohle des menschlichen Geschlechts und so dem Ruhme Gottes dadurch gedient wird.
An denselben 1695.

Ich habe nie Lust gehabt, den Abschreiber zu machen. In *dem* Punkte werden Sie bei mir keineswegs den Hang antreffen, welchen man den Deutschen zuschreibt. Und Sie, mein Herr, denken Sie nicht, daß Sie mir da einen Rath geben,[1]) wie Jemand, der seinen Freund an eine böse Frau verheirathen will? Denn es heißt, einen Mann verheirathen, wenn man ihm eine Arbeit auflegt, die ihn sein ganzes Leben lang beschäftigen würde. 1693 an Basnage.

Diese Art von schmeichlerischen Rathgebern ist Gift, in Confect gebacken. 1699 an Kurfürstin Sophie.

Gestern kam ich erst um drei Uhr von Lützenburg[2]) zurück. Ich führe hier ein Leben, welches die Frau Kurfürstin mit mir „ein lüderlich Leben" nennt. Ich fühle mich hier sehr ungemüthlich und gar nicht in meinem Element. 1700 an Kurfürstin Sophie.

[1]) Basnage meinte, Leibniz wolle eine Sammlung aller vorhandenen Staatsurkunden von Europa herausgeben.
[2]) Dem heutigen Charlottenburg bei Berlin.

Ich habe Ihrer Majestät[1]) meinen Hof noch nicht machen können, wie ich mit Leidenschaft wünsche, weil man außerordentlich in mich gedrungen hat, eine Arbeit, womit man mich beauftragte,[2]) fertig zu machen. Indessen hoffe ich, daß es mir vergönnt sein wird, ein wenig auszuruhen und diesen Sommer nicht vorübergehen zu lassen, ohne eine Pflicht zu erfüllen, welche einen großen Theil meiner Glückseligkeit ausmacht. Die gnädige Güte Ihrer Majestät und dieses Glück, das ich mir vorstelle und das ich empfunden habe, daß ich in der Nähe dessen sein kann, was die Bewunderung der Erde ist, läßt mich alles *Das* vergessen, was mich *sonst* betrüben mag.

1701 an Königin Sophie Charlotte.

Sie haben Recht, mein Herr, wenn Sie sagen, daß die Arbeiten zur Festsetzung der Wahrheit der Religion besser sein würden, als eine braunschweigische Geschichte. Es wäre mir auch sehr unangenehm, wenn ich mich beständig mit dieser Geschichte beschäftigen sollte. Allein, da ich fast Alles zur braunschweigischen Geschichte gesammelt habe, was ich mir vorgenommen, da ich nur noch die letzte Hand daran legen darf, um sie in Zusammenhang zu bringen, so halte ich sie schon für vollendet.[3]) 1697 an Burnet.

Ich habe den meisten Schauspielen und Fêten, die man eben am Hofe gegeben hat, beigewohnt; ich mußte es thun, damit man mich nicht für einen Menschen ohne Lebensart oder für einen Sonderling hielte, *denn Vergnügen habe ich eben nicht an diesen Lustbarkeiten*, so glänzend

[1]) Diese Worte bezeugen Leibnizens freundschaftliches Verhältniß zur Königin.

[2]) Die Verhandlung mit der englischen Gesandschaft wegen der Succession Hannovers.

[3]) Hierin täuschte sich Leibniz, denn er vollendete die Geschichte nie.

sie auch immer scheinen mögen. Indessen verläuft die Zeit, die von allen Dingen das Beste ist, und man thut nichts von dem, was man doch am ersten thun sollte.

1701 an Fabricius.

Sie fragen, was ich von dem einst so freigebig Versprochenen seitdem ausgeführt habe? Ich antworte: angefangen ist Vieles, vollendet und abgeschlossen Nichts. Denn als mir die Reise nach Frankreich aufgegeben worden, habe ich seitdem, die Annehmlichkeit des Ortes (Paris) und den Umgang mit Gelehrten benutzend, an Alles mehr als an Juristerei gedacht; obgleich ich die Hoffnung nicht aufgebe, Angefangenes einmal wieder aufzunehmen.

1676 an Placcius.

Jurisprudenz und Geschichte haben mich von Jugend auf beschäftigt und ich war schon im Alter von 24 Jahren (also 1670) Assessor oder Rath eines geistlichen Kurfürsten, denn die Kurfürsten haben das Privileg de non appellando (der höchsten Instanz).[1]) 1691 an Pelisson.

Mein Wahlspruch ist: Fata viam invenient (das Schicksal wird seine Wege finden).

1670 an Boineburg.

Vgl. Fata viam invenient aderitque vocatus Jova.
1667. Nova Meth.

Weil mir meine Eltern zeitlich (zeitig) gestorben, und ich fast ohne einige Direction meiner Studien gewesen, habe ich das Glück gehabt, vor mich über Bücher von allerhand Sprachen, Religionen und Scientien, wiewohl ohne gebührende Ordnung, zu kommen und solche anfangs nur aus Trieb der Delection zu lesen; davon ich aber unempfindlich

[1]) Diese Stelle bezeugt, daß Leibniz nicht vor 1671 in kurfürstlich Mainzischen Diensten stand.

den Nutzen geschöpft, daß ich von gemeinen Präjudiciis befreit worden und auf viele Dinge kommen, daran ich sonst nimmermehr gedacht hätte. 1673 an Joh. Friedrich.

Jetzt habe ich's mit einem Fürsten zu thun, dessen Tugenden so groß sind, daß ich ihm zu gehorchen für angenehmer halte, als jede Freiheit.[1])

1676 an Dr. M. Geier.

Und solche meine Förderung ist umb so viel desto mehr gegründet, dieweil ich von dem seeligen Herrn Baron (v. Boineburg † 1672) für alle, die Zeit meines Verbleibens in Mainz ihm geleisteten Dienste nicht die geringste wirkliche Vergeltung erhalten. . . . Und wird man nicht in Abrede stellen, daß ich ernstlich unterschiedliche Verschreibungen, Memoriale, Judicial- und andere Schriften concipirte; daß ich in specie die mir nacher Düsseldorf mithabende Vollmacht verrichtet und in dem Uhrbainschen Prozesse nicht anders als ein Advokat gedienet, und alle Artikel, Wechselschriften und Deducationes aufgesetzet, so denn auch bei den Actis zum Theil befindlich und also ästimirt werden können, welches alles mir niemals bezahlt worden. Sonsten kann ich nicht erzählen, wie oft der Herr Baron seel. über allerhand vorfallende Religions- sowohl als Staats-Angelegenheiten meine Bedenken schriftlich geben, deren er sich an gehörigen Orten bedienet. . . . Insonderheit kann ich aber zween Hauptpunkte nicht übergehen, dieweil ich mit jedem fast einen ganzen Winter zugebracht, davon der eine ist ein Index, welchen ich über seine ganze Bibliothek verfertiget. . . . Die andere Arbeit ist von weit mehr Wichtigkeit

[1]) Ganz ähnlich äußerte sich Goethe über K. August. Dieses Wort Leibniz's bezieht sich auf Joh. Friedrich, den 3. der vier Söhne Georgs, die nach einander in Hannover folgten: Christian Ludwig 1641—48, Georg Wilhelm bis 1665, Johann Friedrich bis 1679, Ernst August bis 1698.

gewesen und hätte davor billig ein Ansehnliches zu erwarten gehabt; maßen den ganzen Winter über vor der polnischen Reise ich nicht nur mit den in den Druck kommenden, sondern viel andern Schriften zu dem Ende beschäftigt gewesen und dem Herrn Baron seel. eines nicht geringen Theiles seiner Mühe überhoben.

Paris, 1674 an Frau v. Boineburg.

Oft kommt Alles auf die Umstände hinaus, welche einen Theil der Verkettung der Dinge ausmachen. Es giebt eine Unendlichkeit von Beispielen, welche dazu dienen, uns zu bekehren oder verkehren. Nichts ist bekannter als das: Tolle, lege (nimm und lies), das S. Augustin in einem Nachbarhause rufen hörte, als er die Partei überlegte, welche er unter den in Secten gespaltenen Christen ergreifen sollte.

Theodicee § 100. 1710.

Obgleich die Vernunft mir sagt, daß das Bedauern überflüssig ist, und daß man das Andenken der Königin von Preußen ehren soll, statt sie zu beklagen, so stellt mir meine Einbildungskraft immer diese Fürstin mit ihren unvergleichlichen Vollkommenheiten vor, und sagt mir, daß sie uns geraubt sind, und daß ich mit ihnen eine der größten Glückseligkeiten der Welt, welche ich mir vernünftigerweise für mein ganzes Leben versprechen kann, verloren habe.

1705 an Matth. v. Schulenburg.

Niemals hat man eine weisere und leutseligere Fürstin gesehen.[1]) Sie verlangte mich oft in ihre Nähe, würdigte mich oft ihres Gesprächs, und da ich an diese Glückseligkeit gewöhnt war, so wurde mir die allgemeine Trauer aus einer besondern Ursache noch empfindlicher. Als sie in Hannover (1705) die Welt verließ, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht gleich folgen konnte. Je weniger wir nun eine solche

[1]) als Sophie Charlotte von Preußen.

traurige Nachricht vermutheten, desto schmerzlicher wurden wir gerührt. Wahrlich, ich bin einer gefährlichen Krankheit sehr nahe gewesen und ich habe mich schwer wieder erholt. Diese große Königin besaß eine unglaubliche Wissenschaft höherer Dinge und die außerordentlichste Begier, immer mehr zu erforschen; ihre Unterredungen mit mir gingen dahin, ihre Wißbegier immer mehr zu befriedigen, und die Welt würde dereinst großen Nutzen davon gesehen haben, hätte nicht der Tod sie uns so früh geraubt.

1705 an Dr. W. Wottom.

Alles, was mich körperlich und geistig beengt, kommt daher, daß ich nicht in einer großen Stadt, wie Paris oder London lebe, welche an gelehrten Männern Ueberfluß haben, von denen man lernen und von denen man sich auch helfen lassen kann. Denn es giebt Mehreres, was nicht durch einen Einzelnen ausgeführt werden kann. Doch hier[1]) trifft man kaum auf Jemanden, mit dem man sprechen mag; oder vielmehr, man gilt in diesem Lande für keinen guten Hofmann, wenn man von gelehrten Sachen redet, und ohne die Frau Kurfürstin (Sophie) würde man noch weniger davon sprechen. 1696 an Th. Burnet.

Was mich mehr, als ich zu sagen weiß, ergriff, war, zu sehen, daß, während Europa mir Gerechtigkeit widerfahren läßt, man es hier nicht thut, wo ich das meiste Recht hätte, es zu erwarten. 1714 an v. Bernstorf.

Ich bin von Ihrer guten Absicht ganz überzeugt, aber wir haben hier sehr verschiedene Maximen.[2]) Ich glaube nicht leicht, was man mir zum Nachtheil eines Andern

[1]) In Hannover.

[2]) Ancillon hatte das Gerücht, daß Leibniz beim König von England in Ungnade gefallen sei, wohlmeinend aber thöricht verbreitet.

sagt, besonders bei meinen Freunden, gleichviel ob es sich um ein physisches oder moralisches Uebel handelt. Nicht einmal krank oder todt will ich sie glauben, und ich halte es mit denjenigen Rechtsgelehrten, welche annehmen, daß ein Mensch hundert Jahre lebt.

16. Mai 1716 an Ancillon.

Das heißt ein ziemlich unphilosophischer Brief, mein Herr, denn was geht es Sie und mich an, wer Herr von Finnland und Pommern sei? Aber wir gehören Leuten an, welche dabei betheiligt sind, und außerdem habe ich mich ein wenig darüber belustigen wollen. Ich betrachte diese Kriege und Wirren wie Opern oder Schauspiele für uns Andre, wenn wir nicht darin verwickelt sind. Es ist gerecht und in der Ordnung, daß die Großen für die Kleinen die Oper und die Komödie geben. Es ist wahr, daß uns dieses Vergnügen ein wenig theuer zu stehen kommt, wenn die Pensionen und Gehalte nicht ordentlich fortgehen; aber ich hoffe, daß Ihre neue Bank dem abhelfen wird. Und wenn ich auch meine Rückstände nicht so bald bezahlt erhalten sollte, so bin ich dergestalt beeifert für das allgemeine Wohl, daß wenn ich wüßte, der Türkenkrieg sollte ihm sehr nützlich sein, ich ihn wünschen wollte.

1715 an Graf v. Bonnevel.

Was mir am meisten Lust macht, sind zwei Hauptgründe. Der erste ist der Vortheil, den ich hätte, Ihre Gegenwart zu genießen und mit vielen geschickten Männern zu verkehren; das wäre das größte Vergnügen, das ich haben könnte und dessen ich jetzt beraubt bin. Der zweite ist, daß ich dadurch vielleicht zum allgemeinen Wohl beitragen könnte und mich in Stand setzen, die Absichten in Bezug auf die Wissenschaften, die mir sehr wichtig erscheinen, auszuführen, während sonst sehr viele Beschäftigungen dazwischen kommen. 1692 an den Graf v. Viviers.

Ehe ich noch zu einer Schulclasse kam, da man die Logik treibet, war ich ganz in den Historien und Poeten vertieft; denn die Historien hatte ich angefangen zu lesen, fast sobald ich lesen können, und in den Versen fand ich große Lust und Leichtigkeit; aber sobald ich die Logik anfing zu hören, da fand ich mich sehr gerührt (ergriffen) durch die Vertheilung und Ordnung der Gedanken, die ich darin wahrnahm. Ich begann gleich zu merken, daß ein Großes darin stecken müßte, soviel etwa ein Knabe von 12 Jahren in dergleichen merken kann. Die gröste Lust empfand ich an den sogenannten Prädicamenten, so mir vorkam als eine Musterrolle aller Dinge der Welt, und suchte ich in allerhand Logiken nach, um zu sehen, wo solch allgemein Register am besten und ausführlichsten zu finden.... Ich kam bald auf den lustigen Fund, wie man vermittelst der Prädicamente etwas errathen und sich erinnern könne, was einem entfallen, wenn man nämlich das Bild davon noch hat, aber solches in seinem Hirn nicht sofort ertappen kann; denn da darf man sich oder andere nur nach gewissen Prädicamenten und deren fernere Eintheilungen (davon ich gar ausführliche Tafeln aus allerhand Logiken zusammengetragen hatte) befragen und gleichsam examiniren, so schließet man bald aus, was zur Sache nicht dienet, und treibet das Werk dergestalt in die Enge, daß man auf das recht Schuldige kommen kann, und dergestalt hätte vielleicht Nebucadnezar auch seinen vergessenen Traum wieder erwecken können. 1696 an G. Wagner.

Ich habe von meiner zarten Jugend an, als ich kaum solcher Dinge fähig, über diese Materie (die Prädestination) meditirt, da mir, ehe ich noch ein Academicus worden, eines Theils Lutheri Buch De servo arbitrio (Vom Knechtswillen), andern Theils Jacobi Andreä Colloquium Mompelgardense und des Aegidii Hunnii Scripta zu Händen gekommen. Worauf ich ferner nicht nur viele

Streitschriften der Unsrigen und Reformirten zu lesen, begierig gewesen, sondern nach der Hand auch theils der Jesuiter und Arminianer, theils der Thomisten und Jansenisten Bücher zu Rath gezogen, hernach auf meinen Reisen mit viel vornehmen Theologis und Andern, sonderlich dem berühmten Arnaud[1]) darüber conferiret. Habe aber von dem 16. Jahre meines Alters, aus sonderbarer (d. h. besondrer) Schickung Gottes, wie es scheint, mich zu einer sonst an sich selbst schweren und dem Ansehen nach unannehmlichen Untersuchung angetrieben gefunden, aber für wenig Jahren erst mich völlig vergnüget (befriediget), als ich rationes contingentiae (Zufallsgründe) recht ausgefunden, da ich Hobii (des Hobbes) und Spinosä Argumentis pro absoluta omnium, quae fiunt, necessitate (für die absolute Nothwendigkeit alles Geschehenden) nicht so vollkommen Genüge thun können, als ich gewollt. Ich habe mir einsmals vorgenommen, eine Theodicäam zu schreiben, und darinnen Gottes Gütigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit sowohl, als höchste Macht und unveränderliche Influenz zu vindiciren. Januar 1700 an Jablonski.

[1]) Ant. Arnauld († 1694), der „tiefsinnige Doctor der Sorbonne", erhob sich als Jansenist eifrig gegen die Jesuiten für Augustin.

2. Streben.

Sie kennen mein Naturel, welches nicht darin besteht, so viel Geld als möglich zusammen zu bringen, noch auch mich den gewöhnlichen Vergnügungen hinzugeben, sondern meinen Geist zu befriedigen, indem ich etwas Solides und Nützliches für das allgemeine Beste hervorbringen kann.

1673 an Habbens.

Auf mir lasten viele und zwar unter sich ganz verschiedene Arbeiten, welche zum Theil Fürsten, zum Theil Freunde von mir fordern. Daher bleibt mir nicht die nöthige Zeit übrig, welche ich der Erforschung der Natur und den mathematischen Contemplationen widmen möchte. Ich stehle mich jedoch, so viel es angeht, davon und will lieber meinen, zu diesen Dingen hingeneigten Geist befriedigen, als auf meine Vortheile bedacht sein.

1674 an Oldenburg.

Ich habe die Eigenheit, einen Gegenstand nicht gern anzurühren, wenn ich nicht hoffe, etwas Ungemeines zu leisten. 1676 an Huet.[1])

Meine Maximen sind ehrlich und generös; niemals habe ich um einiges Gewinnstes willen das Geringste gethan, so mir mein Gewissen verwehren könnte.

1675 an seinen Bruder Joh. Friedrich.

---

[1]) Huet, einst Bischof von Avranches († 1721), versuchte die Spuren des Christenthums im ganzen Alterthum nachzuweisen und die Unsicherheit alles Wissens zu zeigen.

Die besten Gedanken verlieren, wenn sie öffentlich Preis gegeben werden, und man macht unsere Feinde erst aufmerksam, statt sie im Zaume halten. 1676 Bf.

Der Ruhm ist nicht allemal dasjenige, so ich suche, und gilt bei mir mehr das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, als die Meinung, die Andre über mich haben. Nichts desto weniger ist bisweilen nöthig, daß hohen Personen unser gutes Gemüth bekannt sei, damit uns Gelegenheit gegeben werde, solches ferner zu üben.

1679 an den Bischof von Thina.

Wahrlich, ich möchte nicht verurtheilt sein, diesen Sisyphus-Felsen der Geschäfte am Gerichtshofe einzig und allein zu wälzen, und wenn mir die größten Schätze und die höchsten Ehren verheißen wären.

1679 an Conring.

Ich habe die Elemente der neuen Analysis vor einigen Jahren bekannt gemacht, indem ich vielmehr auf den allgemeinen Nutzen, als auf meinen Ruhm bedacht war, welchen ich vielleicht mehr hätte fördern können, wenn ich die Methode zurückbehalten hätte. Aber es ist mir angenehm, auch in Andrer Gärten die Früchte des von mir gestreuten Samens zu sehen. 1694.

Ich trug Bedenken, ob ich etwas erwidern sollte, da ich immer literarischen Streitigkeiten sehr abhold gewesen bin und geglaubt habe, es gebe nur einen ehrbar-schicklichen Kampf unter den Gelehrten, ja unter den rechtlichen Männern, wann sie nicht mit Worten, sondern durch den Gehalt der Dinge wetteifern, wer sich um das allgemeine Beste mehr verdient machen könnte.

1696 Acta Erud. resp. ad Dn. Nic. Fatii imputt.

Alle meine Blicke sind seit langer Zeit nur auf das allgemeine Beste gerichtet; und ich mache mir aus dieser Pflicht meine ganze Freude. 1697 an Cuneau.

Die Zeit ist das kostbarste aller Dinge in der Welt; es ist eigentlich das Leben. (Pars vitae quoties perditur hora.) [1] 1703 Projet de l'éduc. d'un Prince.

Wer mich nur aus meinen Schriften kennt, der kennt mich nicht. 1696 an Placcius.

Ich wäre entzückt, einen guten Theil der Zeit in England zu sein, um oft der vortrefflichen Personen, an denen England so reich ist, zu genießen, ohne aber unsre Herren von Deutschland ganz im Stiche zu lassen, um so mehr, als man zuweilen meine wenige Meinung über Materien, welche die Rechte und Interessen dieser Fürsten betreffen, verlangt, wo ich besser, als viele Andre, unterrichtet sein kann. An Th. Burnet 1697.

Wenn mir der Tod alle die Zeit gestatten will, [2] die nöthig ist, um die Vorsätze, die ich bereits gefaßt habe, auszuführen, so will ich dagegen versprechen, keinen neuen zu beginnen, und sehr fleißig an denjenigen arbeiten, welche ich bereits habe, und nichts desto weniger werde ich durch diesen Vertrag einen großen Aufschub gewonnen haben. Aber der Tod kümmert sich nicht um unsre Entwürfe noch um den Fortschritt der Wissenschaften. 1696 an Th. Burnet.

Unter den lernenden Greisen nehme ich vielleicht jetzt eher einen Platz ein, [3] als einst unter den gelehrten Jünglingen. Denn mit Sokrates bin ich stets zum Lernen bereit. 1705 an Sebast. Kortholt.

[1] Leibniz's Wahlspruch, der auch auf seinem Sarge stand.
[2] schrieb Leibniz, als sich in England ein falsches Gerücht von seinem Tode verbreitet hatte.
[3] Als er noch in höherem Alter das Russische lernte.

Das dritte Hinderniß ist, daß ich mit der Geschichte des Braunschweig'schen Hauses beschäftigt bin, und meine Ehre erlaubt nicht, daß ich dies Werk im Stich lasse, ohne es zu Stande gebracht zu haben.
1692 an den Graf v. Viviers.

Ich bin meistentheils so glücklich gewesen, an steinfremden Orten, sobald ich mich zu expliciren Gelegenheit gefunden, auch ohne alle Empfehlungen, in einige Consideration gezogen zu werden. Auch viele Curiosi, zu denen ich nicht die geringste Kundschaft gehabt, haben auf meine Briefe an sie mit einer außerordentlichen Höflichkeit und Willfährigkeit geantwortet, darunter ich die Herren der französischen Akademie und der englischen Societät, die Herren Kirchner und Lana in Italien, die Herren Gerike, Lincker, Conring und Böckler in Deutschland, die Herren Grave, Velthuysen und Tiemenbroeck in Holland, die Herren Oldenburg und Wallis in England, die Herren Carcavay und Ferrand in Frankreich und viele andre Gelehrte zählen kann, die hier alle zu nennen nicht nöthig ist.
1671 an Herzog Joh. Friedrich.

Die Summe meiner Wünsche besteht darin, wie ich zu einem solchen ruhigen Stande gelangen möge, daß ich darin mein geringes mir von Gott verliehenes Talent zur Vervollkommnung der Wissenschaft anlegen könne, dazu ich nirgends bessere Anstalten anjetzo sehe, als — in Frankreich. [1] 1671 an denselben.

Das gebe ich von vornherein zu erkennen, daß ich nicht das Geringste pro et contra an diesem oder einem andern Hofe thun werde und wolle, so einiger bösen Auslegung unterworfen oder eine böse Nachrede verursachen

[1] Leibniz dachte schon damals an die Egyptische Expedition, die er Ludwig XIV. vorlegen wollte.

könnte; maßen ich meine Ehre über Alles mir angelegen sein lasse und nichts suche als zwei Dinge, nämlich sowohl die innere Befriedigung als den äußerlichen Nachruhm, etwas Nützliches zum allgemeinen Besten ausgerichtet zu haben.
1673 an Wilhelm v. Fürstenberg.

Man weiß genugsam an den Orten, da ich gewesen, wie ich mich bezeiget, wie oft ich auch hohen Personen öffentlich gesagt, daß, wenn ich tausendmal die römische Religion für recht oder ungefährlich hielte, dann doch, weit gefehlet, ich nimmer .... würde, wenn der geringste Schein eines Gewinnstes dabei wäre; und was mein Vaterland betrifft, so kann ich sogar beweisen, wie oft ich mich bemühet, ihm zum Besten zu reden und Vorschläge zu thun.
1675 an seinen Bruder Joh. Friedrich.

Ich hoffe, nach eingerichteten meinen Sachen allen, künftiges Frühjahr eine Reise nach Teutschland zu thun; und wird sowohl meine Freundschaft, als ich, Ehre davon haben, wenn ich zuvor mein Schiff in's Trockne gebracht[1]) und andern Leuten, wenn's auch gleich Fürsten wären, nachzulaufen nicht mehr gezwungen bin. Denn ich habe aus der Erfahrung, daß man alsdann erst recht von den Leuten gesucht wird, wann sie sehen, daß man in einem Stande ist, daß man sie nicht suchen darf. ebenda.

Mein ganzer Ehrgeinz hat einzig darin bestanden, einen großen Fürsten zu finden, der mehr als gewöhnliche Einsichten hat, und ich glaube, daß es in den menschlichen Dingen nichts so Schönes und Edles giebt, als eine große Weisheit, die mit einer großen Macht verbunden ist.
1676 an Joh. Friedrich.

---

[1]) Leibniz wollte sich in Paris eine Stelle kaufen, zu welchem Zweck er seine Verwandte um einen Vorschuß bat.

Ich glaube, daß ein Mensch wie ich, der nur das eine Interesse hat, sich durch wichtige Entdeckungen in den Künsten und Wissenschaften Ehre zu erwerben und das Publikum durch nützliche Arbeiten zu verpflichten, nur einen großen Fürsten zu suchen hat, der den Dingen auf den Grund sehen kann, um über ihren Werth zu urtheilen, der generöse Empfindungen hat und dessen Handlungen geregelt sind durch die Grundsätze des Ruhms, vorausgesetzt, daß der Stand seiner Geschäfte ihm gestattet, die schönen Sachen zu hören oder zu begünstigen. 1675 an denselben.

Der Aufenthalt in Paris ist mir nicht unnütz gewesen, und würde es noch weniger sein, wenn mein Plan wäre, mich hier zu etabliren. 1675 an denselben.

Ich hoffe nach Ordnung aller meiner Angelegenheiten künftiges Jahr eine Reise nach Deutschland zu thun. Denn weil ich Italien noch nicht gesehen, so sind meine Gedanken, durch das übrige Frankreich, Italien, Oesterreich über Prag nach Haus (Leipzig) und von dannen über Hamburg, Holland und England wieder nach Paris zu kommen, dafern mir Gott Leben und Gesundheit verleiht.
1676 an Strauch.

Ich habe es um so nöthiger, mich nach Gunst umzusehen, als ich noch nicht bekannt bin, weil das geringe Vertrauen, das ich in meine Dienste setze, Schuld daran ist, daß ich mich nur zögernd bekannt mache.
1679 an v. Platen.

Und ob ich zwar weder die Apparenz und Exterieur noch Eloquenz und Promptitüde habe, so kann ich mir doch dieses zum wenigsten attribuiren, daß ich auch in considerablen Materien, von was Art sie sein wollen, die Sachen distincte überlegen, deutlich und kräftig vorstellen kann, also daß die-

jenigen, so meine Aufsätze gesehen, oftmals bekennen müssen, sie wären durchdringend und unwiderleglich.

1679 an Herzog Ernst August.

Ich habe augenscheinlich Dinge dargestellt,[1]) die man für unmöglich hielt, und hoffe verdient zu haben, daß ich nun dieses Geschäft mit Ehren niederlegen darf.

1684 an Herzogin Sophie.

So bin ich einmal, daß ich überall besonders dasjenige suche und bemerke, was ich loben darf, statt was Tadel verdient. 1688 an Placcius.

Einige haben eine besondere Beweglichkeit, so daß sie zu bestimmter Zeit und bestimmtem Ort merkwürdig schlagfertig sind, andere sind äußerst langsam. Zu den letztern gehöre ich, der ich auch merke, daß wenige meinen Charakter haben, denn alles Leichte fällt mir schwer, alles Schwere hingegen leicht. Miscell. Lbn. N LI.

Das Nothwendigste ist bekannt und das Tiefere kann nur auserwählten Geistern dienlich sein. Man muß die Perlen nicht vor die Säue werfen. 1695 an Burnet.

Mein Zweck aber ist, wie sonst, auch hier gewesen, nicht etwa mit leeren, in die Luft geschriebenen Büchern die Läden zu füllen, sondern womöglich damit einen Nutzen zu schaffen; und habe daher gegenwärtige Arbeit[2]) vorgenommen, um mit diesem Specimine zu beweisen, wie so oft wichtige Dinge leicht und durch wunderliche Terminos verdunkelt werden,

[1]) Betr. der Verbesserung der Harzbergwerke, wo er durch neidische Praktiken fortwährend gehemmt wurde. Diese Bemerkung ist ironisch.

[2]) Meditation (Dialog) vom freien Willen, Vorsehung, Gnadenwahl, Mitwirkung und Gerechtigkeit 1670.

wenn man diese Nebelkappe abziehe und Alles mit solchen Worten gebe, so Jedermann in seiner Sprache braucht. Was ist wohl jemals mit mehr Hitze verfochten worden von allen Seiten der Philosophen und Religionen der Völker, als die Materie der Prädestination und was von ihr abhängig? und gleichwohl hat der unvergleichliche Richelieu, der so viel gesehen, auch hier recht gesehen, daß Einer den Andern nicht verstehe, daß aller dieser Zank vom Mißbrauch der Worte komme, daß, kürzlich zu sagen, in der That der Unterschied gering und zum wenigsten nicht capital, oder, wie man heutzutage redet, fundamental sei.

1671 an Johann Friedrich.

Höre auch gern, daß mein Einfall wegen des Calenders[1]) Ingreß gefunden, und Gelegenheit gegeben, die ehemaligen Gedanken von einer Churfürstlichen Societät, dadurch gründliche Wissenschaften und gemeinnützliche Kenntnisse zu verbessern, wieder vorzunehmen. Und will ich meines wenigen Ortes gern alles beitragen; werde auch dabey, meiner Gewohnheit nach, mehr auf Ehre und Ruhm, als meine Privat-Angelegenheiten sehen; doch ein und andres dabey in Betracht zu ziehen haben, welches aber keine Hinderung bringen wird.[2]) Das vornehmste aber, so vorjetzo zu erinnern habe, ist dieses, daß man die Sache nicht hauptsächlich und allein auf das Observatorium richte, noch an die proventus Calendarios binde, weilen solches nicht anständig genung erscheinet. Ich hätte gern etwas mit der Zeit, davon ein realer Nutz und nicht blos Curiositäten zu erwarten. Nun wird das Observatorium, wenn es auch noch so wohl eingerichtet wäre, daran doch anfangs viel

[1]) Annahme des gregorianischen Kalenders.

[2]) Leibniz meint sein Gehalt als Präsident, vgl. vorn „Leben Leibniz's".

fehlen wird, lange Zeit wenig merklichen Nutzen schaffen können und viele Jahre dazu gehören, ehe man sich was Rechtes davon wird versprechen dürfen, so weiter gehe, als man bisher in Frankreich, Engelland und anderswo bereits entdecket. . . . Mithin wäre meines wenigen Ermessens das Project sofort anfangs zu extendiren und auf etwas Wichtiges und Größeres mitzurichten: die Societät, unter Churfürstlicher Protection (denn so wollte ichs nach dem Exemplo Regiae et Leopoldinae lieber nennen, als Academie) sollte aus einigen membris ordinariis (ordentlichen Mitgliedern) nebst einem Directore mit vielen Honorariis bestehen, welche nicht nur die Astronomie, sondern den ganzen Umfang der Mathematik und Physik zu dem hauptsächlichen Objecto hätten, sonderlich aber auf gemeinnützige Applicationes bedacht wären. Dazu würde gehören die Pflege der Astronomie, Mechanik, Architektonik, Chymie, Botanik und Anatomie, also neben dem Observatorio auch ein Laboratorium, sammt allerhand Kunst-Werken; zu geschweigen der übrigen physikalischen Apparate, deren denn bei eines großen Potentaten Hof nicht wohl ermangeln kann.

März 1700 an Jablonski.

3. Patriotismus.

Deutschland ist die Mitte von Europa. Deutschland ist vordem allen seinen Nachbarn ein Schrecken gewesen; jetzt sind durch seine Uneinigkeit Frankreich und Spanien formidabel geworden, Holland und Schweden gewachsen. Deutschland ist der Erisapfel, wie Anfangs Griechenland, hernach Italien. Deutschland ist der Kampfplatz, darauf man um die Meisterschaft Europa's gefochten. Kurz, Deutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich recolligirt, sich vereinigt und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten hat. (Bedenken, welchergestalt securitas int. et ext. im Rch. auf festen Fuß zu stellen.)[1]

1670.

Obwohl man die Erde als das gemeinsame Vaterland des Menschengeschlechts ansehen muß, so hat doch ein verständiger Mann den Verdacht, als ob er sich des Vaterlandes Gegnern anschlösse, selbst in unschuldigen Dingen zu vermeiden.

1692 an den Grafen von Viviers.

Wie Frankreich einen, für seine Interessen passenden Religionseifer heuchelt, würde es die Geistlichen Deutschlands an sich ziehen, unter dem Vorwande, sie zu beschützen und in die Kirchengüter wieder einzusetzen — und ein Religions-

[1]) Anm. von Leibniz vor dieser Schrift: Praedicta in his: Lotharingiae occupatio. Tripli foederis incertitudo. Angliae defectio. Sueciae mutabilitas. Brunsvici occupatio. Coloniae liberatio.

krieg wäre da, der, wenn Gott nicht Ordnung schafft, die Zerstörung des Protestantismus nach sich zöge.

1684 bei Klopp V, 257.

Die deutschen Fürsten werden dem Namen eines Deutschen ein ewiges Schandmal aufdrücken, wenn die Sklaverei der Nation (durch die Franzosen) der Feigheit ihres Muthes zugeschrieben werden muß.

1684. Consultation touchant la guerre ou l'accommodement avec la France.

Leider ist es durch unsre Sorglosigkeit dahin gediehen, und die Gefahr der Dienstbarkeit und des Verlustes aller Ehre und alles Ruhms, so unsre Vorfahren erworben, so groß geworden, daß, wofern wir nicht eilends dazu thun, alle Hoffnung auf unsre Rettung verschwinden dürfte.

Geschwinde Kriegsverf. § 2. 1688.

Man muß sich oft verwundern, daß wir Deutsche in Dingen, daran wenig gelegen, Muth und Verstand zeigen, aber da es auf unser Aller Wohlfahrt ankommt, gleichsam ohne Geist und Seele sind. Ebenda.

Die großen Herren, so etwa ihre gegenwärtige Ruhe gemeiner Wohlfahrt vorziehen, haben zu betrachten, daß gleichwohl Ehre und Ruhm das Einzige sei, was hohe Gemüther auf dieser Welt vergnügen kann, aber nichts Schimpflicheres, nichts Schändlicheres, nichts Empfindlicheres zu ersinnen, als daß Einer sich in seinem Gewissen selbst vorwerfen und von Andern nachsagen, auch zu ewiger Schmach in den Historien nachschreiben lassen müsse, durch seine Trägheit oder Zaghaftigkeit und weibisches Faullenzen sei die Freiheit des Vaterlandes, die Ehre seiner Nation, die Würde seines Geschlechts zu Grunde gegangen.

Geschwinde Kriegsverfassung §§ 5. 6. 9.

Glaubt man denn, daß die Deutschen ganz zernichtet oder gänzlich gefühllos geworden seien? Kann man sich einbilden, daß so viele edle Fürsten plötzlich mit einem Schlage ihr Vaterland von einem durchaus barbarischen Angriffe überfallen, daß die deutsche Nation sich mit einer Schmach behandeln lassen wird, die seit dem Bestehen des Reiches unerhört und ihr ewig anhängen würde, wenn sie die Makel nicht im Blute ihrer Feinde abwaschen wollte. Nur Elende sind es, die sich in ihrer Ohnmacht und Feigheit gleich nach erlittener Mißhandlung zufrieden stellen lassen. Wenn wir diesen Angriff nicht mit allen Kräften abwehren, so müssen wir nicht nur unsrer Freiheit, sondern auch unsrer Ehre und Allem, was edlen Seelen das Leben erträglich macht, Lebewohl sagen.

Réflexions sur la déclar. de la guerre 1688. ch. XVI.

Der französischen Herrschaft sich unterwerfen, heißt der Zügellosigkeit und Liederlichkeit die Thür öffnen.

Manif. pour la défense des droits de Charles III. 1703.

Ich kann es nicht aussprechen, wie sehr mich die Nachricht, daß Straßburg für immer verloren sei, bestürzt gemacht hat. Aber das geschieht uns Deutschen schon Recht, daß wir in Momenten der äußersten Gefahr mit den nichtigsten Streitigkeiten uns abgeben und nie zur rechten Zeit zu einem ernsten Entschluß kommen.

Bf. 19. Spt. 1697 an Ludolf.

Jeder Nation bleibe ihre Ehre, nur wetteifern laßt uns gleich in der Rennbahn Laufenden, die einander nicht hindern und beschimpfen dürfen.

1708 an Seb. Kortholt.

Es ist ein Wahnsinn unsrer Nation, die Weisheit jenseits des Rheins oder der Alpen holen zu wollen, und auf Kosten eines guten Theiles unsres eignen Besitzes Chimären zu kaufen. Niemals sind die Deutschen soviel in's Ausland gereist, und noch zu keiner Zeit ist Deutschland seinem Untergange näher gewesen.

Projet de l'éducation d'un Prince 1703.

Wer da weiß, wie die Franzosen schon längst verächtlich von den Deutschen und Holländern reden, als wären's grobe ungeschickte Leute, gut zur Arbeit und weiter nichts, kann sich die Rechnung machen, was einmal von der französischen Herrschaft zu erwarten.

Geschwinde Kriegsverfassung § 6. a. 1688.

Die Deutschen sollen es Andern nicht weniger an Verstand und Tapferkeit zuvorthun, als sie ihnen an Ehre und Hoheit ihres Oberhauptes (als römischen Kaisers) zuvorthun.

Unvorgreifliche Gedanken betr. die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. § 2. 3. 1697.

Wohlauf, edle Germanen, betrachtet mit mir, was für große Dinge ihr mit geringer Mühe thun könnt und wie leicht ihr mit einem Wurfe den ganzen Fleiß der Ausländer übertreffen könntet.

Consult. de inst. Soc. Germ. Klopp III, 323.

Niemand ist eifriger im Lobe der Ausländer als die deutschen Schriftsteller — aber ihnen giebt man nicht gleiche Ehre zurück. Otium Hann. p. 160.

Uns fehlt nur, daß wir endlich einmal aufwachen und unser eigenes Gute erkennen und pflegen.

Consult. de inst. Soc. Germ.

Während die Ausländer uns imponiren, indem sie unsre Gedanken in neuem Gewande aufführen und so oft schlau fremde Arbeit auskaufen; loben und citiren wir, mit unsrer Tüchtigkeit unbekannt, nur sie und begraben unter wer weiß was für Rhapsodien unsre guten Gedanken, die nachher Andre mit schimmernden Natiocinien aufgeputzt feilbieten. Otium Hann. Klopp III, 313.

Franzosen, welche die Deutschen gering schätzen, sollte man meines Erachtens gar nicht widerlegen, sondern mit Verachtung ihrer Thorheit strafen.

1708 an Seb. Korthold.

Der Kaiser hat den Türken, den Brecher der Verträge, gebändigt und hingeworfen; er wird auch eines Tages den Franzosen, als den Brecher der Verträge, bändigen und zu Boden werfen. 1688 kaiserliches Manifest.

Die französische Politik trachtet die deutschen Stämme in Schranken und Mistrauen unter einander zu halten, damit sie nicht dereinst zum wahren Ruhme und der allgemeinen Sicherheit zusammentreten, weil der König (Ludwig XIV.) sie einzeln leicht niederstrecken kann, während er von Allen ohne alle Mühe in die Flucht geschlagen würde.

ebenda.

Alors comme alors (Wir werden sehen, wenn's kommt) sagte die Churfürstin. — Ja, sagte ich, das ist grade das Sprüchwort, welches uns ruinirt hat, und die geringe Sorge, welche man um die Nachkommen hat, wenn man nur für den Augenblick seine Passionen, Eitelkeiten und Launen befriedigen kann .... Das ist der Aufwand an Maximen und Moral unsrer Zeit! Die Fürsten, welche am meisten dazu beitragen, sie in Mode zu bringen, werden dadurch

am meisten bestraft werden. Die Privatleute werden weniger darunter leiden.

Aus einer Unterredung Leibniz's mit der Churfürstin Sophie den 8. April 1701.

Man sehe Nürnberg und etliche wenige andre Städte an, ob nicht darin noch die alten Trachten gelten, der meiste Luxus beschnitten, und daß ein solches eine große Ursache ihres annoch dauernden Florirens sei.

1670. Securitas publica I.

Es liegt nur am Wollen, doch nicht Eines, auch nicht Aller, sondern Vieler, welchen anheimzugeben, ob sie lieber einander nachgeben und zusammentreten, oder mit getheilten Entwürfen alle einzeln draufgehn, und sich, ihres Eigensinns oder eingebildeten Nutzens oder verderblicher Zögerung oder eines unnöthigen albernen Luxus willen, mit ewiger Schand und Verfluchung der Posterität aufopfern wollen.

1670. Bedenken II.

Daß sie (die den Franzosen sich anschließen) unterdeß den Nutzen annehmen und durch die Finger sehn, kommt daher, weil sie meinen, es werden sich wohl Leute finden, die Frankreich gewachsen sind, gleichwie Judas nicht zweifelte, Christus würde seines Verrathes ungeachtet den Juden wohl entwischen; unterdessen, meinte er, bliebe ihm das Geld. Wenn aber Alle so dächten, wäre das Vaterland verloren, und indem Einer des Andern wartete, käme Niemand!

1670. Bedenken I.

Wir aber, die wir unsern Geist über die Bestrebungen und Affecte der Parteien erheben, und das gemeinschaftliche Vaterland des menschlichen Geschlechts betrachten, wir wollen lieber Argumente gegen Argumente zum Kampfe führen, mit gleichem Gewinn, wohin auch der Sieg sich neige, wenn nur die Erkenntniß der Wahrheit vermehrt wird.

De origine Germanorum.

So oft ich sehe,[1]) mit welcher Wärme, ja daß ich sage, mit welcher Gluth die römische Kirche für ihre Sache die Waffen führt, welche Kälte dagegen und beinahe sage ich Erstarrung der Protestanten sich bemächtigt hat, so kann ich für die Kirche nur traurige Ahnungen fassen. Dies zwar wollen wir Gott anheimstellen. Aber es steht zu glauben, daß auf das Licht unsrer Zeit eine, ich weiß nicht wie lange dauernde Verfinsterung folgen wird, indem das Reich des Dunkels seine Macht wieder gewinnt und das menschliche Geschlecht zwischen Aberglauben und Atheismus getheilt ist.

1697 an Ludolf.

Eins wäre zu loben, wenn die französische Mode das übermäßige Trinken abbringen könnte. Aber den Teufel kann man nicht durch Beelzebub austreiben, und ich glaube, daß weiland ein trunkener alter Teutscher im Reden und Schreiben mehr Verstand hat spüren lassen, als ein nüchterner Frauzosenaffe. Wenn es so fortgeht, wird bei den Teutschen Aufrichtigkeit und Verstand, Wissenschaft und Muth nur noch gemalt übrig bleiben.

1688 Geschwinde Kriegsverfassung.

Es ist gewiß, daß nächst der Ehre Gottes einem jeden tugendhaften Menschen die Wohlfahrt seines Vaterlandes billig am meisten zu Gemüthe gehen soll. Ist aber irgend Jemand seinem Vaterlande verpflichtet, so sind es wir, die das werthe Teutschland bewohnen. Gott hat den Teutschen Stärke und Muth gegeben, und es regt sich ein edles Blut in ihren Adern. Ihre Aufrichtigkeit ist ungefärbt und ihr Herz und Mund stimmen zusammen.

Verbesserung der deutschen Sprache 1697.

Einzig vor allen Ländern ist Teutschland stupide in der Anerkennung seiner berühmten Männer und in ihrer

[1]) schrieb Leibniz nach dem Frieden zu Ryswick 1697.

Apotheose und es vergißt sich selbst und die Seinen, wenn es nicht von den Ausländern an seine Schätze erinnert wird.
1670 an Th. Spizel.

Die Hauptgefährlichkeiten sind nicht etwa die übel eingerichteten Commercien und Manufacturen, die Ungewißheit der Rechte und Saumseligkeit der Prozesse, die nichtswürdige Erziehung und unzeitigen Reisen unsrer Jugend; der überhandgenommene Indifferentismus sowohl in Dingen des Glaubens als besonders Moral und Politik und der folglich einreißende Atheismus; die gleichsam mit einer fremden Pest angesteckten Sitten, der Religion verbitterte Zwistigkeiten; — welche Stücke zusammengenommen uns zwar langsam schwächen, und, wenn wir nicht uns bei Zeiten entgegensetzen, endlich unfehlbar ruiniren, nicht aber verhoffentlich alsobald übern Haufen werfen können. Was unsre Republik aber auf einmal stürzen kann, ist ein in- und äußerlicher Hauptkrieg, dagegen wir ganz blind, schläfrig, blos, offen, zertheilt unbewahrt und nothwendig des Feindes, oder, weil wir bey jetziger Anstalt solchem selbst nicht gewachsen, des Beschützers Raub sein.
1670 Bedenken ꝛc. I.

Und gewiß, wenn auch alle diese Entwürfe aufs Vollkommenste unterbrochen, so ist dennoch wenig der Ursachen, so man mehr denkt, als sagt, zum successu schlechte Hoffnung. Denn, welches sonderlich zu bedauern, nicht wenig Stände in trübem Wasser fischen, des Reichs Zerrüttung gerne sehen, eine richtige Justiz, eine prompte Execution wie das Feuer scheuen; hingegen jetzige Confusion lieben, darin jeder Factiones machen, seinen Gegentheil aufhalten, Urtheil und Recht eludiren, an Frembde sich hängen und ohne Verantwortung leben kann, wie er will. Die Kleinen fürchten eine Unterdrückung, die Großen eine Beschneidung ihrer unbeschränkten, keine Obrigkeit in der That recognoscirenden Macht; beide meinen, soviel dem Reich und per consequens dem Kaiser, Churfürsten und Directoren zugehet, werde ihrer allzu irregulären, vermeintlichen Freiheit genommen.

Bedenken I.

Solcher Allianz Zweck soll nichts Andres sein, als blat und blos, garantiam Instrumenti pacis, darinnen ohne das alle Stände begriffen, einander zu leisten, und also die Ruhe des Reichs bei jetziger Extremität, Dissolution und so langwierig in Comitiis vergeblich tentirter Emendation, zu erhalten. Was nun aus solchen Principiis fleußt, was dem Friedensschluß gemäß, was der Wohlfahrt des Reiches nöthig, dies Alles gehört zum Zweck der Allianz. Woraus denn erhellet, daß, ob man's gleich bei Eintretung in die Allianz nicht sagt, sich's doch selbst versteht und zu seiner Zeit herausbrechen muß: daß die Allianz sowohl dem burgundischen Kreise, als Lothringen Garantie zu leisten Ursache, auch Fug und Recht habe. 1670. ib.

Wenn Deutschland unüberwindlich gemacht, wenn, wie gedacht, alle Hoffnung, es zu dämpfen, verschwunden, wird sich die Bellicosität seiner Nachbarn nach eines Stromes Art, der wider einen Berg trifft, nach einer andern Seite wenden.[1] Man wird weder Spanien, noch Frankreich mit monarchischen Gedanken weiter verdächtig halten, es wird alles Mißtrauen zwischen Haupt und Gliedern, ja der Glieder unter sich, so gegenwärtig unsichre, mit Furcht überall angefüllte Dissolution ernähret, verschwinden. — Das alsdann festgesetzte Reich wird sein Interesse mit Italien, Schweiz und Holland vereinigen und Profession machen, wie Holland zu Wasser, als diese zu Land, allen Christen wider unrechte Gewalt beizustehen und die Ruhe Europas zu erhalten, damit das weltliche

[1]) Diese Hoffnung ist durch den glorreichen Krieg von 1870 erfüllt.

Haupt der Christenheit mit dem geistlichen zu einem Zweck vereinigt seie, titulum Advocati Ecclesiae universalis[1]) wirklich exercire, das allgemeine Beste suche und ohne Schwertstreich die Schwerter in der Scheide halte. ebenda. I.

Dann wird man erst die Früchte des Friedens genießen, wenn man im Frieden zum Krieg geschickt ist. Alsdann wird Deutschland seine Macht erkennen, wenn es sich beisammen siehet, und manchem andre Reflexionen machen, der jetzo nicht weiß, wie er verächtliche Worte genugsam zu dessen Beschimpfung zusammenklauben soll. ebenda I.

Deutschland auch ist nicht ein Land, so mit weniger als zwei bis dreimal hunderttausend Mann im Zwang zu halten[2]) .... Denn wie schwer die Deutschen dran zu bringen, unter den Franzosen beständig zu dienen, haben wir dieses und vorigen Krieges Exempel gegeben. Wie wenig diese an Sprach und Art ganz verschiedenen Nationen einander dulden können, bezeugt die tägliche Erfahrung. Ist also dieses die Meinung, daß Frankreich so wenig als Oesterreich und Schweden bastant sei, sich mit Gewalt zum Meister Teutschlands[3]) zu machen. Es wäre denn, daß Bürger und Bauer taedis praesentium (aus Ekel vor der Gegenwart) aus hoffender Verbesserung zu ihm sich schlügen; so aber wegen Unterschied der Nation, Religion und Sprache wohl nimmermehr geschehen wird. Dürfte also mit Vergießung des Bluts vieler hunderttausend Teutschen und Franzosen nichts andres ausgerichtet werden, als daß ein langwieriger, mehr als zehnjähriger Krieg entstehen, Arme sich auf den Raub legen, die wohlhabenden Leute nach

[1]) Den Titel des Anwalts der ganzen Kirche.
[2]) Wenn es etwa die Franzosen erobern wollten.
[3]) In Schreibung dieses Wortes ist sich Leibniz nicht consequent.

Holland und anderen Seeplätzen sich retiriren und allda schließlich dem König mehr als er hier gewonnen, schaden, und dennoch der Rhein das Ziel der französischen Macht bleiben würde. 1670. Bedenken II.

Viele Gedanken habe ich in Betreffs von Kaiser und Reich, welche ich unter dem Titel „Deutsche Bedenken" (Consultationum Germanicarum) zusammenzufassen beschlossen hatte; aber ich ekele mich, Worte in den Wind zu streuen, und nach Art von Deklamatoren, welche in den Schulen über die rechte Verfassung der atheniischen oder karthagischen Republik deliberiren, erfolglose Vorschläge zu machen. Ja, die besten Gedanken werden schlecht, wenn sie öffentlich prostituirt werden, und unsre Feinde mehr ermuthigt als zurückgehalten. 1680 an einen Freund in Wien.

4. Politik.

Wahre Eintracht und gutes Einvernehmen der christlichen Staaten muß auf Gerechtigkeit gegründet sein.

Réfl. sur la décl. de la guerre, ch. VII.

Wenn die deutschen Fürsten mit Ernst auf ihre Freiheit bedacht sind, so ist absolut nöthig, daß sie die bisherige Methode ihres Verhaltens ändern und zu den Grundsätzen sich entschließen, die Jesus Christus zunächst für das Heil der Seelen empfiehlt. — Man muß also vollkommen einem Büßer nachahmen, der mit der Welt brechen will.

1691. Consultation sur les affaires générales p. 282. 87.

Die Hauptmächte Europa's müssen die Wage der Göttin Themis in der Hand halten. Sobald man dieses große Princip verläßt, das die Menschen abhält, sich wie Bestien zu zerreißen, muß man alle Verträge verbrennen und das Völkerrecht mit Füßen treten; die Macht des Stärkern wird dann Alles beherrschen, und die Welt einem Walde voller Meuchelmörder und Räuber gleichen.

Brf. 1701.

Ich finde, daß allmälig bei der hohen Welt, nach der die übrigen Menschen sich richten, und von welcher das allgemeine Wohl abhängt, Grundsätze herrschend werden und in die Mode-Literatur sich einschleichen, wodurch Alles zu der allgemeinen Revolution vorbereitet wird, von welcher Europa bedroht ist. Schon 1704!

Laut spottet man über Vaterlandsliebe und verlacht diejenigen, die um das öffentliche Wohl besorgt sind, und wenn ein Gutgesinnter davon spricht, was aus der Zukunft werden soll, so antwortet man: alors comme alors (kommt Zeit, kommt Rath)!

Nouv. Essays I, 4. c. 16. § 4.

Alle deutschen Fürsten wollen einen Kaiser, da sie einsehen, ohne einen solchen könne der Reichskörper nicht bestehen; aber seine Autorität wollen sie nicht anerkennen. Die Mächtigen wollen ihn nur als Maske für ihre Zwecke gebrauchen, aber nicht respectiren.

1670. Quanti sit momenti, imp. esse ap. dom. Austriacam.

Der Mangel an Reichseinheit liegt nicht daran, daß der Kaiser zu viel Macht hat, sondern daß er zu wenig hat.

1715. Observations sur le projet d'une paix perpét.

Es ist ganz offenbar, daß Alles in Europa einer Umwälzung entgegengeht, und doch lebt man so fahrlässig in den Tag hinein, als wenn Alles in sichrem Zustande wäre und Gott uns die Fortdauer unsrer Ruhe verbürgt hätte. Inzwischen streiten wir uns um Bagatelle und kümmern uns nicht um's Große.

12. Dec. 1698 an Ludolf.

Aller Ethik und Politik Zweck soll dieses sein, was aber am wenigsten beachtet zu werden pflegt: Wie Andre dahin zu bringen, daß sie zu unsrer, und auch zu ihrer Erkenntniß, Liebe und Glückseligkeit bestens arbeiten, mithin die Ehre Gottes bestens vergrößern mögen.

1692. Von dem höchsten Gute.

Frankreich ist fatal und von der Vorsehung Gottes vorbehalten, ein Führer christlicher Waffen in die Levante zu sein, und Godefredos, Balduinos, vor allen Dingen Ludovicos Sanctos der Christenheit zu geben, das ihm gegenüberliegende Africa anzugreifen, die Raubnester zu zerstören, Aegypten selbst, so eins der bestgelegenen Länder in der Welt, anzugreifen, und weils ihm weder an Volk noch Geld mangelt, selbige Länder aber durch langen Frieden übel bewehrt und keineswegs sich versehen, wohl gar zu übermeistern — von Führung der Colonien in Ost- und Westindien, darauf man ohnedas genugsame Reflexionen anjetzo in Frankreich macht, zu geschweigen.[1])

1670 Schwalbacher Denkschrift: Bedenken, welchergestalt sec. publ. int. et ext. . . . auf festen Fuß zu stellen.

Ich bin lange schon der Ansicht, daß die Staatswirthschaft der bei weitem wichtigste Theil der Staatswissenschaft sei, und daß Deutschland aus Unwissenheit oder Gleichgültigkeit darüber zu Grunde gehen muß.

1680 Bf.

Glauben wir, daß die übrigen Christen mit verschlungenen Armen ruhig zusehen, nicht sehen werden, was der Kirche, was dem Staate auferlegt wird?[2]) Daß der Türke verdoppelt, daß eine Macht geboren wird, stark genug, Europa zu unterjochen, daß Deutschland von der polnischen Seite offen genug, und den Barbaren der Weg in die Eingeweide Europa's geöffnet wird? Folglich werden zum Löschen des Feuers Alle zusammenströmen, die benachbarten Völker werden wie mit losgelassenem Zügel sich über uns ergießen, in unsern Ebenen wird zwischen Türken, Russen und Deutschen um die Herrschaft, ja um die Existenz gestritten werden: wir werden den Streitenden ein Hinderniß, die Beute der Sieger, das Grab aller Nachbarn sein: den Barbaren zur Verachtung, wenn wir uns ihnen freiwillig unterwerfen; verabscheuungswürdig den Christen, welche wir durch unsere Thorheit in die äußerste Gefahr gestürzt haben werden: Freiheit, Sicherheit, Zufluß von Menschen, Ehre, zeitliches und ewiges Wohl wird so zu Grunde gehen.

Ulicov. Lithuan. 1669 Spec. dem. polit.

[1]) Diese Idee hat Napoleon I. im Jahre 1798 ausgeführt.
[2]) Durch einen russischen Prinzen auf dem Throne Polens.

Nur die Extreme sind tadelnswerth bei den Tory's wie bei den Whigs. Die Gemäßigten von beiden Seiten werden sich leicht verstehen. Die übertriebenen Torys sind die Jacobiten und die übertriebenen Whigs sind die Republikaner. Sagen Sie mir doch, mein Herr, ob die gemäßigten Torys nicht anerkennen, daß es außerordentliche Fälle giebt, wo der passive Gehorsam aufhört und es erlaubt sei, dem Souverain zu widerstehen; und ob die gemäßigten Whigs nicht übereinstimmen, daß man nicht leichtsinnig oder anders als um großer Ursachen willen zu diesem Widerstande schreiten dürfe? Es verhält sich ganz so mit dem erblichen Recht der Succession: von welchem man nicht abgehen darf, wenn nicht das Wohl des Vaterlandes die Völker dazu zwingt; denn zu glauben, daß in diesen Dingen ein unveräußerliches göttliches Recht liege, das heißt bis zur Superstiton gehen, da diese Strenge nicht einmal beim Sabbath stattfindet. 1710 an Th. Burnet.

Die Cultur der Grundstücke ist die Basis der Größe der Nation, wie Stamm und Wurzel die eines Baumes. Aber der Handel und die Manufactur ziehen das Geld vom Auslande herein und bereichern das Königreich, sie sind wie die Zweige des Baumes, welche ihn blühend und fruchtbringend machen. Das Eine bedarf des Andern.

1715 Anti-Jacobite.

Was dann noch die große Frage, die ihr berührt, von der Macht der Souveraine betrifft und dem Gehorsam, den ihnen die Völker schuldig sind, so pflege ich zu sagen, es wäre gut, wenn die Fürsten überzeugt wären, daß die Völker das Recht haben, ihnen Widerstand zu leisten, und andrerseits die Völker vom passiven Gehorsam durchdrungen wären. Indeß bin ich fast der Ansicht des Grotius und glaube, daß man gewöhnlich gehorchen muß, da das Uebel der Revolution meist unvergleichlich größer ist, als was dazu Veranlassung giebt. Doch gebe ich zu, daß der Fürst so weit gehen und das Wohl des Staats in solche Gefahr bringen kann, daß die Verpflichtung zu dulden aufhört. Aber dieser Fall ist sehr selten, und der Theolog, welcher unter diesem Vorwande Unternehmungen autorisirt, muß sich wohl hüten zu weit zu gehen, da das Zuviel unendlich gefährlicher ist, als das Zuwenig.

1695 an Graf v. Boineburg d. J.

Die demokratische Staatsform ist in Polen unmöglich. — Die Demokratie ist diejenige Staatsform, in welcher die höchste Gewalt beim Volke ist. Das Volk ist die Summe der Bürger. Bürger sind alle, die an der Regierung Theil nehmen, oder Theil nehmen würden, wenn die Regierungsgewalt nicht anderweitig übertragen worden. Die polnischen Bürger sind die Edelleute. In einer polnischen Demokratie müßte daher die Ausübung der höchsten Gewalt bei den Edelleuten sein. Also müßten die in der Lage sein, sich jeden Augenblick gemeinschaftlich zu berathen. Zu diesem Zweck müßten sie sofort zusammenkommen können. Dies ist aber bei der ungeheuren Anzahl der polnischen Edelleute nicht möglich. Daher ist die demokratische Staatsform in Polen praktisch unmöglich.[1])

Ulic. Lithuan. 1669 Specim. demonstr. polit.

[1]) 16. Proposition. Wir haben sie nur aufgenommen, um an einem Beispiele den eigenthümlichen Versuch vorzuführen, den Leibniz machte, die geometrische Methode auf politische Schriften zu übertragen.

Frankreich ist nicht nur stark nach außen und innen, sondern es versteht auch die Kunst, die übrigen Mächte zu theilen, und besitzt die beiden Haupterfordernisse zum Kriege: Volk und Geld. Aber Volk verstehe ich hier auf eine etwas andere Manier als sonst: Das ist nicht Manns-, sondern Weibsvolk. Mit welchen beiden Instrumenten sich alle Schlösser aufthun, sich alle Pforten ohne Petarde öffnen, sich alle Winkel bis in die innersten Cabinette unvermerkt, auch ohne Gygesring, durchkriechen lassen.

1670 Bedenken ꝛc.

Von Asien glaube ich, daß wenn der König von Frankreich Constantinopel und Cairo hätte, das ganze türkische Reich erobert sein würde. 1670 Bedenken ꝛc.

Ist nicht die Menge der Höfe ein herrliches Mittel, dadurch sich so viele Leute hervorthun können, die sonst im Staube liegen müßten? Wo ein unbeschränktes Haupt, da sind nur wenige der Regierung theilhaftig, von deren Gnade die andern alle leben müssen, da bei uns hingegen, wo Höfe, allda auch hohe Angestellte sind, so einigermaßen dem königlichen Selbst an die Seite treten dürfen und eine ganz andere Figur machen, als die so im Namen bloßer Unterthanen sprechen.

1677 Caes. Furstner. de jure suprematus.

Die Menschen werden dafür sein, den eignen Willen zu behalten und für ihr Wohl nach bestem Ermessen zu sorgen, so lange sie nicht von der höchsten Weisheit und Macht ihrer Regenten überzeugt sind, was zur vollkommenen Entäußerung seines Willens nothwendig ist.

1677 ebenda.

Entsprechend den drei Stufen des Naturrechts: dem strengen Rechte, der Billigkeit und Frömmigkeit giebt es drei Bande, welche die christliche Staatsgesellschaft zusammenhalten: die Macht, die Ehrfurcht und das Gewissen.

1677. De jure supr.

Es war Hoffnung, daß ganz Europa christlich würde; aber das von Westen aufsteigende Gewitter hat sie plötzlich zerstört. 1688 an Spener.

Wenn ich das Alte und das Neue gehörig untersuchte, so fand ich, daß der größte Theil der recipirten Lehren einen guten Sinn zulasse. Und so wünsche ich, daß man mehr den Römern nachahmte, die schöne öffentliche Monumente erbauten, als jenem Vandalenkönige, dem seine Mutter den Rath gab, er solle durch Zerstörung jener großen Kunstwerke sich berühmt machen, da es ihm ja nicht möglich sein würde, die gleichen zu errichten.

Es sind zweierlei Interessen in der Welt, diejenigen, die man haben könnte, und diejenigen, die man sich macht — und das könnte man wohl von vielen Höfen sagen.

1699 an Jablonski.

Ein deutscher Reichsfürst ist darum, daß er vom Reich ein Lehen trägt und insofern ihm und dem Kaiser unterworfen ist, noch immer kein Unterthan zu nennen. Das erstere ist er allerdings, weil das Reich, nicht wie Monzambano[1]) will, ein bloßer Staatenbund ist, sondern eine einige Person, nämlich eine moralische (im juristischen Sinne!) also keine bloße Verbindung oder Gesellschaft, sondern ein Staat oder Republik. — Der Fürst, ich gebe es zu, ist mit seiner Person unterworfen (obnoxius);

[1]) Unter dem Pseudonym „Severinus von Monzambano" ließ Samuel von Pufendorf ein Buch: „Ueber die Verfassung des deutschen Reichs" erscheinen. 1667.

nur leugne ich, daß er es dem Kaiser allein sei; dem Reiche ist er unterworfen (subest), den Ständen, Reichstagen, und so zum Theil sich selbst.

1667. Nova Meth. und
1670. Bedenken ꝛc.

Sollten aber die deutschen Fürsten und Völker auch außer dem Fall der Noth unter einem Haupt und Directorio stehen, so muß solches Directorium eine ziemliche Macht darüber haben, wie ein Usufructuarius oder Sequester über einen Fundus, der ihn zwar bestellen, aber nicht alieniren kann. Ebenmäßig muß ein solches Directorium nicht zwar die Völker[1]) abzudanken, zergehen zu lassen, an Andere zu überlassen und in Substantia an ihnen Etwas zu ändern; wohl aber solche zu regieren, zu verpflegen, zu verlegen, gewissen Compactatis mit den statibus gemäß einzuquartieren, marschiren zu lassen, Officiere, doch auf eine gewisse Masse, anzunehmen und abzudanken Macht haben. Das Reich soll eine persona civilis sein (moralische Person). Gleichwie nun in einer persona naturali oder menschlichen Leibe sich die Spiritus, das Blut und die Glieder finden, also ist in der persona civili ein perpetuum consilium (Bundesrath), welches den Verstand und die Spiritus, perpetuum aerarium (Bundesschatz), welches Geblüt und Adern, ein perpetuus miles (Bundesheer), welcher die Glieder repräsentirt, von nöthen. 1670 Bedenken I. Dtsch.

England wird nichts als Commercien, Schiffahrten, Colonien suchen. Holland zwar desgleichen; doch mit dem Unterschied, daß die Holländer Andre mit Verstand, nicht aber mit Gewalt abzuhalten sich bemühen. England aber weiß nicht, was für ein dominium maris sich arrogiren wollen. Ebenda.

[1]) Völker = Soldaten.

Alle Republiken sind den Königen verhasset erstlich, weil solche, sonderlich, wo die Leute darinnen ihrer Nahrung obliegen, auch Niemand müßig, und also einer Demagogie, welche Rom und Athen verderbten, kein Gehör gegeben wird, sich nicht leicht über den Stock stoßen lassen, sondern die geringste Abnahme ihrer Nahrung spüren, dawider ihnen dann alsbald magister artis ingeniique largitor venter (der Bauch, der Meister der Kunst und Spender des Genies) allerhand Künste und Gegenstreiche eingiebt. Ferner, so sind Republiken asyla exulum (Asyle von Vertriebenen), so sich bei Monarchen übel befinden; sie machen ihren Nachbarn das Maul nach gleicher Freiheit wässrig, lassen alle Religionen zu, so andre neben sich leiden können; sie lassen sich den gemeinen Nutzen heftig angelegen sein, sind keinen Corruptionen unterworfen, sind Seminarien herrlicher Ingeniorum, so nicht nur Galanterien erfinden und von der Eloquenz Profession machen, sondern Realitäten prästiren, weil in ihrem Vaterland nichts Andres ästimirt wird, auch sie zu nichts andres erzogen.

1670. Bedenken ꝛc. II.

5. Deutsche Sprache.

Aus den „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache. 1697." (Deutsch.)

§ 1. Es ist bekannt, daß die Sprache ein Spiegel des Verstandes, und daß die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben, welches der Griechen, Römer und Araber Beispiele zeigen.

§ 2. Die Teutsche Nation hat unter allen christlichen den Vorzug wegen des Heiligen Römischen Reichs, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht; welchem die Bestimmung des wahren Glaubens, die Vogthey der allgemeinen Kirche und die Beförderung des Besten der ganzen Christenheit oblieget, daher ihm auch der Vorsitz über andre hohe Häupter ohnzweifentlich gebühret und gelassen worden. —

§ 3. Derowegen haben die Teutschen sich desto mehr anzugreifen, daß sie sich dieser Würde würdig zeigen und Andern nicht weniger an Verstand und Tapferkeit zuvor thun mögen, als sie ihnen an Ehren und Hoheit ihres Oberhauptes vorgehen. Derogestalt können sie ihre Mißgünstige beschämen und ihnen wider ihren Dank eine innerliche Ueberzeugung (und) wo nicht ein äußerliches Bekenntniß der Deutschen Vortrefflichkeit abdringen. Ut qui confessos animo quoque subjugat hostes.[1]) —

[1]) Damit er auch die offnen Feinde an Geist übertreffe.

§ 4. Nachdem die Wissenschaft zur Stärke kommen und die Kriegs-Zucht in Teutschland aufgerichtet worden, hat sich die Teutsche Tapferkeit zu unsern Zeiten gegen Morgen- und Abendländische Feinde, durch große von Gott verliehene Siege wiederum merklich gezeiget; da auch meistentheils die gute Parthey durch Teutsche gefochten.[1]) Nun ist zu wünschen, daß auch der Teutschen Verstand nicht weniger obsiegen, und den Preis erhalten möge; welches ebenmäßig durch gute Anordnung und fleißige Uebung geschehen muß. Man will von allem dem, was daran hanget, jetzo nicht handeln; sondern allein bemerken, daß die rechte Verstandes-Uebung sich finde, nicht nur zwischen Lehr- und Lernenden, sondern auch vornehmlich im gemeinen Leben unter der großen Lehrmeisterin, nehmlich der Welt oder Gesellschaft vermittelst der Sprache, so die menschlichen Gemüther zusammenfüget. —

§ 5. Es ist aber bei dem Gebrauch der Sprache auch dieses sonderlich zu betrachten, daß die Worte nicht nur der Gedanken, sondern auch der Dinge Zeichen seien, und daß wir Zeichen nöthig haben, nicht nur unsere Meinung Andern anzudeuten, sondern auch unsern Gedanken selbst zu helfen. —

§ 7. Daher braucht man oft ein Wort als Ziffern oder als Rechen-Pfennige anstatt der Bildnisse und Sachen, bis man stufenweise zum Facit schreitet, und beym Vernunft-Schluß zur Sache selbst gelanget. Woraus erscheinet, wie ein Großes daran gelegen, daß die Worte als Vorbilde und gleichsam als Wechsel-Zeddel des Verstandes wohl gefasset, wohl unterschieden, zulänglich, häufig, leichtfließend und angenehm seien. —

§ 9. Ich finde, daß die Teuschen ihre Sprache bereits hoch gebracht in allem dem, so

[1]) In dem Kriege gegen Frankreich und die Türkei, der im Frieden zu Ryswick sein Ende fand 1697.

mit den fünf Sinnen zu begreifen und auch dem gemeinen Manne fürkommet; absonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunst- und Handwerkssachen, weil nämlich die Gelehrten fast allein mit dem Latein beschäftigt gewesen und die Muttersprache dem gemeinen Lauf überlassen, welche nichts destoweniger von den sogenannten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben worden. ... —

§ 10. Es ereignet sich aber einiger Abgang bei unsrer Sprache in den Dingen, so man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kann; .... welches alles dem gemeinen Teutschen Mann etwas entlegen, und nicht so üblich, da hingegen der Gelehrte und Hofmann sich des Lateins oder andern fremden Sprachen in dgl. fast allein und in soweit zu viel beflissen: also daß es den Teutschen nicht an Vermögen, sondern am Willen gefehlet, ihre ihre Sprache durchgehends zu erheben. —

§ 11. Nun wäre zwar dieser Mangel bei logischen und metaphysischen Kunstwörten noch in etwas zu verschmerzen, ja, ich habe es zu Zeiten unsrer ansehnlichen Hauptsprache zum Lobe angezogen, daß sie nichts als rechtschaffene Dinge sage und ungegründete Grillen nicht einmal nenne (ignorat inepta). Daher ich bey den Italiänern und Franzosen zu rühmen gepfleget: Wir Teutschen hätten einen sonderbaren Probirstein der Gedanken, der andern unbekannt; und wenn sie dann begierig gewesen, etwas davon zu wissen, so habe ich ihnen bedeutet, daß es unsre Sprache selbst sey; denn was sich darin ohne entlehnte und ungebräuchliche Worte vernehmlich sagen lasse, das sey wirklich was Rechtschaffenes. Aber leere Worte, da nichts hinter, und gleichsam nur ein leichter Schaum müßiger Gedanken, nehme die reine teutsche Sprache nicht an. —

§ 15. Am allermeisten aber ist unser Mangel, wie gedacht, bei den Worten zu spüren, die sich auf das Sittenwesen, Leidenschaften des Gemüths, gemeinlichen Wandel, Regierungssachen und allerlei bürgerliche Lebens- und Staatsgeschäfte ziehen; wie man wohl befindet, wenn man etwas aus andern Sprachen in die unsrige übersetzen will. Und weil solche Worte und Reden am meisten vorfallen und zum täglichen Umgang wackrer Leute sowohl als zur Brief-Wechselung zwischen denselben erfordert werden; so hätte man fürnehmlich auf deren Ersetzung, oder weil sie schon vorhanden, aber vergessen und unbekannt, auf deren Wiederbringung zu gedenken und wo sich dergleichen nichts ergeben will, einigen guten Worten der Ausländer das Bürgerrecht zu verstatten. —

§ 16. Hat es demnach die Meinung nicht, daß man in der Sprache zum Puritaner werde und mit einer abergläubischen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort als eine Todsünde vermeide, dadurch aber sich selbst entkräfte und seiner Rede den Nachdruck nehme; denn solche allzu große Scheinreinigkeit ist einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meister so lange feilt und bessert, bis er sie endlich gar verschwächt,[1]) welches denen geschieht, die an der Perfectie-Krankheit, wie es die Holländer nennen, darnieder liegen. —

§ 20. Anitzo scheint es, daß bei uns übel ärger worden, und hat der Mischmasch abscheulich überhand genommen, also daß die Prediger auf der Canzel, der Sachwalter auf der Canzley, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichen Französischen sein Teutsches verderbet; mithin es fast das Ansehen gewinnen will, wann man so fortfährt und nichts dagegen thut, es werde Teutsch in Teutschland selbst nicht weniger verloren gehen, als das Engelsächsische in Engelland.

[1]) Un bouillon d'eau claire sagte die Pflegetochter des Montagne.

§ 21. Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unsre Haupt- und Heldensprache dergestalt durch unsre Fahrläßigkeit zu Grunde gehen sollte, so fast nichts Gutes schwanen machen dörfte; weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verlust der Freyheit und ein fremdes Joch mit sich führet.

§ 22. Wie denn die Sprachen nicht anders als bey einer einfallenden Barbarey oder Unordnung oder fremder Gewalt sich merklich verändern.

§ 24. Wie es mit der Teutschen Sprache hergangen, kann man aus den Reichs-Abschieden und andern Teutschen Handlungen sehen. Im Jahrhundert der Reformation redete man ziemlich rein Teutsch. . . .

§ 25. Allein wie der 30jährige Krieg eingerissen und überhand genommen, da ist Teutschland von fremden und einheimischen Völkern (Soldaten) wie mit einer Wasserfluth überschwemmt worden, und nicht weniger unsre Sprache als unser Gut in die Rappuse gangen; und sieht man, wie die Reichs-Acta solcher Zeit mit Worten angefüllt seyn, deren sich freilich unsre Vorfahren geschämt haben würden.

§ 26. Bis dahin nun war Teutschland zwischen den Italiänern so Kaiserlicher und der Franzosen, als Schwedischer Parthey gleichsam in der Wage gestanden. Aber nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden hat sowohl die Französische Macht als Sprache bey uns überhand genommen. . . .

§ 27. Ich will doch gleichwohl gern jedermann recht thun und also nicht in Abrede seyn, daß mit diesen Franz- und Fremdentzen auch viel Gutes bei uns eingeführt worden. . . .

§ 28. Derowegen, wenn wir nun also etwas mehr als bisher teutsch gesinnet werden wollten, und den Ruhm unsrer Nation und Sprache etwas mehr beherzigen möchten, als einige dreyßig Jahre her in diesem gleichsam französchen

Zeitwechsel (periodo) geschehen; so könnten wir das Böse zum Guten kehren und selbst aus unserm Unglück Nutzen schöpfen und sowohl unsern innern Kern des alten ehrlichen Teutschen wieder herfür suchen, als solchen mit dem neuen, äußerlichen, von den Franzosen und Andern gleichsam erbeuteten Schmuck ausstaffiren.

§ 32. Der Grund und Boden einer Sprache, so zu reden, sind die Worte, darauf die Redensarten gleichsam als Früchte hervorwachsen. Woher denn folget, daß eine der Hauptarbeiten, deren die Teutsche Hauptsprache bedarf, sein würde eine Musterung und Untersuchung aller teutschen Worte, welche, dafern sie vollkommen, nicht nur auf diejenigen gehn soll, so jedermann brauchet, sondern auch auf die, so gewissen Lebensarten und Künsten eigen; und nicht nur auf die, so man Hochteutsch nennet und die im Schreiben anitzo allein herrschen, sondern auch auf Platt-Teutsch, Märkisch, Ober-Sächsisch, Fränkisch, Bayrisch, Oesterreichisch, Schwäbisch, oder was sonst hin und wieder bey dem Landmann mehr als in den Städten bräuchlich; auch nicht nur, was von teutscher Herkunft in Holl- und Engelländischen: worzu auch fürnehmlich die Worte der Nord-Teutschen, das ist der Dänen, Norwegen, Schweden und Isländer (bei welchen letztern sonderlich viel von unser uralten Sprach geblieben) zu ziehen: und letzlichen nicht nur auf das, so noch in der Welt geredet wird, sondern auch was verlegen und abgangen, nehmlichen das Alt-Gothische, Alt-Sächsische und Alt-Fränkische, wie sichs in uralten Schriften und Reimen findet, daran der treffliche Opitz selbst zu arbeiten gut gefunden. Denn anders zu den wahren Ursprüngen nicht zu gelangen, welche oft die gemeinen Leute mit ihrer Aussprache zeigen; und sagt man, es habe dem Kayser Maximilian dem I. einsmahls sonderlich wohlgefallen, als er aus der Aussprache der Schweitzer vernommen, daß Habsburg nichts anders, als Habichtsburg sagen wollte. —

§ 33. Nun wäre zwar freylich hierunter ein großer Unterschied zu machen, mithin was durchgehends in Schriften und Reden wackrer Leute üblich, von den Kunst- und Land-Worten, auch fremden und veralteten zu unterscheiden. Ander Manchfaltigkeiten des Gebräuchlichen selbst anitzo zu geschweigen, wären derowegen besondre Werke nöthig, nehmlich ein eigen Buch vor durchgehende Worte, ein anders vor Kunst-Worte, und letzlich eines vor alte und Land-Worte und solche Dinge, so zur Untersuchung des Ursprungs und Grundes dienen, deren erstes man Sprachbrauch, auf Lateinisch Lexicon, das Andre Sprachschatz oder cornu copiae; das dritte Glossarium oder Sprachquell nennen möchte. —

§ 40. Und weiln, wie oberwähnet, die Teutschen sich über alle andern Nationen in den Würklichkeiten der Natur und Kunst so trefflich erwiesen, so würde ein Teutsches Werk der Kunstworte einen rechten Schatz guter Nachrichtungen in sich begreifen und sinnreichen Personen, denen es bisher an solcher Kunde gemangelt, oft Gelegenheit zu schönen Gedanken und Erfindungen geben. Denn weil, wie oberwähnet, die Worte den Sachen antworten, kann es nicht fehlen, es muß die Erläuterung ungemeiner Worte auch die Erkenntniß unbekannter Sachen mit sich bringen. —

§ 41. Was auch ein wohl ausgearbeitetes Glossarium Etymologicum oder Sprach-Quell vor schöne Dinge in sich halten würde, wo nicht zum menschlichen Gebrauch, doch zur Zierde und Ruhm unsrer Nation und Erklärung des Alterthums und der Historien, ist nicht zu sagen; wenn nehmlich Leute, wie Schottel, Brasch und Morhof bey uns, oder wie Menage bey den Franzosen und eben dieser mit dem Ferrari bey den Welschen, Spelman in England, Worm oder Verhal bey den Nordländern sich darüber machten. —

§ 42. Es ist handgreiflich und gestanden, daß die Franzosen, Welschen und Spanier (der Engländer, so halb

Teutsch, zu geschweigen) sehr viel Worte von den Teutschen haben und also den Ursprung ihrer Sprachen guten Theils bey uns suchen müssen. Giebt also die Untersuchung der Teutschen Sprach nicht nur ein Licht vor uns, sondern vor ganz Europa, welches unserer Sprache zu nicht geringem Lobe gereichet. —

§ 46. Stecket also im Teutschen Alterthum und sonderlich in der Teutschen uralten Sprache, so über das Alter aller Griechischen und Lateinischen Bücher hinaufsteiget, der Ursprung der europäischen Völker und Sprachen, auch zum Theil des uralten Gottesdienstes, der Sitten, Rechte, des Adels, auch oft der alten Namen der Sachen, Oerter und Leute, wie solches von Andern dargethan, und theils mit mehrern auszuführen.[1]) —

§ 50. Dergleichen Exempel sind nicht wenig vorhanden, so nicht allein der Dinge Ursprung entdecken, sondern auch zu erkennen geben, daß die Wort nicht eben so willkührlich oder von ohngefehr herfürkommen, als einige vermeynen, wie dann nichts ohngefehr in der Welt, als nach unsrer Unwissenheit, wenn uns die Ursachen verborgen. Und weilen die Teutsche Sprache vor vielen andern dem Ursprung sich zu nähern scheint, so sind auch die Grund-Wurzeln in derselben desto besser zu erkennen, davon auch bereits der tiefsinnige Clauberg[2]) seine eigne Gedanken gehabt und davon Etwas in einem kleinen Büchlein angezeiget. —

§ 56. Allein ich komme nunmehro zu dem, so bey der Sprache in dero durchgehenden Gebrauch erfordert

[1]) Als Beispiel führt dann Leibniz das Wort Welt (altdeutsch Werelt) durch world, Wire, Gyrus, Wirbel, Quirl, vis, volvo, verto, vortex durch.

[2]) Joh. Clauberg, aus Chartres 1625, † 1665, Lehrer in Duisburg, Cartesianer.

wird, darauf die Herren Fruchtbringenden,[1]) die Crusca[2]) und die Französische Akademie zuerst allein gesehen, und auch anfangs am meisten zu sehen ist,[3]) ... allwo der Teutschen Sprache Reichthum, Reinigkeit und Glanz sich zeigen soll, welche drey gute Beschaffenheiten bey einer Sprache verlanget werden. —

§ 60. Der rechte Probier-Stein des Ueberflusses oder Mangels einer Sprache findet sich beym Uebersetzen guter Bücher aus andern Sprachen. —

§ 61. Nun glaub' ich zwar nicht, daß eine Sprache in der Welt sey, die auf der Sprachen Worte jedesmal mit gleichem Nachdruck und auch mit einem Worte geben könnte. Cicero hat denen Griechen vorgeworfen, sie hätten kein Wort, das dem Lateinischen ineptus (läppisch) antworte; er selbst aber bekennet zu öftern des Lateinischen Armuth, und ich habe den Franzosen zu Zeiten gezeiget, daß wir auch keinen Mangel an solchen Worten haben, die ohne Umschweif nicht von ihnen übersetzt werden können. Und können sie nicht einmal heut zu Tag mit einem Worte sagen, was wir Reiten oder die Lateiner equitare nennen. Und fehlet es weit, daß ihre Uebersetzungen des Tacitus oder andrer vortreflicher Lateinischer Schriften die bündige Kraft des Vorbildes erreichen solten.

§ 63. Solches könnte geschehen durch Aufsuchung guter Wörter, die schon vorhanden, aber jetzo fast verlassen. ...

§ 66. Ferner wäre auf Wiederbringung vergeßner

[1]) Der Palmenorden und die Fruchtbringende Gesellschaft 1617 auf Anregung des v. Teutleben durch die Herzöge von Weimar und Fürsten von Anhalt gegründet.

[2]) Accademia della crusca (Kleie) gegen die Barbarismen in Florenz seit 1584.

[3]) Diese drei Gesellschaften verfuhren zu puristisch gegen Fremdwörter.

und verlegener, aber an sich selbst guter Worte und Redensarten zu gedenken, zu welchem Ende die Schriften des vorigen Seculi, die Werke Lutheri und andrer Theologen, die Landes-Ordnungen und Willkühre (Willensmeinungen) der Städte, die alten Notariat-Bücher und allerhand geistliche und weltliche Schriften, so gar des Reinecke Voß, des Froschmäuseler, des Teutschen Rabelais, des übersetzten Amadis, des Oesterreichischen Theuerdank's, des Bayerischen Aventin's, des Schweizerischen Stumph's und Paracelsi, des Nürnbergischen Hans Sachsen und ander Landes-Leute nützlich zu gebrauchen. —

§ 68. Was die Einbürgerung betrifft, ist solche bey guter Gelegenheit nicht auszuschlagen und den Sprachen so nützlich als den Völkern: Rom ist durch Aufnehmung des Fremden groß und mächtig worden, Holland ist durch Zulauf der Leute wie durch Zufluß seiner Ströhme aufgeschwollen; die Englische Sprache hat Alles angenommen, und wenn jedermann das Seinige abfodern wolte, würde es den Engländern gehn, wie der Esopischen Krähe, da andre Vögel ihre Federn wieder geholet. Wir Teutschen haben es weniger vonnöthen als andre, müssen uns aber dieses nützlichen Rechts nicht gänzlich begeben. —

§ 80. Die Reinigkeit der Sprache, Rede und Schrift bestehet darin, daß so wol die Worte und Red-Arten gut Teutsch lauten, als daß die Grammatic oder Sprach-Kunst gebührend beobachtet, mithin auch der Teutsche Priscianus[1]) verschonet werde. —

§ 81. Was die Wort und Weisen zu reden betrift, so muß man sich hüten vor Unanständigen, Ohrwehmlichen und Fremden oder Unteutschen. —

§ 88. Es kann zwar auch zu Zeiten ein Lateinisches oder aus dem Lateinischen gezogenes Wort, dabey ein

[1]) Berühmtester lateinischer Grammatiker, lebte im 6. Jahrhundert zu Constantinopel.

sonderlicher Nachdruck, von einem Prediger gebrauchet werden;[1]) ein Lateinisch sage ich, denn das Französische schicket sich meines Erachtens gar nicht auf unsre Cantzel, es ist aber alsdann rathsam, daß die Erklärung alsbald dabey sey, damit beyder Art Zuhörer[2]) ein Genügen geschehe. —

§ 95. Gleichwie in einem sonst schönen Teutschen Gedichte ein Französisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck seyn würde, also solte ich gäntzlich dafür halten, daß in den Schreib-Arten, so der Poesie am nächsten, als Romanen, Lobschriften, öffentlichen Reden, auch gewisser Art Historien, und auch bey Uebersetzungen aller solcher Werke aus fremden Sprachen und Summa, wo man nicht weniger auf Annehmlichkeit, als Nothdurft und Nutzbarkeit siehet, man sich der ausländischen Worte, soviel immer möglich, enthalten solle. —

§ 100. Was ich von Aufhebung des Unterschieds der Schrift gedacht, daß in Schreiben und Drucken eingebürgerte Worte von Teutschgebohrenen nicht mehr zu unterscheiden, dessen Beobachtung, ob sie schon gering scheinet, würde doch nicht ohne Nachdruck und Würkung seyn. Es haben auch sonsten viele dafür gehalten, man solte zu einem guten Theil Teutscher Bücher beym Druck keine andern als Lateinische Buchstaben[3]) brauchen und den unnöthigen Unterschied abschaffen.

§ 102. Das ander Theil der Sprachreinigkeit besteht in der Sprach-Richtigkeit nach den Reguln der Sprach-Kunst (Grammatik), welche von Gelehrten mit Nachdruck vorzunehmen, um Etlichen den gefaßten Wahn zu benehmen, als ob unsre Sprache der Regeln unfähig

[1]) So meinte auch der Theolog Claus Harms: „Vom Zungenreden“ 1833 in Stud. und Krit.
[2]) Gelehrten und Ungelehrten.
[3]) Wonach man auch heute strebt.

und aus dem Gebrauch fast allein erlernt werden müßte.[1]) —

§ 110. Nun wäre noch übrig von Glanz und Zierde der Teutschen Sprache zu reden, will mich aber anietzo damit nicht aufhalten; denn wann es weder an bequemen Worten noch tüchtigen Redensarten fehlet, kommt es auf den Geist und Verstand des Verfassers an, um die Worte wohl zu wählen und füglich zu setzen. —

§ 112. Bey welcher Gelegenheit ich erinnern sollen, daß einige sinnreiche Teutsche Scribenten, und unter ihren der sonst Lobwürdige Herr Weise selbst, gleichwohl diesen merklichen Fehler noch nicht abgeschaffet, (den auch etliche Italiäner behalten), daß sie etwas schmutzig zu reden kein Bedenken tragen, in welchem Punct ich hingegen die Franzosen höchlich loben muß, daß sie in öffentlichen Schriften nicht nur solche Wort und Reden, sondern auch solchen Verstand vermeiden.

In keiner Sprache läßt sich die heilige Schrift zierlicher verdolmetschen, als wir sie in Teutsch haben. So oft ich die Offenbahrung in Teutsch lese, werde ich gleichsam entzückt, und finde nicht nur in den göttlichen Gedanken einen hohen prophetischen Geist, sondern auch in den Worten selbst eine recht heroische, und wenn ich so sagen darf, Virgilianische Majestät.

Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben.

In Deutschland hat die scholastische Philosophie außer andern Gründen darum länger bestanden, weil man zu spät, und nicht einmal jetzt hinreichend, angefangen hat, Deutsch zu philosophiren. Das aber wage ich zu

[1]) Ein Wahn, der heute noch Viele, selbst Lehrer des Deutschen, beherrscht!

behaupten, daß für diese Behandlung von Philosophemen durch eine lebende Sprache, keine in Europa passender sei, als die Deutsche, weil sie am reichsten ist an Realbegriffen und am vollkommensten. Nicht also vor der Philosophie, sondern vor der barbarischen Philosophie empfand die deutsche Sprache Ekel. 1670. Diss. de stilo Nizolii.

Ich hätte es[1]) lieber Teutsch geschrieben, sonderlich weil die Teutsche Sprache keine terminaisonen leidet, allein es hätte der gestalt dem Ausländer nicht communizirt werden können. 1671 an Joh. Friedrich.

Wenn Leute gefunden werden könnten, die nach Herrn Grauens Vorschlag in Teutsch dociren wollten, würde es gut und solch Vorhaben zu befördern seyn.
Aug. 1700 an Jablonski.

So drang ich zeitig in das Innre der Rechtswissenschaft ein, das Geschäft eines Richters machte mir Vergnügen, den Ränken der Advokaten arbeitete ich entgegen, und aus diesem Grunde wollte ich niemals einen Proceß mündlich führen, ob ich schon nach Aller Uebereinstimmung ziemlich tüchtig und geschickt auch in deutscher Sprache schrieb. 1667. Nova Methodus.

Die Art der Behandlung (der Processe) sei nicht breit syllogistisch, sondern praktisch und teutsch. Dadurch werden die jungen Leute lernen, „vom Munde aus in die Feder verfahren". Ebenda.

Die Anwendung des Deutschen in der Jurisprudenz ist eine gute, wenn auch schwierige Arbeit, besonders in den Digesten wegen der nachahmungswerthen Kürze des Stils. Aber so oft ich sehe, daß die schnellsten

[1]) Die Schrift über den freien Willen.

und schärfsten Historiker: Sallust und Tacitus sehr gut ins Deutsche übersetzt werden, so scheint die Sache eher nur umfangreich als schwierig zu sein. Besonders, da der Sachsen- und Schwaben-Spiegel, die Reichsrecesse und der heutige Curialstil die meisten lateinischen Rechtstermini ziemlich gut ins Deutsche übertragen haben. Und ich weiß, daß man sich an berühmten Gerichten mit Fleiß hütet, lateinische Worte einzuschalten. Ebenda.

Der gebildete und gelehrte Jurist soll außer den Wissenschaften auch Französisch und Italienisch verstehen, er soll ferner die Redekunst, diese Krone aller Künste und Wissenschaften nicht auf die lateinische Sprache beschränken, sondern sie auch auf die Muttersprache anwenden. Ebenda.

Des deutschen Liedes Regeln kennt man bei Euch nicht. Denn die Verbesserung deutscher Dichtkunst, welche vom Jahr 1630 ein großer Theil Deutschlands angenommen hat, ist, soweit ich weiß, in die Jesuitencollegien nicht eingedrungen. 1715 an Jesuit Driesch.

Es wäre dieses[1]) auch noch itzo zu wünschen. Denn so eine große Lexica, als wir auch haben, so hat dieses doch keiner ex professo getrieben, und der zehende nicht verstanden. Man müßte in diesem Stück Luthero nachfolgen, und die Schlächter, Jäger und andre Verständige, alte Landleute zu Rathe ziehen, und fleißig mit ihnen umgehen, so dürfte man vielleicht noch wohl zu einiger Wissenschaft hierinne gelangen.
1701. Monatl. Auszug.

[1]) Wie Luther sich bei Jägern und Schlächtern nach den Kunstausdrücken erkundigte.

Warum er es[1]) in Teutscher Sprache beschrieben, kann aus der Vorrede seines teuschen Lehr-Rechts gesehen werden und ist gewiß, daß die Teutsche Sprache sehr fähig seye, gute Wissenschaften darinne vorzutragen. 1702 ebenda.

[2]) Probe des teutschen geistlichen Rechts von Gottl. Gerhard Titius. Frankfurt 1702.

6. Wahrheit und Irrthum.

Die Wahrheit gehört ebenso zum öffentlichen Recht, wie die Luft, die wir athmen, und das Licht, das wir aufnehmen.

G. Pacid. init. et spec. sc. gen. ca. 1687.

Die edle Freiheit soll man nicht unterdrücken, sondern viel mehr Rücksicht auf die Wahrheit nehmen, als auf die Autorität. 1696 an Kettwig.

Wenn wir selbst unfähig sind, Neues zu finden, so laßt uns wenigstens die Geistesfreiheit bewahren, die eine so nothwendige Eigenschaft eines vernünftigen Wesens ist.

Appel au public du jug. de l'acad. roy. de Berlin.

Wohl kann man seine Untersuchungen da abschließen, wo es Einem gefällt. Doch darf man auf einem so schönen Wege nicht Halt machen, wenn man wahre Ideen zu haben wünscht über das All und die Vollkommenheit der Gotteswerke, welche uns die solidesten Argumente betr. Gottes und unsrer Seele liefern.

1687 an Arnaud.

Fast noch Kind habe ich durch besondres Glück, durch die Nachsicht meiner Lehrer auf eignen Antrieb, schon gute Autoren gelesen, welche heutzutage allgemein verpönt sind. G. Pacid. init. ca 1687.

Die Furcht ist die Feindin der Wahrheit und wir würden sehr schlechte Philosophen und Mathematiker haben, wenn sich die Gesetze in die Regelung der Wissenschaften mischten. Remarques sur un petit ibre: Lettre sur l'enthousiasme.

Ich möchte nicht, daß durch zu große Strenge der Censoren die Auswüchse vortrefflicher Geister ganz beschnitten würden, damit sie nicht vertrocknen. Ja, nicht einmal alle Kühnheit in den Ansichten sollte beseitigt werden, damit nicht mit den Einbildungen zugleich das Wahre unterdrückt werde. Cors'd. ad ep. Pezronii.

Irrthümer sind nicht freie Acte noch Willensacte überhaupt, obgleich wir oft durch freie Handlungen zu unsern Irrthümern beitragen.

Réf. inéd. de Spin. 1706.

Die Ansichten sind nicht freiwillig und man legt sie nicht dar, wenn man will, einfach, weil sie sich nicht gebieten lassen. 1690 an Pellisson.

Es giebt nicht so viele im Irrthum befangene Leute, als man gewöhnlich annimmt; nicht, daß ich glaube, sie umfassen die Wahrheit, sondern weil sie über die Lehren, von denen man solchen Lärm macht, in der That durchaus keine positive Ansicht haben und weil sie, ohne zu prüfen, fest entschlossen sind, bei ihrer Partei zu bleiben, wie Soldaten, welche die von ihnen vertheidigte Sache nicht prüfen. Und wenn auch das Leben eines Menschen zeigt, daß er keinen Teut nach der Religion fragt, so regt er doch Zunge und Hand, um die allgemeine Anschauung zu stützen, damit er sich denjenigen, die ihn befördern können, empfehle.

Nouv. Ess. IV, 20. 1704.

Davon bin ich fest überzeugt, daß mit Verlust der Kritik zugleich die menschlichen Hilfsmittel für den göttlichen Glauben zu Grunde gehen. Dut. V, 459.

Es betrübt mich, so oft ich's überlege, daß jene Familie von Gelehrten, welche man Kritiker nennt, immer mehr abnimmt. Ebenda.

Bei denjenigen, welche ihre Schätze bewachen, habe ich meistens erfahren, was Pompejus in der Juden Tempel: inania arcana (nichtige Geheimnisse). Denn Niemand hält mehr mit dem Seinigen zurück, als der, welcher wenig zu geben hat. Feller, Otium Hannov.

Kommen, ja kommen wird die Zeit, wo sich die heilsame Wahrheit überall zeigen darf.
Ann. III. 125. § 33.

Die meisten Casuisten, welche über die Probabilität geschrieben, haben ihre Natur nicht verstanden, indem sie sie mit Aristoteles auf die Autorität gründen, anstatt auf die Wahrscheinlichkeit, wie sie hätten thun sollen, da die Autorität nur ein Theil der Gründe ist, welche die Wahrscheinlichkeit ausmachen. 1704. Nouv. Ess.

Die Wahrheit ist allgemeiner verbreitet, als man glaubt; aber oft ist sie geschminkt, noch öfter verhüllt, zuweilen gar geschwächt, verstümmelt und durch Zusätze verdorben. Wenn man aufmerksam auf sie machte, wo sie unter den Alten oder, um richtiger zu reden, unter unsern Vorgängern sich findet, so würde man das Gold aus dem Kothe, den Diamant aus der Grube, das Licht aus der Finsterniß ziehen und wirklich eine gewisse unvergängliche Philosophie zu Stande bringen.
1704. Nouv. Ess.

Ich wünschte, daß treffliche Männer die leere Hoffnung, Oberherren im Reiche der Philosophie sein zu können, aufgäben und den Ehrgeiz, eine Secte stiften zu wollen, fahren ließen. Denn eben hieraus entspringen jene ungeschickten Parteilichkeiten, jene eiteln und leeren Bücherkriege, die der Wissenschaft und dem Gebrauch der kostbaren Zeit so sehr schaden. In der Geometrie kennt man keine Euklidianer, Archimedianer, Appollinianer; Alle sind von Einer Secte —: der Wahrheit zu folgen, woher sie sich anbieten möge. Auch wird Niemand geboren werden, der sich das ganze Patrimonium der Gelehrsamkeit zueigne, der das ganze Menschengeschlecht an Geist übertreffe, und alle Sterne um sich auslösche, wie die ätherische Sonne. Korthold epist. Leibn. III, 392.

Der Vernunft Hohn zu sprechen, ist ein Leichtsinn von ganz neuer Art, der den vergangenen Zeiten unbekannt war. Wider die Vernunft declamiren, sich wider die Wahrheit empören; denn die Vernunft ist eine Zusammenkettung der Wahrheiten. Die Vernunft unwürdig behandeln wollen, heißt sich selbst und sein Bestes nicht achten. Denn der vornehmste Endzweck, warum sie uns der Schöpfer gegeben hat, besteht in der Erkenntniß der Wahrheit und im Gehorsam gegen dieselbe. 1704 Nouv. Ess.

Es ist nicht ohne, daß man zu rechter Zeit die Wahrheit nicht verschweigen soll; sie kann aber auch wohl zur Unzeit gesagt werden. Und wenn einer ein Buch machen würde, darin er hauptsächlich Profession machen wollte, zusammenzutragen, was die Patres (Kirchenväter) Unrechtes gesagt, würde er darin den Kirchen einen schlechten Dienst thun: wenn aber sowohl das Gute als Böse unpartheyisch vorgestellt würde, so findet sich, daß jenes überwiege. 1700. Monatl. Auszug.

So glaubst Du also, daß die Wahrheit und Falschheit nicht in den Gedanken stecke? — Gewiß. — Aber ist irgend welche Sache falsch? — Nein. — — Du siehst also, daß die Wahrheit beruhe in den Sätzen oder Gedanken, aber in den möglichen. — Ohne die Worte und Charaktere könnten wir nichts klar denken und schließen. Sind auch vielleicht die einzelnen Zeichen (z. B. 10, a) willkürlich, so hat doch ihre Anwendung eine gewisse nothwendige Anordnung. Und diese Proportion oder Relation ist das Fundament der Wahrheit. — 1677. Dial. de connec. inter res et verba.

Die Vorstellungen wohnen ursprünglich in unsrem Geiste, und selbst unsre Gedanken kommen aus unserm eignen Innern, ohne daß die übrigen Geschöpfe einen unmittelbaren Einfluß auf unsre Seele haben können. Uebrigens liegt die Gewißheit hinsichtlich der allgemeinen und ewigen Wahrheiten in den Vorstellungen selbst, unabhängig von den Sinnen, wie auch die reinen Vernunft-Vorstellungen nicht von den Sinnen abhangen, wie z. B. die des Seins, des Einen, des Selbigen u. s. f. Aber die Vorstellungen der sinnlichen Eigenschaften, wie der Farbe, des Geschmackes u. s. w. (welche in der That nur Phantasie-Erscheinungen sind,) kommen uns aus der Sinnlichkeit, d. h. von unsern verworrenen Wahrnehmungen. Und der Grund der Wahrheit der zufälligen und einzelnen Dinge liegt in der Aufeinanderfolge, wonach die Erscheinungen der Sinne gradeso verbunden werden, wie die Vernunftwahrheiten es fordern. Nouv. Ess. IV.

Es ist besser, die Wahrheiten in die Beziehung, welche zwischen den Gegenständen der Vorstellung stattfindet, zu setzen, wonach die eine in der andern enthalten oder nicht enthalten ist. Dies hängt von dem Sprechen nicht ab. — Begnügen wir uns, die Wahrheit in der Uebereinstimmung der in unsrem Geiste vorhandenen Vorstellungen mit den Dingen, um die es sich handelt, zu suchen. Ebenda.

Es scheint, daß die Gewißheit (versteht sich die moralische oder physische) nicht aber die Nothwendigkeit (oder metaphysische Gewißheit) derjenigen Sätze, welche man durch die Erfahrung allein und nicht durch die Analyse und die Verknüpfung der Vorstellungen gelernt hat, für uns und zwar mit Recht feststeht. Ebenda.

Die Menschen müssen sich oft irren, weil es so viel Uneinigkeit unter ihnen giebt. Die Gründe dafür lassen sich auf folgende vier zurückführen: 1) den Mangel an Beweisen, 2) die geringe Geschicklichkeit, sich ihrer zu bedienen, 3) den Mangel an gutem Willen, es zu thun, 4) die falschen Regeln der Wahrscheinlichkeit. Nouv. Ess.

Die meisten Menschen haben so wenig Unterricht von Dem, was in der Welt vorgeht, wie ein Lastthier, das immer denselben Weg geht und daher nicht die Karte eines Landes kennen lernen kann. Sie hätten Sprachen, Lectüre, Unterhaltung, Beobachtungen der Natur und Erfahrungen der Kunst nöthig. Da sich dies aber nicht mit ihrer auf den Unterhalt gerichteten Lebensweise vereinigen läßt, werden wir da nicht sagen müssen, daß die meisten Menschen durch einen blinden Zufall glücklich oder unglücklich werden? Ebenda.

Es giebt Leute von nur einem oder zwei Vernunftschlüssen. Ebenda.

Unsre meisten Irrthümer kommen von den falschen Maßstäben der Wahrscheinlichkeit her, mag man sein Urtheil suspendiren trotz offenbarer Gründe oder es von sich geben trotz gegensätzlicher Wahrscheinlichkeit. Diese falschen

Maßstäbe bestehen 1) in zweifelhaften Sätzen, die als Principien genommen werden; 2) in Hypothesen, die man annimmt; 3) in Autoritäten. Wir beurtheilen gewöhnlich die Wahrheit nach dem, was wir für unumstößliche Principien ansehen und das läßt uns das Zeugniß Andrer, ja selbst unsrer Sinne verachten, wenn sie dagegen sind oder zu sein scheinen. Aber ehe man sich darauf verläßt, sollte man sie erst mit der äußersten Genauigkeit prüfen. Die Kinder empfangen Sätze, die ihnen von Eltern, Ammen und Lehrern eingeprägt werden, diese fassen Wurzel und gelten ihnen für heiliger als „Urim und Thummim",[1]) als ob sie Gott selbst in ihre Seele eingeflößt hätte. Man kann kaum ertragen, was diesem innern Orakel entgegen ist, während man die größten Ungereimtheiten, die damit übereinstimmen, verdauet. Nouv. Ess.

Diejenigen, welche erkennen, daß, was sie vertheidigen, nur Hypothesen sind, hören darum oft doch nicht auf, sie mit Hitze zu behaupten, fast wie gesicherte Grundsätze, und verachten die gegnerische Wahrscheinlichkeit. Für einen gelehrten Professor würde es unerträglich sein, seine Autorität durch einen Ankömmling, der seine Hypothesen verwürfe, in einem Augenblick umgestürzt zu sehen; seine Autorität sage ich, die seit 30 — 40 Jahren besteht, erworben durch viele Nachtwachen, aufrecht erhalten durch eine Menge Latein und Griechisch, befestigt durch eine allgemeine Tradition und einen ehrwürdigen Bart. Alle Beweise, die man anwenden könnte, um ihn von der Falschheit seiner Hypothese zu überzeugen, werden ebensowenig fähig sein, ihn von seiner Meinung abzubringen, als die Anstrengungen, welche Boreas machte, um den Reisenden zu zwingen, daß er seinen

[1]) „Licht und Heil" Levit. 8, 8, ein mit dem Brustschild des Hohenpriesters in Bezug stehendes Orakel, dessen Einzelheiten aus dem Alten Testament nicht mehr aufgeklärt werden können.

Mantel fahren ließe — er zog ihn vielmehr desto fester um sich, je heftiger dieser Wind blies. Ebenda.

Der Eifer für unsre Hypothesen scheint nur eine Wirkung der Leidenschaft zu sein, uns geehrt zu sehen. Ebenda.

Wir glauben leicht, was wir wünschen. Daher wendet man zwei Mittel an, um der offenbarsten Wahrscheinlichkeit zu entgehen (échapper), wenn sie unsre Leidenschaften und Vorurtheile angreift. Das erste ist, daß man denkt, es könnte einige Sophisterei in dem sein, was man uns entgegenhält. Und das zweite, daß man glaubt, wir könnten ebenso gute, oder selbst bessre Argumente vorführen, um unsern Gegner zu schlagen, wenn wir die Gelegenheit, Geschicklichkeit oder Unterstützung hätten, sie zu finden. — Doch möchte ich glauben, es hänge nicht von uns ab, ob wir in klaren Fällen unsre Zustimmung zurückhalten wollen; aber wir können es thun, wenn die Wahrscheinlichkeit weniger evident ist, und uns selbst mit schwächern Beweisen begnügen, welche am besten mit unsrer Neigung stimmen. Es scheint mir nicht mit der Wahrheit vereinbar, daß sich sonst Jemand auf die Seite neigen sollte, wo er die geringere Wahrscheinlichkeit sieht; Empfindung, Erkenntniß und Zustimmung sind nicht willkürlich, wie es ja auch nicht von mir abhängt, die Uebereinstimmung zweier Ideen zu sehen und nicht zu sehen, wenn mein Geist darauf gerichtet ist. Doch können wir freiwillig den Fortgang unsrer Nachforschung aufhalten; sonst könnte Unwissenheit oder Irrthum niemals Sünde sein. Hierin üben wir unsre Freiheit aus. Es ist wahr, in den Fällen, wo man kein Interesse hat, nimmt man die landläufige, oder erste beste Meinung an, aber in den Punkten, wo unser Glück oder Unglück betheiligt ist, müht sich der Geist ernster, die Wahrscheinlichkeiten abzuwägen, und ich denke, wir haben in den Fällen, d. h. wenn wir aufmerksam sind, nicht die

Wahl, uns für die Seite zu entscheiden, welche wir wollen, wenn es zwischen beiden Seiten ganz merkliche Unterschiede giebt und daß die größte Wahrscheinlichkeit unsre Beistimmung bestimmen wird. Nouv. Ess.

Die übelverstandene Autorität hält mehr Leute in Unwissenheit und Irrthum zurück, als alle andern Hindernisse zusammen. Wie viel Leute sieht man, die keinen Grund für ihre Ansicht haben, als die Meinungen, die gelten unter ihren Freunden, ihrem Stande, in ihrer Partei oder ihrem Vaterlande? Es giebt sicherlich keine so absurde Ansicht, daß sie nicht auf dieser Basis angenommen werden könnte, da es wenig Irrthümer giebt, die nicht ihre Anhänger gehabt hätten. Nouv. Ess.

Was der Herr Locke von Verbindung und Begleitung der Ideen sagt,[1]) ist nicht zu verachten und dienet sehr oft zur Erregung der Affecte; was aber die Irrthümer und falsche Urtheile belanget, so kommen sie aus andern, nähern und eigentlichern Ursachen; nehmlich, daß man falsche Sätze annimmt und sich einbildet, man habe deren Beweis einsmals im Gemüth gehabt, darin dann ein Gedächtnißfehler unterläuft; und dann aus unrichtigen Folgereyen, die man aus denen für bekannt angenommenen Sätzen machet, weil man sich die Zeit und Mühe nicht giebt, alles förmlich und ordentlich zu untersuchen. Inzwischen ist wahr, daß die Affecte zu dieser Leichtgläubigkeit, betreffend die Sätze und Nachlässigkeit in der Folgerey, viel helfen: denn man glaubt und schließet leicht, was man gerne hätte.

1701 Monatl. Auszug.

Zuerst irrt die Seele, wenn wir die gegenwärtige Lust oder Unlust mit einer zukünftigen Lust oder Unlust ver-

[1]) J. Locke, Ess. phil. concernant l'Entendement hum. Amst. 1700.

gleichen, die wir nach der Verschiedenheit des Abstandes hinsichtlich unsrer messen — dem verlornen Sohne ähnlich, der um des augenblicklichen Besitzes von Wenigem willen einer großen Erbschaft, die ihm nicht entgehen konnte, entsagte. Nouv. Ess. II.

Es ist gar schwer, zugleich der Vernunft und der Sitte zu genügen. Ich glaube aber, was die Fähigkeit anbetrifft, daß der gesunde Menschenverstand, mit Fleiß verbunden, für Alles ausreichen kann, was nicht grade Schlagfertigkeit erfordert. Ebenda IV.

Die Vision ist nur ein Traum, der für Empfindung gilt, als ob er uns die Wahrheit von Objecten mittheilte. Ebenda II.

Die menschliche Erkenntniß ist entweder dunkel oder hell; die helle wiederum confus oder bestimmt; die bestimmte entweder inadäquat oder adäquat; ebenso entweder symbolisch oder intuitiv —: und zwar ist sie ganz vollkommen, wenn sie adäquat und intuitiv ist.

1684. Meditt. de cognitione, verit. et ideis.

7. Wissenschaft.

In der Weise, wie man gewöhnlich studirt, ist's die leichteste Sache von der Welt, denn es handelt sich nur darum, mit Methode schwatzen zu lernen, anstatt es doch so nöthig ist, daß Leute vom Handwerk ihre Kenntniß durch Thaten bewiesen. Br. a. d. Ldgrf. 1683.

Fleiß und Unterricht sind ebenso nöthig wie das Genie, um etwas Tüchtiges zu leisten.

1697 an Thomas Burnet.

Zweierlei hat mich wunderbar gefördert (was sonst allerdings zweifelhaft und den Meisten schädlich zu sein pflegt): Erstens, daß ich fast Autodidakt war, zweitens, daß ich in jeder Wissenschaft Neues suchte, sobald ich sie angriff, oft ehe ich das Gewöhnliche ganz erfaßt hatte. Dadurch aber hatte ich eben den doppelten Vortheil: daß ich mich erstens nicht mit eitlen Dingen vollstopfte, die ich hernach wieder hätte verlernen müssen — sodann, daß ich nicht eher ruhete, als bis ich bei jeder Wissenschaft die Fasern und Wurzeln erkannt hatte.

Histor. et commend. ling. charact.

Unser Geist pflegt, auch wenn wir aufgehört haben, Knaben zu sein, unstet zu bleiben, wenn er nicht durch eine Methode gelenkt wird. 1711 an Bierling.

Die Gelehrten dürfen einander nicht leere Briefe schreiben.

1698 an Nicaise.

Ich habe 30 kleine interessante Schriften lieber, als ein dickes Werk, welches nur Wiedergekäutes enthält; ich betrachte vor Allem, ob der Autor der Gelehrten-Republik durch sein Buch einen Dienst erwiesen hat.

1705 an Hertel.

Diejenigen, welche in's Detail der Wissenschaften einzugehen lieben, verachten die abstracten und allgemeinen Untersuchungen, und jene, welche sich in die Principien vertiefen, kümmern sich selten um die Einzelheiten. Was mich betrifft, so schätze ich auf gleiche Weise das Eine wie das Andre. 1692 an Foucher.

Ist mit viel Geist nur wenig Wissen verbunden, so werden solche Leute zu Spöttern, indem sie, durch ihr Talent verführt, Andre glauben machen wollen, daß an dem, was zu erkennen sie sich nicht die nöthige Mühe geben, auch nichts oder nicht viel sei.

Répl. aux réfl. de Bayle 1702

Das sehe ich mich genöthigt zu bekennen, daß unter soviel ausgezeichneten Zeitgenossen, mit denen ich weder an Begabung noch Wissen wetteifern kann, wohl leicht Niemand mit größerem Eifer und reinerer Wahrheitsliebe, die von Gewinn- und Ruhmsucht fern ist, in jeder Art von Wissenschaft zum Besten des menschlichen Geschlechts gearbeitet hat.

1687 Pacid. init. et specim. scient. gen.

Ich behaupte, daß man der Vernunft allein mißtrauen muß, es ist wichtig, auch Erfahrung zu haben oder solche zu befragen, die sie besitzen.

1699. Préc. pour avancer les sciences.

Ich habe gelernt, die Kenntnisse der Thatsachen nicht zu vernachlässigen. Aber wenn ich die Wahl hätte, so zöge ich die Naturgeschichte der bürgerlichen Geschichte

vor und die Sitten und Gesetze, welche Gott in die Natur gelegt hat, denjenigen, welche man bei den Menschen beobachtet. 1702 an Bayle.

Eine wichtige Erfindung auf mathematischem Gebiet ist das sicherste Merkmal eines tüchtigen Geistes; denn hier bezahlt man nicht mit Worten, sondern braucht Beweise, deren Richtigkeit und Falschheit sichtbar ist.
Bei Klopp. IV, 453.

Ich gestehe, daß ich in meiner ersten Jugend geneigt gewesen, viel zu verwerfen, so in der gelehrten Welt eingeführt. Aber bei anwachsenden Jahren und näherer Einsicht habe ich den Nutzen mancher Dinge befunden, die ich zuvor gering geachtet, mithin nunmehr gelernt, nicht leicht Etwas zu verachten, welche Regel ich für besser und sicherer halte als die, so einige stoische Liebhaber der Weisheit und aus ihnen Horatius gelehrt: Nichts zu bewundern.
1696 an Gabr. Wagner.

Dennoch habe ich endlich selbst durch Erfahrung gelernt, Andrer Meinung lieber im guten Sinne zu nehmen, als zu widerlegen, und eingesehen, daß man jetzt lieber darauf denken muß, neue Leistungen in der Wissenschaft hervorzubringen, als die schon hervorgebrachten zu zerstören. 1696 an Kettwig.

Ich rede dort (in der Theodicee) ehrenvoll und wie ich verpflichtet war von Luther und Calvin; aber ich lasse den geschickten Männern der katholischen Kirche nicht weniger Gerechtigkeit widerfahren.
An Greiffencranz, schwed. Kanzler.

Die Bücher, welche der Pöbel verdammet, sind keineswegs immer zu verachten. Enthalten sie auch manches, das cum grano salis gelesen werden muß,

so bieten sie doch auch sehr häufig höchst Nützliches für den, der es zu finden weiß. 1697 an Ritmeier.

Ueberall achte ich das Gute und bin froh über diese Verschiedenheit der Geister und Bestrebungen, welche macht, daß Nichts vernachlässigt wird, und daß Gottes Ehre und der Menschen Wohl auf mehrere Weisen befördert wird.
1688 an den Landgraf von Hessen-Rheinfels.

Es ist ungerecht, die Beweise der Gegner abschwächen zu wollen unter dem Vorwande, daß es nur Einwendungen seien; der Gegner hat das gleiche Recht und kann die Bezeichnungen umkehren, indem er seine Argumente mit dem Namen von Beweisen beehrt, die unsrigen aber mit dem verächtlichen Titel von Einwürfen belegt.
1710. Disc. de la conformité de la foi avec la raison § 39.

Du hast sehr gut gezeigt, wie sehr sich diejenigen täuschen, die, ihrer Trägheit nachgebend, in einem, wenn auch noch so großen, Schulhaupte alle Weisheit resp. den Ruhm weise zu sein suchen, zum nicht geringen Schaden der Wissenschaft. Diesem Treiben muß man öffentlich entgegentreten. 692 an Huet.

Am meisten von der Welt bin ich bereit, den Modernen[1]) Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; doch find' ich, sie treiben die Reform zu weit.
Syst. nouv. de la nat. 1695.

Die sich einem Autor ganz hingeben, sind Sklaven ihres Lehrers, gleichsam durch Gewohnheit gefangen, und erheben ihren Geist schwer zu etwas Neuem und Verschiedenem, während doch feststeht, daß die Wissenschaften durch

[1]) Den Cartesianern.

Nichts sonst so sehr gefördert worden, wie durch die Verschiedenheit der Wege, welche Verschiedene beim Aufspüren der Wahrheit eingeschlagen haben.

Notata circa vit. et doct. Cart.

Das beste Mittel, seinen Geist zur Beurtheilung andrer Ansichten zu kräftigen, ist das Wort Epicharms: *Nichts unbesehen zu glauben*, was der Pöbel der Leute oder Schriftsteller behauptet, sondern sich immer nach den Beweisen umzusehen. Freilich muß dies ohne die Affectation von Besonderheit und Neuheit geschehen, denn ich habe nach langen Untersuchungen gefunden, daß gewöhnlich die ältesten und verbreitetsten Ansichten die besten sind — vorausgesetzt, daß man sie richtig versteht.

Préc. pour avancer les sc. 1699.

Ich habe stets vernünftige *Einwürfe* gegen meine Ansichten geliebt und sie nie ohne Frucht geprüft.

Disc. de l. conform. de la raison avec la foi.

Immer werde ich bereit sein, *Belehrung zu empfangen*, wenn nur Liebe zur Wahrheit und nicht leidenschaftliche Voreingenommenheit für die eigene Meinung sich darin kundgiebt. Syst. nouv. de la nat. 1695.

Ich freue mich sehr über die *Einwände* geschickter und gemäßigter Männer, weil ich fühle, es giebt mir neue Kraft, wie dem zur Erde geworfenenen Antäus.

Répl. aux réfl. de Bayle 1702.

Wenn meine Ansicht für Euch Gewicht hat, so rathe ich Euch, Euch nicht um die Streiche zu kümmern, welche sie Euch spielen, sondern stets ruhig Euren Weg zu verfolgen. 1708 an La Croze.

Gemeine Menschen haben den fast jungenhaften Brauch, wegen eines Irrthums in Kleinigkeiten und Nebensachen die weisen Männer zu verunglimpfen.

Otium Hann. p. 192.

In den freien Künsten muß man den Geistern *die höchste Freiheit* gestatten — nur daß Ordnung walte, damit man sich nicht gegenseitig hindere.

1669 an Lambeccius.

Es sollte kein Buch gedruckt werden, worin nicht der Verfasser *kurz voranschickte*, was es denn bisher Unbekanntes biete, damit man es womöglich kurz excerpiren könne. Dies wird Viele vom Unsinnschreiben zurückschrecken.

De vera rat. ref. rer. lit. 1668.

Unendlich mehr kann durch eine *Societät* geleistet werden als durch die unzusammenhängenden Arbeiten Einzelner, die Sandkörnern ohne Kalk zu vergleichen sind.

Bei Klopp III, 308.

Durch Vertheilung der Arbeit (des Sammelns) an die reichen Klöster und Orden könnte von ihnen in einem Decennium mehr geleistet werden, als vom ganzen Menschengeschlecht durch ungeordnete und zerstreute Arbeiten in vielen Jahrhunderten.

De fund. ad sc. provehend. inst. 1676.

Das rechte Mittel, seines wahren Glücks sich für immer zu versichern, ist für Jeden *die Hingabe an Beschäftigungen, die auf's allgemeine Wohl abzielen*, vor Allem also an die *Wissenschaft*.

Mémoire pour les pers. éclairées.

Man ist für sein Talent *Gott* und dem *Staate* verantwortlich. Préc. pour av. les sciences. 1699.

In der Erkenntniß und Verherrlichung der höchsten Weisheit beruht der größte Gewinn unsrer Meditationen, ja unsers ganzen Lebens; denn dazu sind wir geschaffen, die göttliche Weisheit zu lieben und zu verehren.

Dut. V, 77.

Dreierlei ist nöthig zur Vermehrung des natürlichen Gotteslichts in uns: Nämlich erstens, daß wir uns Kenntniß der schon gefundenen Dinge verschaffen; sodann, daß wir bisher Nichtgefundenes entdecken, endlich, daß wir Alles zum Preise des Schöpfers und zur Vermehrung der Liebe zu Gott wenden, womit die zu den Menschen verknüpft ist.

Dut. V, 76.

Der Jüngling stellte damals die beiden Axiome für sich fest: immer bei den Worten und den übrigen Zeichen der Seele die Klarheit, bei den Dingen aber den Nutzen zu suchen. Er hat nachher gelernt, daß jenes die Grundlage des Urtheils, dieses die der Erfindung ist.

1687. In spec. Pacid. introd.

Zu wünschen wäre es, daß es eine universale Gesellschaft unter den Gelehrten gäbe, welche aber gleichsam in verschiedene Collegien getheilt wäre. Denn der Zusammenhang der verschiedenen Theile der Gelehrsamkeit ist so groß, daß sie nicht besser als durch wechselseitige Harmonie und ein gewisses Einverständniß gefördert werden können. Doch da wir für jetzt, ohne höhere Autorität, dahin zu gelangen nicht hoffen können, so müssen wir uns mit verschiedenen Gesellschaften[1]) begnügen, welche zuletzt, vermöge der innern Beschaffenheit der Sache, sich mit einander verknüpft sehen werden.

1696 an Placcius.

---

[1]) Er meint damit: Akademien der Wissenschaften, wie er sie in Berlin, Dresden, Wien und St. Petersburg anbahnte.

Solche Societät müßte nicht auf bloße Curiosität und Wißbegierde und Experimente gerichtet sein, oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Application und Anbringung beruhen, wie etwa zu Paris, London oder Florenz geschehen — sondern man müßte gleich anfangs das Werk sammt der Wissenschaft auf den Nutzen richten und auf solche Specimina denken, davon der hohe Urheber Ehre und das gemeine Wesen ein Mehreres davon zu erwarten Ursache haben. Wäre demnach der Zweck, die Theorie mit der Praxis zu vereinigen und nicht allein die Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufactur und Commercien und mit einem Wort die Nahrungsmittel zu verbessern.

1700 Denkschrift für die berliner Akademie.

Ich fürchte, daß die großen Aerzte ebenso viel Menschen umbringen, als die Generale. Das Uebel ist, man legt sich mehr auf die Kunst, Schlechtes zu thun, als auf die Kunst, wohl zu thun; wenn man ebenso viel Sorge trüge um die Medicin wie um die Kriegswissenschaft und die großen Aerzte ebenso sehr belohnte wie die großen Generale, so wäre die Medicin vollkommener als sie ist.

1712 an Pater Grimarest.

Das Wort: „Der König bezahlt euch nicht, um Bücher zu machen“[1]) überrascht mich nicht. Man betrachtet die Studien in der Regel als eine Sache, die man des Lohnes wegen treibt, und wie eine Leiter, welche man wegnimmt, oder vernachlässigt, sobald man darauf nicht mehr zu steigen braucht.

1709 an Ancillon.

---

[1]) Vom Minister Fuchs im Namen und Sinne König Friedrichs I. zu den Akademikern gesprochen.

Ich weiß, daß jede Wissenschaft, je *speculativer* sie ist, auch *desto praktischer* sei, d. h. daß Jeder um desto geschickter für die Ausübung sei, je besser er die Sache, welche er behandeln will, erwogen hat. Dasselbe halte ich von juridischen Fällen. Feller, Otium Hann.

Wie die englische *Societät* (der Wissenschaften) physikalische Versuche zusammenträgt, so sollte es eine Societät geben, worin die Regeln des Lebens, nützliche und tiefere Beobachtungen über Verbesserung der menschlichen Angelegenheiten gesammelt würden. Ebenda.

Wie auf *deutschen Universitäten* die Wissenschaften behandelt werden, lassen sie solchen Geistern, welche ihren eignen Flug zu nehmen berufen sind, das Meiste zu thun übrig. 1694 an Conring.

Es ist wahrlich ein größeres Werk, Federn zur Ruhe zu bringen als Waffen.

1668 Widmung der Nova Methodus.

Wenn ich eine *Bibliothek* nach meinem Geschmack errichten sollte, so würde ich hauptsächlich nur zwei Arten von Büchern aufnehmen: erstlich solche, welche von Erfindungen, Demonstrationen und Versuchen handelten, und solche, welche Staatsschriften und die Geschichte, zumal die der neuesten Zeit und Beschreibungen der Länder enthielten.

— Es thut nicht immer die Zahl der Bände, sondern die Wahl der Werke, weil es feststeht, daß oft ein einziger Schriftsteller zehn andre aufwiegt. Ebenso wenig muß man die Bücher nach ihrer Dicke oder ihrem Alter schätzen; vielmehr ist gewiß, daß eine große Zahl kleiner Bücher oft besser ist, als eine kleine Zahl großer; und was das Alter anbetrifft, so sollte man stets eine große Anzahl neuer Bücher

kaufen und von den alten nur die nothwendigsten, um so mehr, als man oft Gelegenheit hat, ganze Bibliotheken von alten Büchern zu kaufen. 1676 an Habbäus.

Diese *Schrift oder Sprache*[1]) könnte bald in der ganzen Welt eingeführt sein, weil sie in wenigen Wochen begriffen sein könnte. Sie würde ein Mittel der allgemeinen Communikation abgeben, was von großem Nutzen sein würde, auch für die Ausbreitung des christlichen Glaubens und für die Unterweisung entfernter Völker. Aber dies würde der geringste Vortheil sein; denn diese Schrift würde eine Art *allgemeiner Algebra* bilden und ein Mittel sein zu raisonniren, indem man calculirt, der Art, daß man, anstatt zu disputiren, sagen könnte: Wohlan, laßt uns rechnen! Und so würde es geschehen, daß die Irrthümer des Raisonnements nur Irrthümer des Calculs sein würden, welche man, wie in der Arithmetik, durch die Probe entdecken könnte. Die Menschen würden dadurch einen wahrhaft infalliblen Richter ihrer Controverse finden.

1682 an Ernst August von Hannover.

Ich weiß, daß es in gewisser Weise schimpflich ist, von *Alchymie* zu reden. Deswegen wage ich nur, zu Ew. Durchlaucht selbst davon zu reden. An denselben.

Was Ew. Hoheit auf dasjenige, was ich über die *Transsubstantiation* schrieb, entgegnen, läßt mich erkennen, wie schwer es ist, selbst den billigdenkendsten und aufgeklärtesten Personen zu genügen, wenn man nicht ganz genau in ihre Gedanken und Meinungen eingeht. Oft sind sehr gute Gedanken nicht zur Ausführung gekommen, weil wohlgesinnte Personen, welche einen und denselben Zweck

[1]) Pasigraphie, Weltschrift, allgemeine Charakteristik; s. vorn: „Leben Leibniz's".

hatten, unter sich auf Widersprüche stießen und über die Mittel nicht einig waren, wenn auch diese in der That gut und folgerichtig waren.

1686 an Herzog Ernst August.

Das menschliche Geschlecht wird erst dann große Fortschritte in der Erkenntniß der Natur machen, wenn die Wißbegier dafür bis in die Klöster dringen, und es ihren Bewohnern zur Frömmigkeit angerechnet werden wird, nach der Entdeckung der bewundernswürdigen Einrichtung der Dinge, von Tage zu Tage nur Hymnen auf die göttliche Weisheit zu singen. Denn da soviel Tausend Menschen auf öffentliche Kosten zu dem einen Zweck unterhalten werden, ihren Geist auf die Feier von Gottes Lob zu richten — was, glaubst Du, wird erst geschehen, wenn soviele vortreffliche Köpfe, welche bisher ihre Kraft in leeren Worten verschwendeten, sich vereinigen und mit gemeinsamem Sinn und Eifer ihren Fleiß auf das Ausbeuten der unerschöpflichen Fundgruben des göttlichen Ruhms, welche die dazu fast allein geschaffene Natur bietet, richten werden. In zehn Jahren würde mehr geleistet werden, als sonst ganze Jahrhunderte geben werden. 1689 an Magliabechi.

Was ist doch der Frömmigkeit gemäßer, als die Betrachtung der bewundernswürdigen Werke Gottes und der Vorsehung, welche nicht weniger in der Natur als in dem Reiche der Geschichte und in der Regierung der Kirche und des menschlichen Geschlechts hervorleuchtet. Diesen Studien die Frömmigkeit absprechen, hieße dieser die gediegene Nahrung entziehen und ihr nur die trocknen Meditationen übrig lassen, von welchen die unbefriedigte Seele leicht zu Speculationen leerer Abstraction übergeht, welche die Gefahr von Illusionen mit sich führen. 1692 an denselben.

Solchem nach soll bei dieser Societät unter andern nützlichen Studien, was zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinheit, auch zur Ehre und Zierde der deutschen Nation gereichet, absonderlich mit gesorgt werden, also daß es eine teutschgesinnte Societät der Scienzien sei, dabei auch die ganze teutsche, und sonderlich unsrer Lande weltliche und Kirchenhistorien nicht versäumet werden soll.

1700. Stiftungsurkunde der Berliner Societät.

Die Gelehrten sollen von den Fesseln des Buchhandels befreit werden, damit sie nicht zur Schande der Wissenschaft die Lohnarbeiter der Buchhändler werden.

1715. Entwurf zur Akademie in Wien.

Es gab eine Zeit, wo die scholastische Theologie allein den Principat besaß, wovon jedoch heutzutage kaum noch in klösterlichen Conventen vertrocknete Reste erhalten sind. Als das Licht der humanistischen Studien angezündet ward, verfiel man in den Gegensatz und stritt sich über eine Silbe des Plautus oder Apulejus nicht weniger heftig, als über die Universalien und Realien. Jetzt sind wir auch von dieser Krankheit geheilt durch die Gefahr vor einer schlimmern. . . . Wir sind zur Einsicht gelangt, wie sehr dem Menschengeschlechte daran gelegen sei, daß die Natur selbst zu Rathe gezogen werde, daß man die Gesetze der Gestalten und Bewegungen kennen lerne, um hierdurch unsre Kräfte zu erhöhen. Wie wir aber im Staatsdienste den größten Theil unsrer Thätigkeit Andern widmen, und nur einen geringen uns selbst, so sammeln wir auch in der Naturwissenschaft nur Material für die Nachkommen, womit nach vielen Jahrhunderten das Gebäude der Wahrheit aufgebaut werden kann. Die Vollendung und das Endziel ist dann aber die ächte Theologie, welche im Bunde mit den humanistischen Wissenschaften und den Naturwissenschaften die

Menschen wieder aus der Veräußerlichung zur Einkehr in sich selbst bringt, zur Bewunderung des Schöpfers und der eignen Glückseligkeit.

De vera meth. phil. et theol. 1690.

Der Pöbel hat größere Ausdehnung, als man denkt; viele Gebildete sind Pöbel in Bezug auf's Nachdenken. Oft überlassen sich die vernünftigsten Leute mehr als nöthig dem Vergnügen zu lachen. Wir üben Nachsicht gegen das, was uns zu lachen giebt und prüfen es daher weniger genau.

Remarques sur un livre: Lettre sur l'enthousiasme.

Die Menschen studiren gewöhnlich nur aus Ehrgeiz oder Eigennutz, die Sprache dient ihnen zur Erreichung ihrer Interessen, während die Wahrheit tiefe Betrachtungen erlangt, die sich nicht vereinbaren lassen mit den interessirten Absichten des größten Theils derjenigen, die sich mit den Studien beschäftigen. Darum kommen wir so wenig vorwärts, obwohl es uns nicht an tüchtigen Geistern fehlt, welche sehr viel leisten könnten, wenn sie mit der erforderlichen Gesinnung an die Arbeit gingen. Ebenda.

Das ist eigentlich die Methode der Mathematiker, welche das Sichre vom Unsichern scheiden, das Gefundene von dem zu Findenden, und das thun wir in den andern Wissenschaften fast niemals. 1697 an Burnet.

Unter einem Gelehrten verstehe ich einen Mann, der die vornehmsten Erscheinungen des Himmels und der Erde, die Natur- und Kunstgeschichte, die Völkerwanderungen, die Hauptveränderungen in den Sprachen und Reichen und den jetzigen Zustand der Welt kennt; — kurz, der alle Kenntnisse besitzt, die nicht blos Wirkungen des Genie's sind, sondern die man sich blos durch das Anschauen der Dinge selbst und durch die Erzählungen andrer Menschen erwerben

darf. Und darin besteht der Unterschied zwischen Philosophie und Gelehrsamkeit. Die erste verhält sich zur zweiten, wie ein Satz aus der Vernunft oder dem Rechte zu einem Satz aus der Geschichte. Können gleich die Lehrsätze, die man allein durch die Stärke des Genie's entdeckt, aufgeschrieben und auf die Nachwelt so gut überliefert werden, wie die Beobachtungen und die Geschichte, so ist doch zwischen Beiden der Unterschied, daß die Lehrsätze ihr Ansehn nicht aus den Büchern erhalten, sondern aus der Zuverlässigkeit der Beweise. — — Hingegen gründet sich das Ansehn der Geschichte ganz auf Denkmale. Daher ist die Kritik, diese so nöthige Kunst, entstanden, die sich mit Untersuchung der Denkmale, als Inschriften, Münzen, gedruckten und noch im Manuscript vorhandenen Büchern beschäftigt. — — Ich glaube gewiß, daß, wenn die Kritik einmal gänzlich verloren ginge, die menschlichen Werkzeuge des göttlichen Glaubens oder die Gründe der Glaubwürdigkeit zugleich mit verloren gehen würden, und daß wir dann dem Chinesen, Juden oder Mohamedaner die Wahrheit unsrer Religion nicht gründlich beweisen könnten. — Daher kann ich es nur mit Unwillen ansehn, wenn sich die Klasse der Gelehrten, die man Kritiker nennt und die im Reiche der Wissenschaften über die Denkmäler gesetzt ist, täglich vermindert und fast befürchten läßt, daß sie in kurzer Zeit gänzlich aussterben werde.

1679 an Huet.

Ja, es ist nicht ohne, daß man dafür halten möchte, man könnte mit gutem Recht und Fug den fundum societatis (Fonds der Societät) aus dem Bücherwesen verdoppeln. Denn weil doch anjetzo unter zehn Büchern kaum eins wahrhaftig gedruckt zu werden würdig, und dem Publico etwas Neues, Nützliches dargiebt, also ist eine Waare, so gar nicht favorabel, mithin wohl zu beschweren und der Societät tributär zu machen, also daß jeder in's

Land eingehende Ballen Bücher nach Gelegenheit einiges Unterscheides ein Gewisses zu erlegen hätte. . . . Allein wie billig und thunlich gleich die Sache wäre, so halte ich sie doch nicht für anständig. März 1700 an Jablonski.

Ein Medicus von Modena hat mir ein artlich Buch zugeschickt: Vom Zustand des vorigen Jahres, die menschliche Gesundheit betreffend, gerichtet auf die Lombardey; und verspricht dergleichen alle Jahr und sagt, er wolle dergestalt Medicinalisch Calender machen, aber nicht, wie die Astrologie vorher, sondern wenn das Jahr umb. Ich finde das Buch sehr vernünftig und gelehrt, auch tüchtig, Andre zu dergleichen aufzumuntern. Es müßten aber unterschiedliche Medici in Teutschland dazu beytragen; wenn sie auch nur, so sich in der Societät Naturae Curiosorum (Naturwissenschaftler) befinden, dem Präsidi in Briefen den Zustand des verlaufenen Jahres in ihrer Gegend Natur- und Arzt-mäßig überschreiben wollten, also, daß solche Briefe hernach dem Anno Ephemeridum (dem Jahrgang) beygefügt werden könnten, so wäre der Zweck, ohne weitschweifige Tractatus, schon erreicht.[1]

1691 an Hofr. Hertel.

Zwar, daß man nicht nur mit dem Degen ficht, sondern auch die Schärfe einer wohlgespitzten Feder brauchet, ist wohl und gut; allein es muß Art haben, so doch bey wenig neuen Büchern, die über die Staatsgeschäfte und gegenwärtige Läufte herauskommen, zu spüren. Denn fast nur allein diejenigen jetzo davon schreiben, die nichts davon wissen; und siehet man jetzt unter den Scribenten keinen Lisola noch Verjus mehr. Doch will ich ausnehmen: die Anmerkungen über des Nabenac's Rede, den

[1]) So erfaßte und beförderte Leibniz den überaus wichtigen Gedanken einer hygienischen Statistik.

Martem Christianissimum,[1]) das Büchlein vom Abgang der französischen Finanzen, das „Fas est, et ab hoste doceri," das Büchlein, genannt: „Bornes de la France," und einige wenige andre, daraus noch etwas zu lernen.

1694 an E. W. Tenzel.

Alles, was in den Umkreis des menschlichen Verstandes eintreten kann, ist entweder das Wesen der Sachen an sich, oder in zweiter Stelle der Mensch in seiner Eigenschaft als handelndes Wesen, der auf sein Ziel und besonders sein Glück ausgeht; oder sind drittens die Mittel, Erkenntniß zu erlangen und mitzutheilen. Das erste ist die Physik oder Naturphilosophie, welche nicht allein die Körper und deren Affectionen umfaßt, wie Zahl, Gestalt, sondern auch die Geister, selbst Gott und die Engel. — Das zweite ist die praktische Philosophie oder die Moral, welche die Mittel lehrt, das Gute und Nützliche zu erlangen, und nicht allein die Erkenntniß der Wahrheit, sondern auch die Ausübung der Gerechtigkeit zum Vorwurf hat. — Das dritte endlich ist die Logik oder die Zeichenkunde, denn Logos bedeutet Wort. Diese drei Fächer nun, Physik, Moral und Logik, sind wie drei große Gebiete in der intellectuellen Welt gänzlich von einander geschieden und getrennt.

Aber bei dieser Eintheilung liegen die einzelnen Fächer mit einander im Kriege, denn dasselbe könnte unter verschiedenen Fächern aufgeführt werden. Ich nehme daher zwei Hauptanordnungen aller Lehrwahrheiten an, deren jede ihren Vorzug hat, und welche mit einander zu verbinden gut sein würde. Die eine würde synthetisch und theoretisch sein, indem sie, wie die Mathematiker, die Wahrheiten nach der Ordnung der Beweise an einander reiht, so daß jeder Satz hinter die zu stehen kommt, von

[1]) Von Leibniz selbst 1688 anonym.

denen er abhängt. Die andre Anordnung würde analytisch und praktisch sein, indem sie mit dem menschlichen Zweck anfängt, d. h. mit den Gütern, deren oberstes die Glückseligkeit ist, und der Reihe nach die Mittel aufsucht, welche diese Güter zu erlangen oder die entgegengesetzten Uebel zu vermeiden dienen. . . . Mit diesen beiden Anordnungen müßte man noch die dritte den Ausdrücken gemäß verbinden, die in der That nur eine Art von Repertorium sein würde (systematisch oder alphabetisch). —

Betrachte ich nun diese drei Anordnungen, so finde ich dabei das merkwürdig, daß sie der alten Eintheilung entsprechen, die nämlich die Wissenschaft in theoretische, praktische und discursive scheidet, oder auch in physische, moralische und logische. Denn die synthetische Anordnung entspricht der theoretischen, die analytische der praktischen und die des Repertoriums den Ausdrücken gemäß der logischen, so daß diese alte Eintheilung sehr wohl paßt, wenn man sie nur nicht als verschiedene Wissenschaften, sondern als verschiedene Weisen der Anordnung derselben Wahrheiten versteht. 1704 Nouv. Ess IV.

Wenn ich erwäge, wie seit einem oder zwei Jahrhunderten die Menschen in der Erkenntniß vorgeschritten sind, und wie leicht es ihnen wäre, unvergleichlich weiter zu kommen, um sich glücklich zu machen, so verzweifele ich nicht daran, daß man in einer ruhigeren Zeit[1]) unter irgend einem großen Fürsten,[2]) welchen Gott zum Besten des menschlichen Geschlechts erwecken wird, zu einer bedeutenden Verbesserung gelangen werde.

1704. Nouv. Ess. Schluß.

[1]) Damals tobte grade der Spanische Erbfolgekrieg und der Nordische Krieg.

[2]) Vielleicht denkt Leibniz hier an Peter den Großen.

8. Geschichte.

Die ganze künftige Welt steckt in der gegenwärtigen; die Gegenwart, von der Vergangenheit geschwängert, trägt die Zukunft im Schooße. 1710. Théod. § 360 u. ö.

Ich habe den Gebrauch, in der Geschichte Zweifelhaftes zum Bessern auszulegen. Annales ad a. 933.

Obgleich ich offenbare Laster, wo's nöthig, nicht verschwiegen habe, bin ich doch geneigter zu Apologien als zu Beschuldigungen und fast nur gegen Diejenigen zu sprechen bereit, welche Andre verleumdet haben, weil Unschuldige sonst nicht vertheidigt werden können. Ann. ad a. 933.

Die anziehendsten Bücher sind nicht immer auch die besten. Die Anforderungen der Geschichte und Poesie sind eben verschieden. Ann. ad a. 778.

Die Geschichte ist sehr unsicher, wenn sie nicht durch die Commentare bedeutender Männer und öffentliche Urkunden gestützt wird. Cod. jur. gent. Diss. I, § 2.

Besonders die eigene und private Geschichte der Völker ist unzuverlässig, wenn sie nicht aus alten Originalen entnommen ist oder mit der öffentlichen Geschichte stimmt.

Nouv. Ess. IV, § 18.

Was die Geschichte betrifft, so ist es nicht nöthig, daß die Nachwelt alle Intriguen erfahre, welche oft nicht der Mühe verlohnen. Es genügt, daß sie das Lehrreichste erfahre.

1696 an M. B.

Es wäre eine langwierige und mühsame Arbeit, die vollständige Geschichte irgend einer Provinz oder eines Jahrhunderts zu geben. Während daher die Mitglieder an ihren Aufgaben arbeiten, gebe man täglich die Materialien heraus.[1]) Manchem kommen Urkunden, Chroniken und Fragmente in die Hand, welche den andern Mitgliedern ein Licht anzünden könnten; und dieses wissen nicht immer die Besitzer, welche die Folgerungen nicht ziehen, wie sie nur der in einen Gegenstand Eingeweihte aufsuchen kann.

1687 an Hiob Ludolf.

Ich habe gelernt, daß man sich in der Mathematik auf seinen Verstand, in der Natur auf Experimente, bei den göttlichen und menschlichen Gesetzen auf die Autorität, in der Geschichte auf Zeugnisse verlassen muß.

1688 an v. Blume.

In jedem Falle würde ich einen alten Herzog Ernst (den Frommen) von Gotha[2]), welcher in seiner Jugend Soldat gewesen, dann sich auf die Bewirthschaftung und Aufsicht seines Staates legte, welchen er durch die Kriege zu Grunde gerichtet fand, und den er durch seinen Fleiß wieder zur Blüthe brachte; welcher vor Allem die Frömmigkeit und die Gerechtigkeit vor Augen hatte, — ich sage, ich würde einen solchen Fürsten dem geschicktesten Fürsten von der Welt vorziehen, welcher alle Wissenschaften und alle Exercitien aus dem Grunde verstände; welcher alle Sprachen redete; welcher alle schönen Manieren der Ausländer angenommen hätte; welcher in der Unterhaltung glänzte; — aber welcher nachlässig in der Sorge für die

[1]) Im Namen der historischen Gesellschaft, zu der ihn Ludolf einlud.

[2]) 1601—75 Stifter des gothaischen Hauses, 9. Sohn des Herzogs von Weimar, focht unter Gustav Adolf und reorganisirte sein durch den 30jährigen Krieg zerrüttetes Land.

Geschäfte und das Wohl derjenigen, deren Leitung ihm Gott anvertraut hat, um seine Vergnügungen nicht zu unterbrechen, sich vor dem Geschrei der Elenden die Ohren zustopfte, und ohne von dem Vorwurfe seines Volkes und dem Tadel seiner Familie gerührt zu werden, den Staat in Verfall gerathen ließe — wovon ein „großer König" uns ein beklagenswerthes Beispiel geliefert hat.[1])

1703 Projet de l'éduc. d'un Prince.

Die Aufrichtung des neuen preußischen Königreichs ist eine der größten Begebenheiten dieser Zeit, so nicht, wie andre, auf wenig Jahre ihre Wirkung erstrecket, sondern etwas nicht weniger Beständiges als Vortreffliches herfür gebracht hat. Sie ist eine Zierde des neuen Seculi, so sich mit der Erhöhung des Hauses Brandenburg angefangen und ihm mit einem so herrlichen Eingange sich gleichsam zu dauerhaftem Glück (Gott gebe beständigst) verbindet.

1701. Ausz. versch., d. neue Preuß. Krone ang. Schr.

Ich sah Karl XII. zu Mittag speisen. Dies dauerte eine halbe Stunde, aber Se. Majestät sprach kein Wort während des Essens, und hob nur einmal die Augen auf, als ein junger würtembergischer Prinz zu seiner Linken mit einem Hunde Kurzweil trieb, was er auf diesen Blick sogleich einstellte. Man kann sagen, daß die Physiognomie des Königs sehr gut ist: aber er trägt und kleidet sich wie ein „Reiter" nach der alten Mode. . . . Was hätte ich ihm sagen können? Sein Lob hört er nicht gern und von Geschäften spricht er nicht. Aber er spricht sehr gut über Kriegsangelegenheiten, wie mich Herr von Schulenburg versicherte, welcher eine Unterredung von zwei Stunden mit ihm gehabt.

1707 an Lord Raby.

---

[1]) Er meint Louis XIV.

Bei Gelegenheit der Moskowiter muß ich Ihnen von der großen Gesandtschaft dieses Reiches sprechen, wobei der Monarch[1]) sich incognito befindt. Wir haben sie im Vorbeigehn in der Nachbarschaft gesehen. Obgleich dieser Fürst unsre Manieren nicht hat, so hat er dessenungeachtet viel Geist. 1697 an Burnet.

Ich habe einen Ausflug nach Torgau gemacht, nicht sowohl wegen des Festlichkeiten der Vermählung, als um den großen Czaren der Russen zu sehen; und dieses reut mich nicht. Denn außerordentliche Eigenschaften besitzt dieser große Fürst. Er wird auf mein Erinnern Sorge tragen, daß in seinem unermeßlichen Reiche Beobachtungen über die magnetische Declination angestellt werden.
1711 an Fabricius.

Ich wage zu behaupten, daß Nichts dieser Art (wie seine Annales Imperii Occidentis Brunsvicenses) zur Geschichte des Mittelalters bisher herausgekommen ist, worin so viele Irrthümer in der Geschichte des Deutschen Reiches in Deutschland und Italien berichtigt und die Dinge in ein helleres Licht gesetzt worden. 1687 an Ludolf.

Pufendorf's[2]) brandenburgische Geschichte ist überall fast rhapsodisch und außerdem, was jedoch den meisten Lesern nicht unangenehm sein wird, reich an Dingen, die der Hof lieber verschwiegen gesehn hätte; dem Zorn seines Fürsten, den er dadurch auf sich geladen, hat ihn der Tod zu guter Stunde entrückt; dennoch ist das Buch sehr nützlich, wie Alles, das aus fürstlichen Archiven excerpirt ist.
1709 an ?

---

[1]) Peter I., der Große. 1689—1725.
[2]) S. v. Pufendorf, 1632—1694 brand. Historiograph, hat das Recht möglichst vom Supranaturalismus und Positivismus befreit.

Pufendorf steht an Theorie und Praxis weit unter Thuanus, um nicht von Bildung zu reden, welche bei diesem groß, bei jenem mittelmäßig war, der nur durch Stilgewandtheit und eine gewisse Geistesschärfe hervorragte; auch war er bisweilen nicht von der besten Gesinnung, während es feststeht, daß Thuanus ein sehr braver Mann war. Er hatte einst die Besorgung eines Geschäfts für mich in Schweden übernommen, aber von Freunden erfuhr ich hernach, daß er grade das Gegentheil davon gethan hatte.
1710 an ?

Da die Herren Minister in Regensburg, wie's scheint, nicht zu sehr beschäftigt sind, wollten sie ihre Muße für die Verbesserung des Kalenders verwenden und in der That ist der Entschluß, künftig die astronomische Wahrheit zu befolgen, gut und ihrer würdig. Aber es ist ein Malheur, daß wir fast keinen Observatoren in Deutschland haben; denn die geschickten Mathematiker, die es hier giebt, haben nicht immer den ganzen dafür nöthigen Apparat, die Tafeln und Rechnungen vollenden die Sache nicht. . . . Sie haben Herrn Hevelius betreffs dieser Angelegenheit befragt, welche von zwei Dingen abhängt: Von der Bestimmung der Frühlings-Tagundnachtgleiche und von der des darauf folgenden Vollmonds. 1700 an Ant. Ulr.

Wäre doch Jemand vorhanden, welcher bei den Moskovitern dasselbe ausrichtete, wie Du bei den Aethiopiern. Wenn dieses unermeßliche Reich in der Weise der gebildeten regiert würde, so würde die Christenheit mehr Nutzen von demselben schöpfen; doch es ist Hoffnung vorhanden, daß sie nach und nach erwachen werden. Wenigstens erkennt der Czar Peter die Fehler seiner Landsleute und will, daß jene Barbarei nach und nach abgeschafft werde. Er besitzt, sagt man, einen lebhaften, doch etwas zu feurigen Geist. 1696 an Hiob Ludolf.

Im Mittelalter war die Kritik in einen Brunnen versenkt. Ann. Imp. Occ. z. Jahr 794.

Joh. Phil. v. Schönborn (Kurfürst von Mainz) war einer der hellsehendsten Fürsten, die Deutschland je gehabt hat. Er war ein Geist von hohen Ideen, der die Angelegenheiten der ganzen Christenheit im Auge hatte. Seine Absichten waren gut. Er suchte die Grundlage seines Ruhmes in der Sicherheit und Ruhe seines Vaterlandes und glaubte das eigne Interesse mit dem des Reichs vereinigen zu können. Ich will glauben, daß er damals[1]) nicht der Meinung war, daß sich das Gleichgewicht der beiden Großmächte Europa's so leicht ändern und daß Frankreich so schnell das Uebergewicht bekommen würde. Wie dem auch sei, er hatte das Elend Deutschlands gesehen, dessen Trümmer noch rauchten. Er gehörte zu denen, die Alles aufboten, dem Lande die Ruhe wiederzugeben. Kaum fing Deutschland an, etwas aufzuathmen, es war fast nur von unmündiger Jugend bevölkert. Wenn der Krieg von Neuem ausbrach, so hatte man zu besorgen, daß dann das nachwachsende Geschlecht im Keime vernichtet und ein großer Theil des unglücklichen Deutschlands fast zur Wüste gemacht werde. Um nun die beiden bei der Kaiserwahl Leopolds (1658) widerstreitenden Mächte einigermaßen zu befriedigen und den Frieden zu erhalten, schien es ihm nothwendig, dem Kaiser durch eine Wahlcapitulation die Hände zu binden und diese Capitulation durch das sogenannte Rheinbündniß zu sichern. 167? Lettre à un ministre.

Der Kaiser[2]) hat mehr als man meint gewonnen und kann sich furchtbar machen. Er ist ein frommer Herr, spricht perfect italienisch und spanisch, hat ein gutes Gedächtniß,

[1]) Als er den Rheinbund schloß 1658.
[2]) Leopold I. 1658—1705.

liest und studirt mit Fleiß und kann eine Sache wohl fassen, deutlich und distinct erzählen und wiederholen. Doch pflegt er nicht leicht bestimmt zu reden. In Gefahren ist er standhaft und generös. Als er auf dem Tode lag, fragte er seinen Arzt, Dr. Rechberger, was er hoffte, er sollte es rund heraussagen. Dieser antwortete: Allergnädigster Herr, es ist gefährlich; doch nicht ohne Hoffnung. Wohl, sagte der Kaiser mit starker Stimme, thut euer Amt, es hat keine Noth — und von dem Moment an wurde es zusehends je länger desto besser. (Polit. Gedanken.)

Brandenburg marchandirt: Wer mir das Meiste giebt, dem adhärire ich.[1]) Ebenda.

Dieser Fürst (Joh. Friedr. von Hannover), welcher mich in dieses Land berufen hat, bekannte sich zur römischen Religion und ohne Zweifel im guten Glauben, bewies aber dabei eine bewundernswerthe Mäßigung. Den Ständen des Landes und selbst der protestantischen Geistlichkeit gab er nicht den geringsten Grund zur Klage, und was denen, welche die Rechte nicht hinlänglich kennen, scherzhaft klingen möchte: er übte so gut wie die protestantischen Fürsten, dem westphälischen Frieden gemäß, das bischöfliche Recht aus, was immer auch der Nuntius zu Köln, die apostolischen Vicare und die Missionare dagegen sagen mochten; und als die Sache in Rom zur Sprache gebracht wurde, sprach der Papst selbst zu seinen Gunsten. Denn dieser Fürst that alle Dinge mit vieler Umsicht. Seine Geberden waren freundlich und anziehend, seine Sprache anmuthig und fließend. Er hatte geschwinde Erfindungen und fertige Antworten und konnte seine Gemüthsmeinungen mit einer natürlichen Beredtsamkeit kräftig ausdrücken.
1697 an Th. Bournet.

---

[1]) Dies sagt Leibniz in Bezug auf des großen Kurfürsten Politik im schwedisch-polnischen Kriege 1656—60.

Paris blüht, die Provinzen werden ausgesogen. Alles glänzt äußerlich, ist aber inwendig häßlich und verzerrt. — Ein großer Theil des Volks hungert. Die Adligen, welche nur in Paris glänzend auftreten, zu Haus aber mit magrer Kost und geringer Dienerschaft sich begnügen, bekennen, daß sie ein Leben führen, das der Lebensart ihrer Vorfahren gänzlich unähnlich ist. So bereichern sich der König und die Minister, aber Adel und Volk wird wie von langsamem Feuer verzehrt. Die Fremden merken dies nicht, weil sie nur in die Wirthshäuser kommen und hier nur von gleichgültigen Dingen schwatzen. Die Wirthshäuser blühen immer, wenn auch die ganze Umgebung zu Grunde geht. Die Wirthshäuser sage ich, wenn auch nicht die Wirthe selbst; denn auch diese klagen. So macht der König seine Franzosen genügsam; ganz wie Jupiter das Feuer und die hin und wieder fließenden Honigströme fortschaffte, damit er das Bedürfniß verschiedener Künste hervorriefe.

Mala Franciae 1675.

Seitdem dieser Kurfürst (Friedr. Wilhelm von Brandenburg) aus den nordischen Unruhen mit Ehre und Gewinn hervorgegangen ist, glaubt der ruhmgierige Mann, er könne sich sicher in die größten europäischen Fragen mischen und die Geschicke lenken, wie es ihm beliebe.

1680.

Man hört überall,[1]) daß seine kurfürstliche Durchlaucht (Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1640—88) sich laut beklagt über den Kaiser und das Reich zur großen Befriedigung der Franzosen, als wenn der Kaiser aus niedrigem Neid oder Eifersucht oder aus Herzenslust ihn verlassen hätte, um ihn zu zwingen, Pommern, seine alte Domäne, welche ihm so viel Blut und Geld gekostet, zurückzugeben. Aber

[1]) Diese Stelle ist sehr interessant, da sie ein eigenthümliches Licht auf die herkömmliche Darstellung dieser Zeit wirft.

wenn seine kurfürstliche Hoheit sich nur ein wenig mäßigen wollte, würden sie selbst erkennen, 1) daß Pommern nach dem Frieden von Münster nicht mehr sein Patrimonium ist, weil er dafür vier schöne Bisthümer empfangen hat; 2) daß er nicht blos auf seine Kosten agirte, sondern große Subsidien, gute Winterquartiere und gute Hilfstruppen gehabt hat; 3) daß man zur Quelle zurückgehn und mehr die Unbeständigkeit der Holländer, als des Kaisers anklagen muß; 4) daß der Kaiser gegen seinen Willen zum Frieden gezwungen wurde und sogar seine Schwester, die Königin von Polen, und seinen Schwager, den Herzog von Lothringen, verlassen mußte; 5) daß das ganze Reich laut nach Frieden schrie; 6) daß keiner der Verbündeten den Krieg fortsetzen konnte. Will also der Kurfürst klagen, so muß er sich an die Holländer wenden. Aber auch gesetzt den Fall, daß der Kaiser Unrecht gethan hätte — ist es darum Recht, daß der Kurfürst, welcher der Achilles der deutschen Nation sein will, sich hintergehn läßt durch Schmeicheleien der Franzosen, daß er die Gewaltthaten und schändlichen Chicanen einer Nation begünstigt, welche sich über ihn und über uns lustig macht, und daß er durch sein Magdeburgisches Votum[1]) und so viele andre Unterhandlungen alle kräftigen Entschlüsse hindert? Gewiß, wenn dieser Kurfürst mit seinem Degen so viel mitgewirkt hätte, wie der selige Kurfürst von der Pfalz mit der Feder, so würden sich die Dinge in einem ganz andern Stande befinden. Und wenn der Kaiser nicht durch das Haus Braunschweig, den Bischof von Würzburg und Bamberg, den Landgrafen von Hessen-Kassel und Andre unterstützt wäre, so würde Frankreich noch ganz andre Fortschritte gemacht haben.

1682.

Gott ist der Inhaber des höchsten Rechts, und der König von Frankreich ist in Rücksicht auf alle zeitlichen

[1]) 1682 hatte er als Herzog von Magdebung im Reichsfürstenrathe zum Frieden und Nachgeben gegen Frankreich gerathen.

Dinge Gottes Statthalter auf Erden. Er besitzt jene göttliche Machtvollkommenheit, kraft deren Mose den Juden befahl, die goldenen und silbernen Gefäße der Aegypter zu fordern, kraft deren das Volk Israel die Güter Kanaans für sich in Anspruch nahm, kraft deren der Pabst Alexander VI. die Länder der neuen Welt zwischen Spanien und Portugal theilte. Als der Bevollmächtigte Gottes ist Ludwig nothwendig ein gerechter Mann, und der Gerechte ist sich selbst das Gesetz, wie Paulus sagt. Er ist zugleich unter allen Monarchen der mächtigste, und was dem Mächtigsten nützlich ist, das ist gerecht, wie Plato den Thrasymachus erklären läßt.[1])

1683 Mars Christianissimus.

Was fehlt uns noch, um unser Elend zu vollenden, nach der gewaltsamen Wegnahme Lothringens, nach dem Kriege gegen Holland, der ohne einen Schein des Grundes begonnen wurde, nach so vielen Gewaltthaten gegen deutsche Städte, so vielen Feindseligkeiten in der Pfalz, nach der Berufung der Reunionskammern, endlich nach dem Raube Straßburgs, diesem Meisterstreich einer spitzbübischen, tückischen Politik, einem Raube mitten im Frieden, ohne jeden Vorwand, gegen alle gegebenen Versicherungen. Nichts ist unverschämter und lächerlicher, als die Vertheidigung der vermeintlichen Rechtsansprüche, die der König von Frankreich auf deutsche Gebiete erhebt. Um Grund für jene Forderung zu finden, müssen die Advokaten der neufranzösischen Politik untertauchen bis auf die Zeiten Dagoberts und Karls des Großen. Ebenso gut könnte den modernen Galliern einfallen, in Rom jenes Geld zu fordern, welches dort einst den alten Galliern unter Brennus versprochen wurde.

Wozu braucht auch der König von Frankreich Rechtsgründe für seine Ansprüche und Handlungen? Ist er doch der Generalvikar Gottes und als solcher an keine Gründe und Rechenschaften gebunden. Freilich ist die tiefe Einsicht in die Mission des Königs nicht Jedermanns Sache. Die zahllosen Opfer seines Ehrgeizes rufen den Himmel um Rache an für das frevelhaft vergoßne Blut. Um dem Ruhmkitzel einer Nation zu schmeicheln, hat man so viel Felder mit Blut überschwemmt. So viele Tausende sind hingeopfert durch Schwert, Hunger und Elend, nur damit man auf die Thore von Paris mit goldnen Buchstaben die Worte: „Ludwig der Große" schreiben könne! Ibid.

[1]) Dies Ganze ist Ironie

Man kann über die Größe eines bewährten Hauses urtheilen, indem man seinen Ursprung, seine Macht und die Würden, welche auf dasselbe übergegangen sind, in's Auge faßt; denn auf diese drei Gesichtspunkte lassen sich die meisten übrigen zurückführen. Das durchlauchtige Haus Braunschweig-Lüneburg kann in Rücksicht aller dieser Punkte den Vergleich mit den größten Familien Europa's aushalten.

1686. De l. grand. de la Maison de Br.

In der ältern Geschichte sind uns Zeugen schlechterdings nöthig. Mich kümmert das Urtheil eines Maimburg nicht, welcher behauptet, die kritischere Schreibart passe für den Historiker nicht. Das heißt, unter dem Vorwande der Eleganz sich für Erdichtungen die Thür offen halten. — Denn ein Andres ist's, ein zierliches und blühendes Geschichtsbuch liefern und ein Andres, ein umfassendes Werk, das nicht zum Zeitvertreib der Leser ausgearbeitet wird, sondern damit das gegenwärtige Zeitalter der Nachwelt einen sichern Schatz hinterlasse, aus welchem nachher Jedermann mit Sicherheit die Grundlagen der Geschichte entnehmen kann.

1687 an H. Ludolf.

Ich schäme mich, daß ich, indem ich in dem Reiche und vornemlich für das Reich arbeite, für mein Vorhaben[1]) nichts von dem kaiserlichen Hofe (in Wien) erhalten habe; und doch wage ich zu sagen, daß vielleicht seit langer Zeit kein Buch erschienen ist, das so viele authentische Stücke, geeignet die Ansprüche des Reichs aufzustellen oder zu bewahren, enthielte. 1697 an Greiffencranz.

Das XIII., und nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, das X. Jahrhundert ist das der Barbarei, wo plötzlich alle guten Schriftsteller verschwinden, während die damals emporkommenden Bettelmönche Alles an sich reißen, und hierauf ihre Unwissenheit und Irrthümer durch Scheiterhaufen heiligen; so daß kaum andre Studien als die beiden Rechte und die scholastischen Spitzfindigkeiten übrig blieben. 1707. Script. rer. Br.

Es ist gerade die Zeit, in vielen Dingen Nutzen zu ziehen. Das Ministerium sucht der Königin zu gefallen, und hat Recht, und die Königin ihrerseits zeigt sich gegen dasselbe auf's Beste. Und da man weiß, daß Nichts der Königin mehr Vergnügen machen kann, als das gute Einverständniß beider Höfe, so ist man sehr geneigt, sie zu pflegen. Zu geschweigen, daß es das große und wahre Interesse des einen und des andern ist, und man es als das einzige Mittel erkennt, uns alle und die allgemeine Freiheit zu retten; was auch der gewöhnliche Text meiner Predigt ist. 19. Nov. 1701 aus Berlin an Sophie.

Der berliner Hof faßt bei der geringsten Sache Feuer, welche kaum verdiente, daß man Kenntniß davon nähme. 1705 an d. holl. Gesandten Obdam.

---

[1]) Die diplomatischen Aktenstücke zu sammeln und herauszugeben.

Man muß wohl in Anschlag bringen, was jener Zeit (vor der Reformation) möglich und nicht möglich war. Es fehlte an der Kenntniß der Geschichte, die besten Autoren hatte man nur in ganz schlechten Uebersetzungen, außerdem waren Bücher überaus kostspielig, die Erfindungen und Entdeckungen eines Einzelnen fanden nur schwer den Weg zu allen Uebrigen, man wußte nicht, was bereits geleistet sei und wo man anzuknüpfen hatte, so daß man jetzt oft Sachen findet in Schriftstellern jener Zeit, welche damals selbst den Zeitgenossen nicht bekannt waren. Man darf sich über ihre zahlreichen Fehler sowenig wundern, daß es eher ein Wunder war, wie auch nur Mittelmäßiges in Wissenschaften und Philosophie geleistet wurde. 1670. De stilo Nizolii.

Aus dem Wuste der Albernheiten suche ich die Perlen der Geschichte heraus. Ann. ad a. 869.

Bis zum Beginn der Reformation hat Deutschland nie auch in so hoher wissenschaftlicher Blüthe gestanden, wie im Jahrhundert der Ottonen, d. h. im X., welches die Franzosen durch ihre Trägheit, die Italiener durch ihre Sittenlosigkeit berüchtigt gemacht haben. Ann. III, 802.

Obgleich ich Gelehrsamkeit, Fleiß und Urtheil am Baronius anerkenne, so kann ich doch seine Voreingenommenheit nicht loben, da er glaubt, es sei seine einzige Aufgabe, daß, was er schreibt, in Rom gefalle. Ann. III, 125.

Ich kann nicht umhin, den Zorn dieses Mannes und andrer ultramontanen Parteigänger gegen uns Nordländer zu bemerken, weil sie sich ärgern, daß ihre Kniffe, womit sie die Welt täuschten, von uns aufgedeckt werden. Daher wenden sie sich, in Ermangelung von Gründen zur Schmähung, schelten uns Häretiker und ertragen keine billige Zurechtweisung. — Der meineidige Benedict V. sah voraus, daß einmal Baronius und andre eifrige Romanisten, die Alles

nach dem Interesse des Pabstes bemessen, sich zu seiner Vertheidigung erheben würden. Ann. ad a. 964. 996.

Darauf kommt es an, ob etwas der Geschichte nützt, wenn es auch vielleicht nicht sehr dem römischen Stuhle nützt. Ann. ad a. 964.

Da China ein großes Reich ist, das an Größe dem cultivirten Europa nichts nachgiebt, und dieses noch an Menge der Einwohner und guter Polizei übertrifft; und da in China eine in gewisser Hinsicht bewundernswerthe Moral ist, mit philosophischer Gelehrsamkeit oder auch natürlicher Theologie verbunden, ehrwürdig wegen ihres Alterthums, seit ungefähr 3000 Jahren eingeführt und beibehalten, schon lange vor der Philosophie der Griechen, die doch die erste ist, von welcher die übrige Welt Werke aufweisen kann, wenn wir die heilige Schrift ausnehmen: So würde es eine große Unverschämtheit und Stolz von uns sein, da wir im Vergleich mit ihnen nur Neulinge sind und die Barbarei kaum verdrängt haben; wenn wir eine solche alte Lehre verdammen wollten, weil sie mit unsern gewöhnlichen Schulbegriffen nicht sogleich übereinstimmt.

An Remond.

Ich weiß aus zuverlässigen Nachrichten, daß die Wilden in Canada miteinander in Frieden leben, obgleich sie unter sich keine Obrigkeit haben. Man sieht in diesem Theile der Welt niemals, oder fast niemals Streitigkeiten, Feindschaften, Kriege, als nur zwischen Menschen von verschiedener Nationalität und Sprache. Beinahe würde ich wagen, dies ein politisches Wunder zu nennen, welches dem Aristoteles unbekannt war und vom Hobbes nicht bemerkt ist. Selbst die Kinder, wenn sie miteinander spielen, kommen selten in Wortstreit, und wenn sie ein wenig hitzig zu werden anfangen, so werden sie sogleich von ihren übrigen Gesellen zurückgehalten. Diese Völker haben einen natürlichen Abscheu

gegen Blutschande; die Keuschheit in den Familien ist auch bewundernswerth: ein Bruder dürfte sich nicht unterstehen, in seiner Schwester Gegenwart ein zu freies Wort auszusprechen. Doch muß man sich nicht einbilden, daß der Friede, in welchem sie leben, die Wirkung eines trägen und unempfindlichen Gemüths sei; denn nichts gleicht ihrer Thätigkeit gegen den Feind und das Ehrgefühl ist bei ihnen überaus lebhaft. Dies sieht man deutlich an dem Eifer, mit welchem sie sich rächen, an der Standhaftigkeit, mit welcher sie mitten in der Qual sterben. Wenn diese Völker mit ihren so großen natürlichen Gaben unsre Künste und Kenntnisse verbinden könnten, so wären wir im Vergleich mit ihnen nur Mißgeburten. An Bierling.

Man muß gestehen, daß es wichtige Punkte giebt, in welchen uns die Barbaren übertreffen, besonders in der Leibesstärke. Und selbst betreffs der Seele kann man sagen, daß ihre praktische Sittenlehre in gewissen Stücken besser als die unsre ist, weil sie den Geiz mäßigen und den Stolz zähmen. Ja, man kann sogar sagen, daß der Umgang mit den Christen sie in verschiedenen Stücken verschlimmert hat. Man hat sie das Vollsaufen gelehrt, indem man ihnen Branntwein zuführte, das Schwören, Lästern und andre böse Gewohnheiten. Bei uns giebts viel mehr Gutes und Böses als bei ihnen. Ein gottloser Europäer ist schlimmer als ein Wilder: er denkt recht darauf, wie er Böses thun will. Nichts würde indessen verhindern, die Vortheile, welche die Natur diesen Völkern giebt, mit denjenigen zu vereinigen, welche uns die Vernunft giebt.[1] Nouv. Ess.

---

[1] Hiergegen spricht doch die Erfahrung: es ist unmöglich, jenen rohen Völkern unsre Civilisation mitzutheilen, ohne sie zugleich zu vernichten.

Teutschland hängt, wie oft gemeldet, kaum mit einem seidenen oder ströhern Faden an einander; Italien ist bereits zerrissen, Spanien, das Gott verhüte, steht bereits auf dem Punkt, wiederum in seine alte Stücke zu verfallen; England ist gar schlecht befestigt, wenn anders der Name Buckingham[1]) fatal ist, das Haupt und Oberhaus von seinen eigenen, des Landes und Unterhauses Interesse ab auf französische Seite zu ziehen. Norden ist auch getheilt, Dennemark wird gegen Schweden aufgefrischet, und einem jungen, muthigen König aus seinem Fenster das schöne, durch seines Herrn Vaters, weiß nicht, Glück oder Unglück verlorne Schonen täglich gezeiget; ja eben der Terlon, der einmal dem Herrn Vater gerathen, eine Wand aufzuführen, es nicht zu sehen, wird jetzt dem Sohne eine Schiffbrücke vorschlagen, ihm wieder näher zu kommen. Wie in Polen die Zwiespaltung zwischen König und Senat, Senat und Adel, Adel und Armee unterhalten werde, ist Niemand verborgen. -- Aus diesem Allen nun erscheint soviel, daß der Cron Frankreich, zum Arbitrio[2]) zu gelangen, zweierlei hauptsächlich nöthig sei: sich stärken und Andre theilen. — Neue Länder zu erobern, versäumet zwar Frankreich nicht, hat sich aber bisher also zu temperiren gewußt, daß es nie ohne Schein des Rechten dergleichen gethan. .... Auch die Holländer haben gestehen müssen, daß das Jus Devolutionis auf Brabant einigen Schein habe.

1670. Bedenken II.

Italien ist der Ruhe gewohnt, in Wollust ersoffen, und von der alten Martialität nichts als die Rachgier übrig.

[1]) G. Villiers, Herzog v. B. † 1688, Mitglied des Cabalministeriums und Vf. der Komödie „The Rehearsel". war französisch gesinnt.

[2]) Unter arbitrium rerum versteht Leibniz, wie er im Vorhergehenden gezeigt, eine Welthegemonie mit schiedsrichterlicher Autorität.

Die köstlichsten, schönsten Gaben sind eben nicht die festesten, und hat man im teutschen Kriege der italiänischen Tapferkeit oder auch Adresse in Kriegssachen wenig Proben gespürt. Das Cabinet zu durchkriechen, einander aufzulauern, zu verunglimpfen, über den Stock zu stoßen, sind sie besser.... Italien ist besser versehen, einen curieusen Reisenden zu contentiren, als einem grimmigen Feind zu widerstehn; und wenn die Arsenal noch so groß und die Rüstkammern noch so blank, so mangelts doch am Besten, nämlich Soldaten.

Ebenda.

Allianzen im Reich zu schmieden, giebts viel Prätext und Occasiones; kein Prätext aber ist scheinbarer und universaler, als der praetextus a garantia Instrumenti pacis sumtus, vermittelst dessen Frankreich sich in alle des Reichs Sachen mischen kann, wie wir mit Lüttich, Münster, dem Lüneburgischen Theilungstreit, Erfurt und der Wildfangssache gesehen; ja gar de facto sich eines Mehrern heimlich im Reich anmaßet, als man dem Kaiser bisweilen öffentlich gestehet.

Ebenda.

Gott gebe nur, daß unsre gute Gedanken in dieser sowohl, als in der andern großen Sache[1]) durch einen neuen Sturmwind aus Norden nicht verrückt werden.[2]) Denn nachdem Dännemark und in effectu Polen in Liefland mit Schweden gebrochen, man auch aus Holstein nunmehr ein gleichmäßiges besorget, in Sachsen gleichsam einen Fecialem geschicket und also ein schwerer Krieg entstehen könne, so dürften die Protestirenden (= Protestanten) sich vollends aufreiben und ihren Feinden ein gladiatorium spectaculum (Fechterspiel) geben, wenn Churfürstl. Durch-

[1]) Jenes ist die Gründung der berliner Akademie, dieses die evangelische Union.

[2]) Der nordische Krieg, dessen Theilnehmer hier ganz richtig vorausgesetzt werden.

laucht von Brandenburg nicht in's Mittel treten. Alles kommt auf selbige an, sie sind arbiter belli et pacis (Schiedsrichter über Krieg und Frieden) und ihre hohe Weisheit wird sie und ihre vortreffliche Ministros überlegen machen, was vor große Dinge zu Gutem und Bösen entstehen könnten, um den rechten Ausschlag zu geben.

März 1700 an Jablonski.

Hr. Tenzel[1]) kommt p. 30 auf die Erfindung der Buchdruckerey und hält davor, man könne den Harlem'schen Laurentium nicht ganz verwerfen, sondern müsse ihm die Ehre lassen, daß er den Donat und andre Bücher auf hölzerne Tafeln geschnitten und so Formenweise abgedruckt. Doch folgt nicht, daß eben ein Harlemer der erste Erfinder solcher Art gewesen. — Peter Schäffer, Faustens Eydam, hat Trithemio bezeuget, daß Johann Guttenberger zuerst alle das Seinige daran gewendet, und endlich durch Faustens Rath und Kosten, wie auch mit Peter Scheffers Hülfe, das Werk zu Stande gebracht habe. .... Daher denn kommen, daß, weil alle drey an dieser Kunst gearbeitet, die Leute deren Erfindung bald diesem, bald jenem zuschrieben. . . .

P. 39 widerlegt er also Aventinum, und p. 40 Salmuthum, welche Fausten und Scheffern die Erfindung zuschreiben. Und kann nicht seyn, daß Guttenberger mit Fausten erst nach Erfindung Compagnie gemacht, die Salmuth beschreibet; denn nach Scheffers eigner Relation bei Trithemio, hat Guttenberger nicht Fausten, sondern Faust dem durch viele aufgewendete Unkosten verarmten Guttenberger Geld vorgestreckt. 1700. Monatl. Auszug.

Des Tractats Inhalt[2]) ist mit wenigen dieser: Erst-

[1]) Discours v. Erf. d. löbl. Buchdrucker-Kunst in Teutschland v. E. W. Tenzeln. Gotha 1700.

[2]) De origine Francorum 1715. Das Obige sind Anmerkungen gegen Dr. N. H. Gundling in Halle († 1729) Einwürfe in seiner Zschr. Gundlingiana.

lich wird in demselben behauptet, Linea Francorum (welches man de ascendente, oder Vorfahren verstehet) habe nach dem Geographo von Ravenna viele Jahre gestanden in patria Albis oder in fronte Danorum und also jenseits der Elbe unweit der Ostsee. Und ferner, daß er diesen Strich ausdrücklich Mauringiam nennet; aus Paulo Warnefrido aber, einem Longobardischen Scribenten, den man insgeheim Paulum Diaconum nennt, erscheinet, daß Mauringia und Moringavia an der Ostsee gelegen. .... Vors andere wird behauptet, nachdem die Franken über die Elbe gesetzet, so hätten sie sich gelagert zwischen dem Harz und dem Mayn, und also das Land der alten Hermundurer, theils auch der Cherusker und Chatten bewohnt. .... Nach dem Salischen Gesetz haben sich die Franken über die Weser und Fulde in die Länder der übrigen Catten, der Sigambrer, Bructerer, Chamaven, Chasurier ꝛc. begeben, und längs des rechten Ufers des Niederrheins bis an das Meer den Meister gespielet; bis sie endlich jenseits des Rheins in Gallien gedrungen, wie aus den römischen Scribenten bekannt; diejenigen der Ihrigen aber, so sie in den Landen der Hermundurer zurückgelassen, sind von den hernach gekommenen Thüringern überwältigt worden.

1716. Von dem Ursprung der Franken.

Indessen fährt man in Italien und Spanien und selbst in den Erbstaaten des Kaisers unaufhörlich fort, die Lehre des Copernicus zum großen Schaden jener Völker zu unterdrücken, deren Geist sich zu den schönsten Entdeckungen erheben könnte, wenn sie die vernünftige und philosophische Freiheit genössen.

1710. Nouv. Ess. IV.

Es ist bekannt, was bey den Franzosen, Engländern und andern Nationen für großer Fleiß angewendet worden, die jura coronae (Kronrechte), obschon zum öftern wenig begründet, mit ihren Documenten und Beweisen an's Licht zu stellen, auszuführen und in numerato (im Register) zu haben. Allein im Römischen Reich Teutscher Nation, welches doch vor allen andern die größten und festgegründetsten Jura hat, ist solches bishero unterlassen, und daher viel verabsäumt, vergeben und vergessen worden. Dessen große und bethauerliche, alte und neue Exempel in und außer Teutschland leicht anzuführen wären. Solchen fürzukommen, scheinet, daß allezeit wenigstens eine eigne Person nöthig, deren beständiges Amt sey, die Jura imperii ex archivis, historiis et documentis zu beobachten, an's Licht zu bringen und auf deren Beybehaltung ein wachsames Auge zu haben.

Vorschlag, daß man in Dtschl. wenigstens eine Person best. solle ꝛc.

Daß die Teutschen im Rheine ihre Kinder probiret, ob sie echt wären (daher ihn auch der Poet Nonnus ἐλεγχιγάμον nennt) befindet Secundo Lancellotti in seinen Farfalloni degli antichi historici falsch und wundert sich, daß Lipsius dgl. behaupten wollen. Da, wenn es wahr gewesen, Tacitus nicht würde verschwiegen haben. Mir scheint es eine poetische Redensart zu seyn, wodurch man die Härtigkeit der barbarischen Völker beschreiben wollen: indem beym Virgilio eben dergl. von den alten Lateinern steht, und sagt vielleicht Achillis Eintauchung in den höllischen Fluß Styx nichts andres. 1700 Mon. Ausz.

9. Philosophie.

Ich schmeichle mir, in die Harmonie der verschiedenen Reiche eingedrungen zu sein und gesehen zu haben, daß Alles mechanisch und metaphysisch zu gleicher Zeit geschieht, daß aber die Quelle der Mechanik in der Metaphysik ist.

1714 an Remond de Montmort.

Die allgemeinen Begriffe, von denen man meint, daß sie Allen am meisten bekannt seien, sind durch die Faulheit und Schwachheit der Menschen im Denken zweideutig geworden. Die Menschen sind genöthigt, metaphysischer Ausdrücke sich zu bedienen, ohne sie zu verstehen.

De prim. phil. emend. 1694.

Man treibt mit dem Namen Ideen und Principien den höchsten Mißbrauch. Die Philosophen gewöhnlichen Schlages machen sich Principien nach ihrer Phantasie.

Réfl. sur l'essai de l'entend. hum. de Locke 1696.

Man sollte darauf denken, das Gefundene für's Leben nutzbar zu machen zur Mehrung der Macht und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, welches der einzige Zweck des Philosophirens ist.

Theor. mot. concr. Dut. II, 2, 34.

Cartesius ist zu rasch in seinen meisten Dogmen gegangen, und man kann sagen, daß seine Philosophie im Vorzimmer der Wahrheit ist.

1714 an Remond de Montmort.

Ich wollte, daß man die Urheber von Lehrsätzen oder Dingen höhrer Bedeutung nach dem Beispiele der Mathematiker immer anführte, welche die Verdienste eines Plato, Pythagoras, Archimedes, Euklides ꝛc. durch stetes Nennen anerkennen. Ich wünschte auch, daß ausgezeichnete Männer die eitle Hoffnung ablegten, im Reiche der Philosophen die Herrschaft an sich zu reißen, sowie den Ehrgeiz, eine Secte zu gründen, diese Quelle jener abgeschmackten Partei-Umtriebe und ganz eitler literarischer Fehden, zum großen Schaden der Wissenschaft und der köstlichen Zeit. Es giebt nur Eine Secte Aller: die Wahrheit zu suchen, nach welcher Seite sie sich auch zeige. Auch dürfte nirgends Jemand aufstehen, welcher das Erbe der Gelehrsamkeit sich ganz zugesprochen wissen, oder an Talent das menschliche Geschlecht übertreffen und überstrahlen wollte, wie die Sonne im Aufgange alle Gestirne. — Laßt uns Cartesius lesen, laßt uns ihn loben, ja bewundern; aber wir wollen deshalb die Uebrigen nicht vernachlässigen, bei denen viel Großes, das Cortesius entgangen ist, sich findet. Nichts schadet dem Fortschritt der Wissenschaften mehr, als das übertriebene knechtische Treiben der Paraphrasten in der Philosophie; denn es kommt, nach meinem Dafürhalten, davon hauptsächlich her, daß so selten von den reinen Cartesianern wie von den reinen Aristotelikern etwas Vortreffliches und Neues zu Tage gefördert wird, gewiß nicht aus Mangel an Talent, sondern der Sectengeist ist Schuld daran.

Not. circa vit. et doctr. Cartes.

Locke († 1704) besaß Scharfsinn und Talent und eine Art oberflächlicher Metaphysik, aber in der mathematischen Methode war er unwissend.

1705 an Remond de Montmort.

M. van Helmont († 1698) hat ganz außerordentliche Ansichten, bei alledem aber finde ich, daß er sehr gute

Gesinnungen für die Praxis hat und entzückt sein würde, zum allgemeinen Besten beizutragen, worin er ganz meiner Meinung ist.

1696 an Th. Burnet.

Herr Wolf[1]) ist auf einige meiner Ansichten eingegangen, aber da er sehr mit Lehren beschäftigt ist, besonders Mathematik, und da wir nicht viel Besprechungen über die Philosophie mit einander gehabt haben, so kann er von meinen Ansichten fast nur wissen, was ich veröffentlicht habe.

1714 an Remond de Montmort.

Was die Vollkommenheit der Dinge betrifft, so kann man, wenn man die Vernunft ganz allein betrachtet, zweifeln, ob die Welt immer in der Vollkommenheit vorrückt, oder ob sie vorrückt oder zurückgeht periodenweise, oder ob sie sich nicht vielmehr auf derselben Vollendungsstufe in Rücksicht auf's Ganze erhält, obgleich sich die einzelnen Theile unter einander zu verändern und bald diese bald jene vollkommener zu sein scheinen. Man kann also fragen, ob alle Creaturen immer vorschreiten, wenigstens bis zum Ende ihrer Perioden, oder ob es welche giebt, die immer verlieren und zurückgehn, oder endlich, ob es welche giebt, welche immer Perioden machen, an deren Ende sie finden, daß sie weder Etwas gewonnen noch verloren haben: in der Art wie es Linien giebt, die immer fortschreiten wie die Grade, andre, welche sich wenden, ohne vor- oder zurückzukommen, wie der Kreis, andre, welche sich wenden und dabei vorschreiten, wie die Spirale, noch andre endlich, welche zurückgehn, nachdem sie vorgegangen sind oder vorgehn, nachdem sie zurückgegangen, wie die Ellipsen.

1694 Copie de la lettre à l'Electrice de Brunsvic.

---

[1]) Chr. W. 1679—1754, von Fr. Wilh. I. aus Halle vertrieben und von Fr. II. zurückberufen, rühmte sich gern, Leibniz's Schüler zu sein, den er aber weit zu übertreffen wähnte.

An Hobbes schrieb Leibniz:

Ihre Werke habe ich theils in Bruchstücken, theils in einem Zuge gelesen und zwar, glaub' ich, sämmtlich, und bekenne, aus ihnen so viel gelernt zu haben, wie aus wenigen in unserm Jahrhundert. Ich pflege nichts auf das zu geben, was Andre sagen, aber das erkennen Alle mit mir an, denen vergönnt war, Ihre Schriften in die Hand zu bekommen, daß Nichts der mit Kürze verbundenen wunderbaren Klarheit gleichkommt; daß es nichts Abgerundeteres und dem allgemeinen Gebrauch Entsprechenderes giebt, als Ihre Definitionen; in den daraus abgeleiteten Theoremen hapere Etwas; es gebe Einiges, was Einige mißverstehn und mißbrauchen, was ich glaube bei den Meisten aus Unfähigkeit, sie anzuwenden, geschieht. Wenn Jemand jene allgemeinen Principien der Bewegung: daß Nichts sich zu bewegen beginnt, außer wenn's von einem Andern bewegt wird; daß ein noch so großer Körper von einem noch so kleinen angestoßen werden kann und anders, — mit einem unzeitigen Sprung auf die Sinnesdinge anwendet, ohne vorher darauf vorbereiteten Geistern zu sagen, daß sich das Meiste, was zu ruhen scheint, bewege, — der wird von der Menge gradezu ausgelacht werden. Ebenso wenn Jemand Ihre Ansichten über den Staat oder die Republik auf alle Gemeinschaften, welche gewöhnlich so heißen, und sich die Attribute der höchsten Macht eines Königs, Fürsten, Monarchen und der Majestät sich beilegen, Ihre Freiheit des Naturzustandes allen Bürgern der verschiedenen Staaten, die untereinander Geschäfte treiben, zueignen wollte, der wird sich auch nach Ihrer Meinung, wenn ich recht sehe, sehr irren. . . .

Und über die abstracten Gründe der Bewegungen, deren Fundamente sich als von Ihnen gelegt darstellen, habe ich bisweilen nachgedacht; auch stimme ich Ihnen darin ganz bei, daß ein Körper von einem andern nicht bewegt wird, es hänge denn jener mit ihm zusammen und sei bewegt, die Bewegung aber fortdauere, bis sie aufgehalten wird. Mainz 13/22. Juli 1670.

In dem Buche „de cive" haben Sie sich selbst übertroffen durch die Bündigkeit der Beweise, das Gewicht der Sätze, daß man glaubt, Sie geben mehr Orakel als Meinungen. Ich, den weder Paradoxes abschreckt noch der Reiz der Neuheit verlockt, habe geglaubt, es verlohne sich wohl der Mühe, die Fäden Ihrer Doctrin von Grund auf zu prüfen, denn es ist nicht meine Art bei den Schlüssen stehn zu bleiben und die Beweisführung, wodurch sie vom Autor gestützt werden, zu vernachlässigen.

An denselben Paris 167?.

Ich zeigte (in der Staatsschrift für die polnische Königswahl), daß es eine Art von Mathematik in der Schätzung der Gründe giebt, und daß man sie bald zu einander addiren, bald mit einander multipliziren müsse; was von den Logikern übersehn worden ist.

1697 an Thom. Burnet.

Ich habe nicht unterlassen, die strengsten Schriftsteller zu prüfen, welche die Nothwendigkeit der Dinge am weitesten getrieben haben: Hobbes und Spinoza.

1710. Théod.

Die Seele handelt auf sich selbst: keine Handlung auf sich selbst ist eine Bewegung, es giebt aber keine Handlung des Körpers außer der Bewegung, folglich ist die Seele kein Körper. Die Seele besteht in einem Punkte oder Centrum und ist deshalb untheilbar, unzerstörbar, unsterblich. Gleichwie im Centrum alle Radien zusammenlaufen, so laufen auch in der Seele alle Eindrücke der Gegenstände durch die Nerven zusammen, also ist die Seele eine kleine, in einem Punkte begriffene Welt, so aus den Vorstellungen, wie das Centrum aus den Winkeln besteht, denn der Winkel ist ein Theil des Centrums, obgleich dieses untheilbar. So könnte die ganze Sittenlehre geometrisch bewiesen werden.

1673 an Herzog Joh. Friedrich.

Bei Locke († 1704) sind gewisse besondre Wahrheiten nicht übel auseinandergesetzt; aber in der Hauptsache entfernt er sich vom Rechten und er hat die Natur des Geistes und der Wahrheit nicht eingesehen. Hätte er den Unterschied zwischen den nothwendigen Wahrheiten oder denjenigen, welche durch Demonstration erkannt werden, und denjenigen, zu welchen wir auf einen gewissen Grad durch Induction gelangen, hinlänglich erwogen, so würde er erkannt haben, daß die nothwendigen Wahrheiten nur aus den dem Geiste eingepflanzten Principien — den sog. angebornen Ideen — bewiesen werden können; weil die Sinne zwar lehren, was geschieht, nicht aber, was nothwendig geschieht. Er hat auch nicht beachtet, daß die Begriffe des Seienden, der Substanz, des Einen und Selben, des Wahren und Guten, deswegen unsrem Geiste angeboren sind, weil er selbst sich angeboren ist, in sich selbst dies Alles begreift. Nemlich: Nichts ist im Verstande das nicht in den Sinnen war, ausgenommen den Verstand selbst!

1705 an Bierling.

Die Philosophenschulen würden ohne Zweifel besser gethan haben, die Praxis mit der Theorie zu verbinden, wie die Schulen der Medicin, Chemie oder Mathematik thun, und den Preis demjenigen zu geben, der am Besten gehandelt hätte, besonders in der Moral, als wer am Besten geredet. 1704. Nouv. Ess.

Es giebt zwei Jahrhunderte von Philosophastern, nämlich das servile, welches das barbarische Jahrhundert der Scholastiker war, wo sie sich dem Aristoteles knechtisch unterwarfen und wiederum öfters Aristoteles knechteten, indem sie ihn mit Foltern gleichsam marterten, damit er nur ja nichts Antichristliches sagte; — und das zu freie Jahrhundert, nämlich unseres, wo man aus dem einen Extrem ins andre verfällt. Feller, otium Hann. p. 180.

Aristoteles sagt fast nie, was jene Scholastiker ihm aufbürden. Hypoth. phys. nov. Korthold IV, 325.

Ich schreibe nie etwas Philosophisches, was ich nicht durch Definitionen und Axiome behandle, obgleich ich ihm nicht immer diese Mathematische Physiognomie gebe, welche die Leute zurückschreckt. . . . Denn, wenn man stets die Termini der Schule anwendet, so ist das, als ob ein Schneider die Nähte sehen läßt.

1696 an Wagner.

Ich bin nicht mit den Leuten zufrieden, die keine Achtung vor dem Alterthum haben und die von Plato und Aristoteles als von elenden Sophisten reden. Hätten sie die Schriften dieser großen Männer gelesen, so würden sie eine ganz andre Sprache führen. Denn ich unterstehe mich zu sagen, daß Plato's Lehre über die Metaphysik und Moral, die wenige aus der Quelle selbst schöpfen, heilig und gerecht ist, und Alles, was er von der Wahrheit und den ewigen Begriffen vorbringt, in der That bewundernswerth ist. Des Aristoteles Logik, Rhetorik und Politik sind in den Händen eines Mannes von Genie und Erfahrung im gemeinen Leben von sehr großem Nutzen. Der richtige Begriff der zusammenhängenden Theile eines Körpers, den er in seiner geheimen Physik vorträgt und gegen die scheinbaren Irrthümer der Platoniker vertheidigt, ist von großem Werth. Diejenigen endlich, die den Apollonius und Archimedes verstehen, werden die Entdeckungen unsrer heutigen berühmtesten Männer mit mehr Behutsamkeit bewundern.

1679 an Huet.

Die Philosophie hat zwei Theile: sie ist theoretisch und praktisch. Die theoretische gründet sich auf wahre Analyse, von der uns die Mathematiker Proben geben, die man aber auch auf die Metaphysik und natürliche Theologie

dadurch anwenden muß, daß man gute Erklärungen und sichre Grundsätze angiebt. Hingegen gründet sich die praktische Philosophie auf die wahre Topik oder Dialektik, d. h. auf die Kunst, den Werth der Beweise nach Graden zu schätzen. Diese Kunst findet man bei den Logikern noch nicht; sondern die Rechtsgelehrten haben uns allein Proben davon gegeben, die nicht zu verachten sind und die der Anfang zu einer Wissenschaft der Beweise sein können, welche im Stande ist, die historischen Facta zu berichtigen und den Sinn des Textes zu bestimmen. Die Rechtsgelehrten beschäftigen sich gewöhnlich mit beiden in den Prozessen.

1697 an Burnet.

Nichts haben wir mehr in unsrer Gewalt, als unsre eignen Gedanken; und eben deshalb sollen wir davon mehr als von irgend einer andern Sache Rechenschaft geben. Dies ist den Menschen ein Paradoxon, welche gewohnt sind zu sagen, daß man nicht verbunden sei, seine Gedanken zu verantworten; aber dies darf man nur von ihnen verstehen! Und dem ungeachtet strafen die Richter nur die Gedanken an den Handlungen. Wir sind zum Denken gemacht; es ist nicht nöthig zu leben, aber es ist nöthig zu denken, und unsre Gedanken werden uns auch jenseits des Grabes folgen. Es ist wahr, wir werden ewig denken; aber es ist auch eben so wahr, daß unsre künftigen Gedanken eine Folge der gegenwärtigen sind. Diese Betrachtung soll uns dahin bringen, unsre gegenwärtigen Gedanken soviel als möglich zu berichtigen und zu vervollkommnen, nicht, als ob man das Handeln vernachlässigen sollte: vielmehr denkt man niemals besser, als wenn man an dasjenige denkt, was man thut. Man muß jedoch gewisse große und wichtige Gedanken, die sich über alle unsre Handlungen erstrecken, ordnen. Man kann nicht aufmerksam genug daran denken — und dies nennt man die wahre Philosophie.

Bem. ü. d. Chevreana.

Noch muß wegen der Cartesianer melden, daß sie in Frankreich nicht nur multipraesentiam (d. h. Gegenwart des Leibes Christi an vielen Orten) sondern gar auch Transsubstantiationem zu lassen, wie insonderheit der P. Malebranche; sie sagen nemlich, wenn die Natur des Körpers in Dimensionen gesetzt werde, so sei es nur nach dem gewöhnlichen Naturlaufe zu verstehen.

1699 an Hofprediger Jablonski.

Daß die Hebräer ohne Metaphysik nicht gewesen, zeiget, was Gott Mosi von seinem Namen sagt: ich werde seyn, der ich seyn werde; und die ganze Cabala ist nichts andres, als eine Metaphysik. —

1700 Monatl. Auszug.

Spinosa ist nach Frankreich nicht gekommen, sondern Stuppe, der die Religion des Hollandois geschrieben, hat ihn nach Utrecht kommen lassen, zur Zeit, da es die Franzosen inne gehabt, auch gemacht, daß er mit großen Herrn geredet. Welche aber, wie Spinosa selbst erzählet, ihre Rechnung bei ihm nicht gefunden, indem sie vermeynet, er werde ihren freien Lebenswandel gut heißen und mit rationibus (Gründen) verstärken; da er hingegen dafür gehalten, daß die Tugenden auch seiner Lehre nach getrieben werden müssen.

1701 Monatl. Auszug.

Wenn der berühmte Lausitzer Schuster Jacob Böhme, dessen Schriften unter dem Namen Philosophus teutonicus in andre Sprachen übersetzt sind, die in der That etwas Großartiges und Schönes für einen Mann dieser Lebensstellung haben, hätte Gold machen können, wie Einige es sich einreden, oder wie der Evangelist Johannes es konnte, wenn wir glauben, was ein zu seiner Ehre gemachter Hymnus sagt:

Inexhaustum thesaurum,
Qui de virgis fecit aurum,
Gemmas de lapidibus.[1])

so würde man Anlaß haben, diesem außerordentlichen Schuster mehr Glauben zu schenken. Nouv. Ess. IV.

Nachdem das neue Licht aufgegangen, ist die reformirte Philosophie eine dreifache: Die eine ist thöricht, wie die des Paracelsus,[2]) Helmont[3]) und Andrer, die Aristoteles verwerfen; die andre übermüthig, welche durch ihr geringes Interesse für, ja offen zur Schau getragenen Verachtung gegen die Alten, selbst ihre guten Gedanken verdächtig machen, wie die des Cartesius; eine dritte wahre, der Aristoteles ein großer Mann scheint, der meistens das Richtige trifft. 1696 ad Jac. Thomasium.

Die Araber haben Philosophen gehabt, deren Ansichten über die Gottheit so erhaben gewesen sind, daß sie den größten christlichen Philosophen angehören könnten. 1697 an Abbé Nicaise.

Man hat Recht, wenn man sagt, daß nächst den schlechten Leidenschaften, die Principien der Materialisten viel zur Erhaltung der Gottlosigkeit beitragen. Aber ich glaube nicht, daß man Grund hat hinzuzufügen, die mathematischen Principien der Philosophie seien den materialistischen entgegengesetzt. Im Gegentheil, es

[1]) Unerschöpfter Schatz ist sein, der aus Ruthen Gold gemacht und aus Kieseln Edelstein.

[2]) Phil. Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus v. Hohenheim 1493–1541 zimmerte sich ein wunderbares System zusammen aus Philosophie, Cabbala, Mystik, Astrologie, Alchymie und Medicin.

[3]) Joh. Bapt. v. Helmont 1577—1644, ein Arzt, der durch kabbalistisch-mystische Schriften die Medicin zu reformiren versuchte

sind dieselben; nur daß sich die Materialisten, wie Demokrit,[1]) Epikur[2]) und Hobbes,[3]) nur auf die mathematischen Principien beschränken und nur Körper zulassen; und daß die christlichen Mathematiker auch noch immaterielle Substanzen annehmen. So muß man nicht die mathematischen Principien (im gewöhnlichen Wortsinn), sondern die metaphysischen dem Materialismus entgegenstellen. 1715 letire II à Mr. Clarke.

Ich habe gefunden, daß die meisten Philosophen-Schulen größtentheils in dem Recht haben, was sie behaupten, aber nicht in dem, was sie leugnen. 1714. Bf.

Keine Philosophie der Alten nähert sich dem Christenthum mehr, als Plato,[4]) obgleich die zu weit gehen, die ihn ganz mit Christus versöhnen wollen. Aber man muß den Alten zu gute halten, daß sie den Anfang der Dinge, die Weltschöpfung und unsre leibliche Auferstehung leugnen. Dies kann man nur aus der Offenbarung wissen.

Indessen sind viele Sätze Plato's sehr schön: daß es eine Ursache von Allem gebe, eine intelligible Welt im göttlichen Geiste, die auch ich den Ort der Ideen zu nennen pflege; daß der Weisheit Gegenstand das wahrhaft Wesenhafte (τὰ ὄντως ὄντα), nämlich die einfachen Substanzen, welche von mir Monaden genannt werden, und einmal existirend, immer bestehen, die ersten Träger des Lebens, d. h. Gott und die Seelen, und unter letzteren besonders die Geister, die als Abbilder der Gottheit geschaffen

[1]) Demokritos aus Abdera † ca. 370. a. C. mit Leukippos Haupt der Atomistik.

[2]) Epikuros aus Samos † 270 Stifter des sensualistischen Hedonismus.

[3]) Thom. Hobbes 1588—1679 aus Malmesbury, als Natur- und Rechtsphilosoph berühmt.

[4]) Plato aus Athen 427 – 347 stellt seine idealistische Philosophie als Dialektik, Physik und Ethik dar.

Inexhaustum thesaurum,
Qui de virgis fecit aurum,
Gemmas de lapidibus.[1])

so würde man Anlaß haben, diesem außerordentlichen Schuster mehr Glauben zu schenken. Nouv. Ess. IV.

Nachdem das neue Licht aufgegangen, ist die reformirte Philosophie eine dreifache: Die eine ist thöricht, wie die des Paracelsus,[2]) Helmont[3]) und Andrer, die Aristoteles verwerfen; die andre übermüthig, welche durch ihr geringes Interesse für, ja offen zur Schau getragenen Verachtung gegen die Alten, selbst ihre guten Gedanken verdächtig machen, wie die des Cartesius; eine dritte wahre, der Aristoteles ein großer Mann scheint, der meistens das Richtige trifft. 1696 ad Jac. Thomasium.

Die Araber haben Philosophen gehabt, deren Ansichten über die Gottheit so erhaben gewesen sind, daß sie den größten christlichen Philosophen angehören könnten. 1697 an Abbé Nicaise.

Man hat Recht, wenn man sagt, daß nächst den schlechten Leidenschaften, die Principien der Materialisten viel zur Erhaltung der Gottlosigkeit beitragen. Aber ich glaube nicht, daß man Grund hat hinzuzufügen, die mathematischen Principien der Philosophie seien den materialistischen entgegengesetzt. Im Gegentheil, es

[1]) Unerschöpfter Schatz ist sein, der aus Ruthen Gold gemacht und aus Kieseln Edelstein.

[2]) Phil. Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus v. Hohenheim 1493–1541 zimmerte sich ein wunderbares System zusammen aus Philosophie, Cabbala, Mystik, Astrologie, Alchymie und Medicin.

[3]) Joh. Bapt. v. Helmont 1577—1644, ein Arzt, der durch kabbalistisch-mystische Schriften die Medicin zu reformiren versuchte

sind dieselben; nur daß sich die Materialisten, wie Demokrit,[1]) Epikur[2]) und Hobbes,[3]) nur auf die mathematischen Principien beschränken und nur Körper zulassen; und daß die christlichen Mathematiker auch noch immaterielle Substanzen annehmen. So muß man nicht die mathematischen Principien (im gewöhnlichen Wortsinn), sondern die metaphysischen dem Materialismus entgegenstellen. 1715 lettre II à Mr. Clarke.

Ich habe gefunden, daß die meisten Philosophen-Schulen größtentheils in dem Recht haben, was sie behaupten, aber nicht in dem, was sie leugnen. 1714. Bf.

Keine Philosophie der Alten nähert sich dem Christenthum mehr, als Plato,[4]) obgleich die zu weit gehen, die ihn ganz mit Christus versöhnen wollen. Aber man muß den Alten zu gute halten, daß sie den Anfang der Dinge, die Weltschöpfung und unsre leibliche Auferstehung leugnen. Dies kann man nur aus der Offenbarung wissen.

Indessen sind viele Sätze Plato's sehr schön: daß es eine Ursache von Allem gebe, eine intelligible Welt im göttlichen Geiste, die auch ich den Ort der Ideen zu nennen pflege; daß der Weisheit Gegenstand das wahrhaft Wesenhafte (τὰ ὄντως ὄντα), nämlich die einfachen Substanzen, welche von mir Monaden genannt werden, und einmal existirend, immer bestehen, die ersten Träger des Lebens, d. h. Gott und die Seelen, und unter letzteren besonders die Geister, die als Abbilder der Gottheit geschaffen

[1]) Demokritos aus Abdera † ca. 370. a. C. mit Leukippos Haupt der Atomistik.

[2]) Epikuros aus Samos † 270 Stifter des sensualistischen Hedonismus.

[3]) Thom. Hobbes 1588—1679 aus Malmesbury, als Natur- und Rechtsphilosoph berühmt.

[4]) Plato aus Athen 427–347 stellt seine idealistische Philosophie als Dialektik, Physik und Ethik dar.

sind. Bei weitem vorzuziehen sind Plato's angeborne Ideen, die er in den Namen der Rückerinnerung gehüllt hat, der tabula rasa (leeren Tafel) des Aristoteles und Locke, welche exoterisch philosophiren.[1]) Daher glaube ich muß man, um richtig zu philosophiren, Platon mit Demokrit und Aristoteles verbinden.

1707. Ep. ad Hanschium.

Auch über die Tugenden reden die Platoniker und Stoiker ausgezeichnet, und Augustin ist zu rigourös, daß er, nicht damit zufrieden, in den Tugenden derselben stete Laster zu finden,[2]) was schon viel zu viel gesagt ist, auch die Vorschriften der Philosophen für stets schlecht hält, als ob sie Alles unter dem Namen der Tugendhaftigkeit auf Eitelkeit und Hochmuth zurückgeführt hätten. Und doch steht fest, daß sie dem Weisen oft das Rechte empfohlen haben, ohne Hoffnung auf Lohn oder Furcht vor Strafe; und daß jene Liebe zur Tugend sich nicht von der Liebe zur Gerechtigkeit unterscheide, welche Augustin betont, und sie auf die wesenhafte Gerechtigkeit, d. h. Gott zurückführt, in welchem die Quelle alles Wahren und Guten, wie auch Plato recht wohl wußte,[3]) indem er immer auf das Wahre an sich (αὐτοαληθές) Rücksicht nahm. Dabei wirft Augustin den Philosophen vor, sie hätten Alles auf sich selbst bezogen und so den Schöpfer dem Geschöpf hintangesetzt.

Ebenda.

---

[1]) Aristoteles 384—22 aus Stagira, wissenschaftliches Universalgenie. — J. Locke 1632—1704 aus Wrington, Sensualist. Gegen seine Essais sind Leibniz's Nouveaux Essais, die wir oft citiren, 1704 gerichtet.

[2]) Aurel. Augustinus 354—430 aus Tagaste, afrikanischer Kirchenlehrer, schrieb Streitschriften, erbauliche und dogmatische Abhandlungen ohne Gelehrsamkeit, — energisch, extrem und intolerant.

[3]) Was Augustin von philosophischen Ideen besaß, verdankte er nämlich dem Plato!

Einige der Alten und Neueren haben gesagt, Gott sei Geist, durchs Universum ergossen, der, wo er immer auf einen organischen Körper treffe, ihn beseele, wie der Wind die musikalischen Töne in Orgelpfeifen hervorbringt. Vielleicht war das die Ansicht der Stoiker,[1]) und darauf kam der thätige Intellect der Averroisten[2]) hinaus und vielleicht auch der in allen Menschen gleiche Geist des Aristoteles. So kehrten die Seelen in Gott zurück, wie die Ströme in's Meer. Ebenda.

Ich bin immer, selbst seit meinem Jünglingsalter, sehr zufrieden mit Plato's Moral und gewissermaßen auch mit seiner Metaphysik gewesen; und diese zwei Wissenschaften gehen ja zusammen, wie Mathematik und Physik. Wenn Jemand Plato in ein System brächte, so würde er dem menschlichen Geschlecht einen großen Gefallen thun, und man würde sehen, daß ich mich ihm ein wenig nähere. Der verstorbene Boileau hat zu sehr als Jansenist gesprochen, wenn er die Alten nennt: „Die alten Verdammten". Die Jesuiten sind in diesem Punkte vernünftiger. Doch denk' ich, Herr Boileau wollte nur scherzen. Als ich ein Knabe war, sangen die Schüler meines Alters: Summus Aristoteles, Plato et Euripides ceciderunt in profundum. (Der große Aristoteles, Plato und Euripides sind in die Hölle gefahren.) 1715 à Remond de Montmort.

Unter der großen Mannigfaltigkeit der Alten ist es möglich, daß sich einige darunter meinen Ansichten genähert haben. Plato glaubte, die materiellen Dinge wären in ewigem Fluß, aber die wahrhaften Substanzen hätten Bestand; er scheint dies nur von den Seelen verstanden zu haben. Aber Demokrit, ganz Atomist wie er war, hat

---

[1]) Zeno und Chrysipp im 3. Jahrh. lehrten, die Tugend sei das höchste Gut.

[2]) Averroës (Ib. Roschd.) † 1198 Anhänger des Aristoteles.

vielleicht noch das Thier erhalten. Denn er lehrte eine Wiederbelebung, da Plinius [1]) von ihm sagt: „Die versprochene Wiederbelebung war für den Demokrit nichts, da er selbst nicht wieder aufgelebt ist". Wir wissen von diesem großen Mann fast nur, was Epikur von ihm geborgt hat, der nicht fähig war, immer das Beste daraus zu nehmen. Möglich, daß Parmenides,[2]) welcher (nach Plato) lehrt, daß Alles Eins sei, dem Spinoza[3]) ähnliche Ansichten hatte; und daß es also gar nicht so wunderbar wäre, wenn einige Alte den meinigen nahegekommen wären.

1711 à Mr. des Maizeaux.

Alles geschieht im Körper im Detail der Phänomene, als ob die schlechte Lehre derer, welche im Anschluß an Epikur und Hobbes die Seele für etwas Materielles halten, wahr wäre; oder als ob der Mensch nur Körper oder Automat wäre.

1702. Répl. aux Réfl. de Bayle.

Karneades,[4]) ohne bis zu Atomen fortzuschreiten, wollte zuerst in der Seele den Grund für die vage Indifferenz[5]) finden, indem er als Grund der Sache dasselbe nahm, wofür Epikur den Grund suchte. Dieser hatte, indem er die Seele aus Atomen bestehen ließ, wenigstens Recht, den Ursprung seiner Determination in dem, was er für den Ursprung der Seele selbst hielt, zu suchen. Daher thut Cicero und Bayle Unrecht, ihn so sehr dafür zu tadeln. 1710 Théod. III.

[1]) Plinius der Aeltere 23—79 n. Chr schrieb seine „Naturgeschichte" als ein encyclop. Werk in 23 Bdn.

[2]) Parmenides im 5. Jahrh. erkennt das eine Unveränderliche als das einzige wahre Sein.

[3]) Baruch de Spinoza 1632—1677 der größte Pantheist, dessen in seiner „Ethik" vorgetragenes System eines der consequentesten ist.

[4]) Karneades aus Kyrene † 129 Skeptiker.

[5]) Möglichkeit, sich für Zweierlei gleich leicht zu entscheiden.

Der Zufall des Epikur ist nicht Wahl, sondern blinde Nothwendigkeit. Es giebt ein muhamedanisches, stoisches und christliches Fatum. Das türkische Kismet (Bestimmung) will, daß die Wirkungen einträfen, selbst wenn man die Ursachen vermiede, als ob's eine absolute Nothwendigkeit gäbe. Die stoische Heimarmene (Schicksal) verlangt, man solle ruhig sein, weil man par force Geduld haben müsse, denn man könne sich gegen die Folge der Ursachen nicht stemmen. Man giebt zu, daß es ein christliches Fatum giebt, eine feste Bestimmung aller Dinge, durch Gottes Vorwissen und Vorsehen geregelt.

1715 à Mr. Clarke.

Zu dem, was Sie über die Zenonischen Punkte [1]) bemerken, füge ich hinzu, daß sie nichts andres als Termini sind, daß aus ihnen nichts zusammengesetzt werden kann; aber auch die Monaden allein stellen nicht ein Zusammengesetztes her, da sie an sich jeden Connexes entbehren.

1716. Ep. ad des Bosses.

Nachher hat der Abbé Faydit die Philosophen abgelenkt von der Untersuchung der Finalursachen oder, was dasselbe ist, von der Betrachtung der göttlichen Weisheit in der Ordnung der Dinge, welche nach meiner Meinung das höchste Ziel der Philosophie sein muß; wofür man den Grund an einer Stelle seines Systems suchen muß, wo er sich entschuldigt, daß er willkürlich der Materie gewisse Figuren und Bewegungen beigelegt zu haben scheine, und sagt, er habe ein Recht gehabt, es zu thun, weil die Materie nach und nach alle möglichen Formen annehme, und sie daher schließlich zu denen, die er angenommen, gelangen müsse. Aber wenn, was er sagt, wahr ist, wenn

[1]) Zeno aus Kittion im 3. Jahrh. Stifter der stoischen Philosophie. Stoá, die Säulenhalle, in welcher er zu Athen lehrte, gab seiner Schule den Namen.

alles Mögliche geschehen muß und es keine Einbildung (fiction) giebt, und jedes, mag es noch so absurd und unwürdig sein, irgendwo im Universum geschehen muß: — so giebt's natürlich weder Wahl noch Vorsehung; was nicht geschieht, ist unmöglich, und was geschieht, nothwendig. Ganz wie Hobbes und Spinoza deutlicher gesagt haben. Auch kann man sagen, Spinoza hat nur gewisse Keime der Philosophie des Herrn Descartes ausgeführt, so daß ich's in der That für die Religion als wichtig ansehe, und für die Frömmigkeit, daß diese Philosophie durch Ausscheidung der unter die Wahrheit gemischten Irrthümer ausgefeilt worden ist.[1])

1697 à l'Abbé Nicaise.

Ich nehme mich in Acht, des Descartes[2]) Religion und Frömmigkeit anzutasten, wie man mir mit Unrecht vorwirft. Ich habe dagegen ausdrücklich protestirt; denn eine Lehre kann gefährlich sein, ohne daß der, welcher sie vorträgt oder ihr anhängt, ihre Folgerungen bemerkt oder sie billigt. Doch ist's gut, sie bemerklich zu machen, damit man sich hüte, da in der That Spinoza und Andre sie gezogen zu haben scheinen.

1697. Les conséqu. de Desc.

Spinoza ist weiter gegangen: er scheint ausdrücklich eine blinde Nothwendigkeit gelehrt zu haben, da er dem Urheber der Dinge Verstand und Willen abspricht und sich einbildet, das Gute und die Vollkommenheit bezögen sich nur auf uns, nicht auf ihn. Allerdings ist Spinoza's Meinung hierüber etwas dunkel. Denn nachdem er ihm

[1]) Nämlich durch Leibniz selbst. Der hier besprochene Abbé Faydit ist nur für seinen Lehrer Descartes gesetzt, auf den der Abschnitt zielt.

[2]) René Descartes aus Lahaye 1596—1650 hat in seinem mathematisch-mechanischen Dualismus die Selbständigkeit des Geistes und damit die neuere Philosophie begründet.

den Verstand genommen, giebt er ihm Gedanken (cogitationem, non intellectum concedit Deo). Auch giebt's Stellen, wo er sich über den Punkt von der Nothwendigkeit etwas milder ausdrückt. Doch erkennt er, soweit man ihn verstehen kann, keine Güte in Gott — genau zu reden — an, und lehrt, daß Alles existire durch die Nothwendigkeit der göttlichen Natur, ohne daß Gott irgendwie wähle. Wir werden uns nicht das Vergnügen machen, eine so schlechte und sogar unerklärbare Ansicht zu widerlegen.

1710. Théodicée II.

Betreffs des Cartesius und Clauberg[1]) stimme ich Ihnen ganz bei, daß der Schüler berühmter sei, als der Lehrer. Dennoch wage ich wieder zu behaupten, daß keiner Etwas zu den Cartesianischen Ideen hinzugefügt hat. Sicherlich haben Clauberg, Näus, Spinoza[2]), Charselier, Heerbord, Joh. Andreä, Henricus Regius nur Paraphrasen ihres Anführers gegeben. Cartesianer aber nenne ich nur die, welche der Cartesius Principien befolgen, aus welcher Zahl jene großen Männer: Verulam[3]), Hobbes, Gassendi[4]), Digbäus, Corn. ab Hoghelande ganz ausgenommen werden müssen, welche der Pöbel mit Cartesianern verwechselt, obgleich sie entweder Zeitgenossen des Cartesius oder ihm an Alter und Geist vorhergehen. Von mir gestehe ich, daß ich nichts weniger als ein Cartesianer bin.

1669 ad Jac. Thomasium.

Die Beweise des Cartesius für Gottes Dasein habe ich sorgfältig geprüft. Endlich habe ich entdeckt, daß nur dies bei genauem Nachweis hervorgehe, daß Gott nothwendig existire, wenn er nur als möglich gesetzt wird.

[1]) Joh. Clauberg 1625—65, Cartesianer.
[2]) Dies ist offenbar übertrieben.
[3]) Bacon v. Verulam † 1626, Realist und Empirist.
[4]) P. Gassendi † 1655, erneuert den Epikur.

Aber das haben längst selbst die Scholastiker bewiesen, und daraus kann nur eine Annahme, keine Sicherheit der göttlichen Existenz erlangt werden.

1678 ad H. Conring.

Den Mysterien des Glaubens ist Cartesius künstlich aus dem Wege gegangen: zu philosophiren, nicht zu theologisiren habe er sich vorgenommen, als ob eine Philosophie, die sich mit der Religion nicht verträgt, zulässig wäre oder eine Religion, welche mit sonst bewiesenen Wahrheiten streitet, wahr sein könnte.

1690. De vera methodo phil. et theol.

Um in wenigen Worten die Meinung auszudrücken, welche ich von einem Autor habe, dessen Ruhm vernichten zu wollen man mich fälschlich anklagt, — was ein ebenso ungerechtes wie unmögliches Unternehmen wäre --, so behaupte ich, daß der, welcher nicht das eminente Verdienst des Descartes zu erkennen vermag, nicht sehr scharfsinnig ist. Aber ich sage auch, daß wer nur ihn kennt und achtet, nie etwas Großes leisten wird.

1697. Sur les conséqu. de Descartes.

Eines Tages hatte ich Gelegenheit auszusprechen, der Cartesianismus sei in dem, was er Gutes habe, nur das Vorzimmer zur wahren Philosophie.

1697. Lettre sur le Cartés.

Das Beste, was die Cartesianer thun könnten, wäre, sich des Sectengeistes, der stets den Fortschritt der Wissenschaften hemmt, zu entschlagen; mit der Lectüre der ausgezeichneten Schriften des Descartes solche der Alten zu verbinden, von denen er einen guten Theil seiner besten Gedanken entnommen hat; sich an Erfahrung und Nachweis zu halten, anstatt an diese allgemeinen Raisonnements, welche nur die Muße ausfüllen und die Unwissenheit bemänteln;

einen Schritt voranzuthun, und sich nicht damit zu begnügen, die bloßen Paraphrasten ihres Meisters zu sein; und nicht zu verachten und zu vernachlässigen Anatomie, Geschichte, Sprachen, Kritik, weil sie ihre Wichtigkeit nicht erkennen; sich nicht einzubilden, daß man je genug weiß — und bescheiden und fleißig zu sein, damit nicht der Witz auf sie passe: Ignorantia inflat (Ignoranz bläht auf)![1])

1693 à Nicaise.

Die Behauptung der Cartesianer von einem stetigen Beistande, den der Schöpfer den Creaturen leistet, ist das System des Occasionalismus.[2]) Aber ich meine, das heißt nur einen Deus ex machina einschieben.

1696. Eclairciss. du Syst. des subst.

Francis Bacon v. Verulam, ein Mann von göttlichem Geiste, hat richtig gesagt, die Philosophie führe, oberflächlich getrieben, von Gott ab, gründlich erschöpft aber zu ihm hin.

1668. Conf. nat. contra atheist.

Es mußte mir ein Vergnügen sein, mit einem so billigen Gegner zu thun zu haben, der zugleich so tief ist, wie Herr Bayle.... Aber obgleich ich mir nicht schmeicheln kann, einem so scharfsinnigem Geiste ganz Genüge zu thun, in einer so schwierigen Materie, so werde ich immer zufrieden sein, wenn er findet, daß ich einige Fortschritte in einer so wichtigen Untersuchung gemacht habe.[3])

1702. Répl. aux Réfl. de Bayle.

---

[1]) Diese Aeußerung ist doppelt interessant, da sie wie gegen die Hegelianer geschrieben zu sein scheint.

[2]) Von Malebranche, Geulinx u. A.

[3]) Dieses rückhaltlose Lob ist nicht Phrase. Gegen Bayle ist ja die Theodicee besonders gerichtet.

Locke's[1]) System ist im Ganzen das des Gassendi, der im Grunde mit Demokrit übereinkommt. Locke ist für das Leere und die Atome; er glaubt, die Materie könne denken, es gebe keine angebornen Ideen; unser Geist sei eine tabula rasa, und wir denken nicht immer. Er scheint die meisten Entwürfe des Gassendi gegen Descartes zu billigen, und hat dies System durch tausend gute Bemerkungen bereichert und befestigt. . . . Aber man muß weiter gehn als er, ja sich von seinen Ansichten entfernen, weil sie uns über Gebühr einschränken und nicht nur die Stellung der Menschen, sondern auch des Weltalls zu sehr herabsetzen.

1704. Nouv. Ess. I.

Man fragt mit Recht Herrn Malebranche, wie wir die Creaturen erkennen, wenn wir uns nur in Gott unmittelbar schauen? Weil, antwortet er, die Objecte, deren Bilder uns Gott sehen läßt, Etwas haben, das der Idee, die wir von der Substanz haben, ähnlich ist, und was uns urtheilen läßt, daß es andre Substanzen giebt.

1708. Rem. sur le sent. de Mal.

Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch sind die mathematischen Principien diejenigen, welche in den reinen mathematischen bestehen, wie Zahlen, Arithmetik, Geometrie. Aber die metaphysischen Principien berücksichtigen allgemeinere Begriffe, nämlich Ursache und Wirkung.

1715 a Mr. Clarke.

Wie weit die Scholastiker des vorigen und unsres Jahrhunderts hinter den ältern zurückstehn, das bezeugt die Schule der Nominalisten,[2]) die unter allen scholastischen

[1]) Gegen ihn sind Leibniz's Nouveaux Essays gerichtet, aber, da Locke 1704 starb, nicht herausgekommen.

[2]) Nominalismus, im Gegensatz zum Realismus, hielt die Gattungsbegriffe nur für Wörter. Roscelin im 10. und Occam im 14. Jahrh. beförderten ihn besonders.

die tiefste ist und der heutigen reformirten Philosophie am meisten entspricht; grade sie, die einst am meisten blühte, ist heut, wenigstens bei den Scholastikern, erloschen.

1670. De stilo Nizolii.

Ich fand hernach, daß sich Herr Graf Shaftesbury[1]) in der Fortsetzung seiner Meditationen merkwürdig corrigirt hatte und aus einem Lucian[2]) ein Plato geworden war. Eine in der That ganz außerordentliche Metamorphose, welche mich ihn sehr bedauern läßt.

1715 à Remond de Montmort.

Die Philosophie, das Studium der Weisheit, ist einem Baum vergleichbar, dessen Wurzeln die Metaphysik, der Stamm die Physik, die aus ihm hervorwachsenden Zweige die andern Wissenschaften, welche besonders auf drei zurückgeführt werden können: Mathematik, Medicin und Ethik.

1670. De vita beata.

Die Philosophen überragen die Leute aus dem Volke nicht immer dadurch, daß sie andre Dinge wissen, sondern daß sie sie auf andre Weise wissen, nämlich durch das Auge des Geistes, sowohl mit Reflexion oder Aufmerksamkeit, als auch mit Vergleichung der Dinge unter sich.

1670. De stilo Nizolii.

Die meisten, welche sich an mathematischen Lehren ergötzen, verabscheuen, wie ich sehe, die Metaphysik, weil sie jene als das Licht, diese als die Finsterniß betrachten. Hauptgrund ist, glaube ich, daß die Allgemeinbegriffe durch

[1]) A. v. Shaftesbury 1671—1713, geistreicher und witziger Popularphilosoph, in seinen characteristics of man Vorläufer des Sensualismus.

[2]) Lucian aus Samosata, um 170 a. C., verfaßte witzige Schriften, worin er seine Zeit, besonders ihren Aberglauben, verspottete.

menschliche Nachlässigkeit und Schwäche des Denkens schwankend und dunkel geworden sind; und die gewöhnlich vorgebrachten Definitionen sind nicht einmal Worterklärungen — daher erklären sie nichts. Und ohne Zweifel ist das Unheil auch in die andern Wissenschaften eingedrungen, welche der Metaphysik als der Architektonik untergeordnet sind.... Daher darf man sich nicht wundern, daß diese Fürstin der Wissenschaften, welche „Erste Philosophie" heißt, immer noch zu den frommen Wünschen gehört. Dazu ist eine besondre Art des Vortrages nöthig, indem man doch dabei klar bleibt, worin man selbst hinter dem Gesprächston nicht zurückbleiben sollte.

1694. De prim. phil. emend.

Die Metaphysik handelt sowohl vom Sein, als auch von den Eigenschaften desselben.

1666. De arte combin.

Eine rechte Metaphysik ist das, was Aristoteles forderte: die Wissenschaft, welche bei ihm die ersehnte (ζητουμένη) heißt, die hinsichtlich der andern theoretischen Wissenschaften das sein muß, was die Wissenschaft der Glückseligkeit (d. h. Moral) für die zu ihrer Herstellung nöthigen Disciplinen, und was der Baumeister für die Arbeiter ist. Darum sagte Aristoteles, daß die übrigen Wissenschaften von der Methaphysik, als der allgemeinsten abhangen und von ihr ihre durch sie bewiesenen Principien entlehnen müßten. 1704. Nouv. Ess. IV.

10. Logik.

Alle unsre bisherigen Logiken sind kaum ein Schatten dessen, so ich wünsche und gleichsam von ferne sehe.

1696 an Gabr. Wagner.

Nicht der Syllogismus ist das Ende der Logik, sondern die einfache Contemplation; der Obersatz ist das Mittel für sie, der Syllogismus für den Obersatz.

Diss. de arte combin. 1666.

Auch in der Kunst zu denken, wie in allen übrigen Künsten, giebt's Geheimnisse. Dies ist der Gegenstand der allgemeinen Wissenschaft, die ich zu behandeln mir vorsetze.

Disc. touch. la méth. de la cert. 1700.

Mir hat die Logik, auch wie man sie auf Schulen lehrt, ein Großes gefruchtet. G. Pacid.

Es giebt nichts Unvollkommneres als unsre Logik.

1710. Disc. de la conf. de la raison avec la foi.

Die Benutzung von Autoritäten und Beispielen ist zwar wichtig, aber sehr schlecht geregelt. Daher habe ich mir schon öfter als einmal vorgenommen, zu den Colloquien der Theologen Anmerkungen zu machen, um die dabei gemachten Fehler und die Mittel zur Vermeidung derselben anzugeben. 1704. Nouv. Ess.

Der Verfasser setzt im 4. Kapitel fest, daß die Evidenz der Grund der Ueberzeugung sei. Ich bestreite diesen Grundsatz nicht; ich wünsche nur, daß man ihn nicht mißbraucht. Denn wenngleich die Punkte, von denen wir überzeugt sind, nicht immer evident sind; so müssen doch die Gründe, durch die wir überzeugt worden sind, allezeit evident sein. Das Ansehn der Personen, auf deren Zeugniß wir ein Factum glauben, muß uns z. B. evident sein, wenngleich wir nicht immer die Art und Weise begreifen, wie sich dies Factum zugetragen hat.

1701. Annotatt. ad Tolandi libr.

Ich gestehe gern, daß wir gemeiniglich dem Scheine folgen müssen, und daß er bei uns oft die Stelle der Wahrheit vertritt. Wenn sich aber der Schein auf mancherlei einander entgegengesetzte Art zeigt: so findet die Regel nicht mehr Statt, und man muß untersuchen, welche Wahrscheinlichkeit der andern vorzuziehen sei.

1701. Annot. ad Tolandi librum.

Der Verfasser sagt an eben dem Ort, daß man das glauben kann, was man einsieht. Dies ist richtig, wenn man es nicht zu weit ausdehnt. Die Worte müssen freilich einen Sinn haben, aber es ist nicht immer nöthig, daß die Ideen deutlich, oder gar vollständig sind; wie es die Erfahrungen beweisen, die wir glauben, wenngleich viele unmittelbare Gegenstände unsrer Sinne, z. B. die Farben und der Geruch, keine ganz deutlichen Begriffe in unsre Seele bringen. Redet unser Verfasser nicht selbst mit den meisten Metaphysikern von der Substanz als einem Behelf; redet er nicht von Ursachen und vielen andern Gegenständen, davon der gemeine Mann vielleicht nicht hinlänglich deutliche Begriffe hat? — Je mehr Jemand nachgedacht hat, desto mehr fühlt er die genannten Mängel und desto mehr ist sein Geist zu der Zurückhaltung und Bescheidenheit geneigt, die besonders in Religionssachen nicht zuviel fordert und verspricht. Ebenda.

Unter „begreifen“ verstehe ich die Erkenntniß eines Gegenstandes, wenn die Begriffe, die man davon hat, nicht nur deutlich, sondern auch vollständig sind, d. h. wenn man nicht blos das Wort, das den Gegenstand bezeichnet, erklären und zergliedern kann, sondern wenn auch die Worte, die in der Erklärung vorkommen, von selbst zergliedert werden, bis man zu solchen Ausdrücken kommt, die anschauliche Wahrheiten enthalten. Ein Beispiel hierfür giebt uns die Arithmetik. Ebenda.

Soviel Verachtung auch heutzutage der gemeine Haufe der Neuern auf die Logik des Aristoteles wirft; so muß man doch gestehen, daß sie untrügliche Mittel lehrt, dem Irrthum in gewissen Fällen zu widerstehen. Denn man darf den Vernunftschluß nur nach gewissen Regeln untersuchen, man wird immer sehn können, ob er in der Form unrichtig ist, oder ob die Prämissen noch nicht gehörig bewiesen sind. 1710. Théodicée.

Die Kunst, nach wahrscheinlichen Gründen zu schließen, ist noch nicht recht bearbeitet worden. Unsre Logik ist in Betracht dessen noch sehr unvollkommen und sie ist fast weiter nichts, als die Kunst, nach Demonstrationen zu schließen. Ebenda.

In Philosophia habe ich ein Mittel gefunden, dasjenige, was Cartesius und andre per Algebram et Analysin in Arithmetica et Geometria gethan, in allen Scientien zu Wege zu bringen per Artem combinatoriam[1]) welche Lullius und Kircherus zwar excolirt, bei weitem aber in solche deren Intima nicht gesehen, dadurch alle notiones

[1]) Leibniz meint seine „allgemeine Charakteristik“.

compositae (zusammengesetzte Begriffe) in der ganzen Welt in wenig einfache, als deren Alphabet, reduzirt und aus solchen Alphabets Combination wiederum alle Dinge, sammt ihren Theorematibus, und was uns von ihnen zu inventiren möglich, durch geordnete Methode mit der Zeit zu finden ein Weg gebahnt wird. 1673 an Joh. Friedrich.

Unter der Logik oder Denkkunst verstehe ich die Kunst, den Verstand zu gebrauchen, also nicht allein, was fürgestellt, zu beurtheilen, sondern auch, was verborgen ist, zu erfinden. Wenn nun eine solche Kunst möglich, d. i. wenn treffliche Vortheile in solchen Wirkungen darzugeben, so folget, daß diese Kunst auf alle Weise zu suchen und hochzuschätzen,[1]) ja, aller Künste und Wissenschaften Schlüssel zu achten. 1696 an G. Wagner.

Aus der Logik entsteht auch eine gewisse Kunst zu fragen, nicht nur den Richtern und Berichtenden dienlich, sondern auch auf Reisen wohl zu gebrauchen bei den Gelegenheiten, da seltsame Dinge oder sonderbare Personen zu sehen oder zu sprechen, von denen viel zu erfahren stehet, damit man nämlich solche vorbeistreichende und nicht wiederkommende Fügung wohl brauche und nicht hernach auf sich selbst böse sei, daß man dieses oder jenes nicht gefraget oder beobachtet. Dahin gehört auch die Kunst, die Natur selbst auszufragen und gleichsam auf die Folterbank zu bringen (Ars experimentandi) so Verulamius (Bacon †1626) wohl angegriffen. Mein geehrter Herr wird sagen, daß die wackersten Köpfe sich solcher Votheile wenig bedienen, sondern mit ihrem natürlichen Verstande genug zurecht kommen, und daß schlechte Tropfe mit allen Vortheilen es ihnen nicht gleich thun. Es ist nicht ganz ohne; es ist aber auch wahr,

[1]) G. Wagner hatte in seinen „Vernunftübungen" die Logik scharf bekämpft.

daß wenig sind, so die Vortheile wissen oder brauchen und daß es gleichsam ein Verhängniß für das menschliche Geschlecht, daß es die von Gott erzeigte Gnade und Schätze der gütigen Natur so wenig sich zu Nutz macht; wie ich denn der Meinung bin, daß die Menschen bereits jetzo unglaubliche Dinge leisten könnten, wenn sie recht dazu thun wollten, aber ihre Augen werden annoch gehalten, und Alles muß Zeit haben, reif zu werden; dennoch stehe ich in dem Gedanken, daß ein schlechter Kopf mit den Hilfsvortheilen und deren Uebung es dem Besten hervorthun könnte, gleichwie ein Kind mit dem Lineal bessre Linien ziehen kann, als der größte Meister aus freier Hand. Die herrlichen Ingenia aber würden unglaublich weit gehen können, wenn die Vortheile dazu kämen.

Weil nun leicht und lustig zu praktiziren, daß man sich die Syllogismos und Prosyllogismos mit den förmlichen Antworten schicke und wiederschicke, so sollte man oft dadurch in wichtigen Fragen der Wissenschaften auf den Grund kommen und sich aus seinen Einbildungen und Träumen helfen können, weil dergestalt alles Wiederholen, Ausschweifen und unnöthige Weitläufigkeit, dann ferner alle Mangelhaftigkeit, Verschweigung und geflissenes oder versehenes Uebergehen, letzlichen auch alle Unordnungen, Mißverstände und unanständige Bewegungen durch die Art des Prozesses selbst abgehen würden.

Ich will nun etwas auf meines geehrten Herren Gründe erwähnen, so er der Logik entgegengesetzet. Ich finde aber, daß sie nur gegen deren Unbrauch oder Mißbrauch gehen; denn 1) kann die Logik als Denkkunst zum Ordnen und Wohlreden dienen, obschon die, so sie lehren, insgemein weder wohlordnen noch wohlreden. Nur dies folget daraus, daß sie ihre Kunst entweder nicht wohl verstehen oder wenigstens nicht üben, denn es kann einer Alles verstehen, was Ptolemäus, Aristoxenus und Zarlinus von der Musik geschrieben, der doch weder singen noch spielen kann. 2) Daß

keiner den andern überweiset, ist die Ursach, weil man die Form, d. i. den ordentlichen Prozeß, nicht zum Ernst, sondern gleichsam zum Spiel der Jugend brauchet, oder vielmehr kaum zu brauchen sich stellet. 3) Es ist nicht ohne, daß man einen großen Theil der Künste mit der bloßen natürlichen Logik erfunden habe und auch lehren könne; aber es kann auch ein vernünftiger Mensch, der weder Schrift noch Ziffern verstehet, mit einer natürlichen Arithmetik die Nothdurft ausrechnen; sollte deswegen die Rechenkunst nichts sein? 4) Daß durch die Logik nichts erfunden, kann ich nicht allerdings (durchaus) zugeben. Alles, was durch den Verstand erfunden, ist durch die guten Regeln der Logik erfunden, obschon solche Regeln anfangs nicht gleich ausdrücklich aufgezeichnet oder zusammengeschrieben gewesen. 5) Es ist kein Zweifel, daß der, so die Vortheile der Vernunftkunst zu brauchen gewohnt, scharfsinniger als andre verfahren. 6) Die Menschen sind vernünftig auch ohne beschriebene Vernunftkunst, gleichwie sie singen können, auch ohne Kunst der Musik; wenn man aber soviel Fleiß angewendet hätte, die rechte Vernunftkunst in Uebung zu bringen, als man auf die Singekunst verwendet, würden die Menschen Wunderdinge geleistet haben. Allein das ist unterblieben, weil man wenig auf die Dinge geachtet, so nicht sofort mit den äußerlichen Sinnen zu bemerken. 7) Es ist wahr, daß man erst die Denkkunst in den guten Gedanken von den Dingen, gleichsam als in Modellen suchen müssen, nachdem sie aber einmal gefunden, so richtet man ferner die Gedanken nach der Kunst, damit sie auch gut und modellmäßig werden; doch ohne Beiseitsetzung der Uebung und Betrachtung guter Gedanken. Ein Maler, Bildhauer und Baumeister studirt von den Antiken und formirt sich daraus ein Vorbild. Man hat auch die Sache daraus in Regeln bracht, denen nunmehr gefolget wird, inzwischen unterläßt man nicht, schöne Kunstwerke fleißig zu beschauen.[1]) 8) Ohnerachtet der Ver-

[1]) Wir sehen hieraus Leibniz's Bekanntschaft mit der Kunst.

änderung und Mannigfaltigkeit der menschlichen Gemüther bleibt doch nur eine Denkkunst für Alle, obschon im Gebrauch sich ein Jeder nach seinem Naturell richtet, gleichwie eine Reitkunst vor alle Bereiter und Pferde, ohnerachtet nicht jeder Sattel auf alle Pferde gerecht. 9) Die Logik hat viel Schweres und viel Leichtes in sich, wie die Rechenkunst. 10) Ich sollte dafür halten, alle Folge stecke in den abgezogenen (abstracten) Dingen und nicht in den Umständen als nur, insoweit solche etwas an Hand geben, so der abgezogenen Form gemäß; und dies hat Statt bei allem Gebrauch der Wissenschaften in zufälliger Materie. Die Kunst der Praktik steht darin, daß man die Zufälle selbst unter das Joch der Wissenschaft soviel thunlich bringe, je mehr man dies thut, je mehr bequemer ist die Theorie zur Praktik. 11) Die gemeine Logik ist freilich oft fehlsam; 12) stelle dahin, ob und wie weit zu sagen purus Logicus est asinus (ein bloßer Logiker ist ein Esel); Scaliger wollte auch dergleichen von Mathematicis sagen; auch ein Fuhrmann, wenn er keinen Verstand zeigt, sobald er vom Wagen oder aus dem Stall kommen, würde unter die Menschen nicht dienen. 13) Die Mathesis pura (reine) weiset nichts, das der Logik entgegen, sondern, gleichwie sie viel von ihr geborget, also kommt sie ihr auch wieder zur Hilfe und lehret ihr Exempel, die Menschen zu warnen. . . . Sonst, gleichwie es sich nicht schicket, allezeit Verse zu machen, so schicket sich's auch nicht, allezeit mit Syllogismis um sich zu werfen. Alle Terminos zu definiren oder begränzen ist ebenso wenig thunlich, als Zahlen theilen wollen, daß sie grade aufgehen. Inzwischen halte dafür, daß auch die juristischen Definitionen der Logik gemäß. 14) Ist die Logik ein Sack voll guter Erinnerungen, so ist sie ja nicht vergeblich; die neuen Logiker, so die alten tadeln und nicht verbessern, lobe ich nicht. — Es ist nicht allemal in unsrer Macht, die Wahrheit zu finden, wenn nicht genugsame Data vorhanden, doch können wir uns alle Zeit, wenn wir der Sachen nachzudenken Zeit haben, vor

Irrthum hüten und da wir die Logik vollends zur Perfection bringen, Alles finden, was aus den Daten möglich, wie ich denn z. E. mit meinem Calculo infinitesimali den Differenzen und Summen die Sach' dahin gebracht, daß man in physico-mathematicis viel übermeistern kann, was man vor diesem anzutasten nicht einmal sich erkühnen dürfen. Wenn die Data selbst mangeln, kann man wenigstens bemerken, was uns für Data fehlen. . . . Sonst bekenne, daß, wenn ein Logikus Regeln ohne Exempel giebt, es eben sei, als wenn man mit bloßen Worten wollte fechten lehren. 15) Es ist viel Schönes in Reali de Vienna[1]) und dies ist freilich die Ursach, warum man ihn desto weniger widerlegt. Ich an meiner Art halte wenig vom Widerlegen, viel aber vom Darlegen, und wenn mir ein neu Buch vorkommt, sehe ich, was ich daraus lernen, und nicht, was ich darin tadeln kann. 16) Ich sollte meinen, die Sorbona und andre Collegia wären nicht zu verachten. Meines Wissens verachtet man die Logik in Frankreich und England ebenso wenig als in Teutschland, doch muß bekennen, daß die gelehrten Leute, zumal wenn sie vor Jedermann schreiben, besser thun, wenig Terminos scholae zu gebrauchen, sonst ist es, als wenn ein Schneider die Nähte sehen läßt, wie mir Herr Dillherr[2]) einsmals gar artig von denen sagte, die dergleichen auf die Canzelen bringen. Schließlich bin ich mit meinem geehrten Herrn einig, daß man ohne allzuviel Wesen von der Logik und dergleichen zu machen, die Jugend sofort auf die thätlichen (praktischen) Wissenschaften führen solle; gleichwie ich davor halte, daß Sprachen hauptsächlich aus der Uebung zu lernen, obschon deswegen die Grammatik nicht zu verwerfen, sondern zu mehrerer Sprachrichtigkeit wohl zu gebrauchen. 1696 aus Hannover an G. Wagner.

[1]) Dies ist der Pseudonym G. Wagner's, des Adressaten, selbst, was Leibniz unbekannt war. Wagner wollte damit zugleich seine Vorliebe für den Realismus andeuten.

[2]) Geistlicher und Schulrath in Nürnburg, der Leibnizen für die Universität Altorf zu gewinnen suchte: s. Leben Leibniz's p. 59.

Allein es ist gleichwohl an dem, daß in der Denkkunst und in der Wesenlehre[1]) auch nicht wenig Gutes enthalten, so sich durch alle Wissenschaften und Lehren ergießet, als wenn man daselbst handelt von Begrenzung, Eintheilung, Schluß-Form, Ordnung, Grund-Regeln und ihnen entgegengesetzten falschen Streichen; von der Dinge Gleichheit und Unterschied, Vollkommenheit und Mangel, Ursach und Wirkung, Zeit, Ort und Umständen und sonderlich von der großen Musterrolle aller Dinge unter gewissen Hauptstücken, so man Prädicamente nennt. Unter welchen allen viel Gutes ist, damit die Teutsche Sprache allmählich anzureichern. 1697. Unvorgreifl. Gedanken.

Die Erfindung der Schlußform ist eine Art allgemeiner Mathematik, deren Bedeutsamkeit noch nicht hinlänglich bekannt ist, und man kann sagen, daß sie eine Unfehlbarkeitskunst enthält. . . . Ich gestehe, daß die scholastische Form des Schließens gewöhnlich unbequem, ungenügend, schlecht zu handhaben ist, aber ich behaupte zugleich, daß es nichts Wichtigeres giebt, als die Kunst, der wahren Logik gemäß zu argumentiren, d. h. vollständig dem Inhalt nach und klar der Ordnung und Gültigkeit der Folgerungen nach, mögen sie an sich evident oder vorher bewiesen sein. 1704. Nouv. Essays.

[1]) Logik und Metaphysik.

11. Monadologie.

Aus: La Monadologie[1]) (gewöhnlich: Principia philosophiae, oder für Eugen von Savoyen aufgesetzte Thesen). 1714.
Frz. bei Erdmann p. 705—712.

1. Die Monade, von der wir hier sprechen werden, ist nichts anderes als eine einfache Substanz, welche zwischen das Zusammengesetzte tritt; einfach, d. h. ohne Theile.[2])

3. Daher giebt es, wo keine Theile sind, auch nicht Ausdehnung, noch Figur, noch Theilbarkeit. Und diese Monaden sind die wahren Atome der Natur und mit einem Worte die Elemente der Dinge.

4. Es ist auch keine Auflösung zu fürchten und es giebt keine begreifliche Art, wodurch eine einfache Substanz von selbst untergehen könnte.

5. Ebenso wenig giebt's eine, wodurch sie naturgemäß anfangen könnte zu sein, da sie ja nicht geformt werden könnte durch Zusammensetzung.

6. Daher kann man sagen, die Monaden entstehen und vergehen nicht außer mit einem Schlage, d. h. durch Schöpfung und Vernichtung, während das Zusammengesetzte durch die Theile entsteht und vergeht.

7. Die Monaden haben keine Fenster, wodurch irgend Etwas hinein- oder heraustreten könnte. Die

[1]) Dieser Aufsatz enthält in kurzer Uebersicht eine klare Darstellung des Leibnizischen Systems.

[2]) Vgl. Bauer, Gesch. d. Philos. 2. Aufl. v. F. Kirchner, Halle, Schwetschke 1876. p. 226 f.

Accidenzen (Eigenschaften) können sich nicht loslösen und außerhalb der Substanz noch Accidenz von außen in die Monade treten.

8. Doch müssen die Monaden gewisse Quantitäten haben, sonst wären sie nicht einmal Wesen. Und wenn sich die einfachen Substanzen nicht durch ihre Qualitäten unterschieden, so gäbe es kein Mittel, eine Veränderung in den Dingen zu bemerken. . . .

9. Auch giebt's nicht zwei ganz gleiche Wesen in der Natur.[1]) . . .

10. Auch nehme ich als zugestanden an, daß jedes geschaffene Wesen der Veränderung unterworfen ist und folglich die geschaffene Monade auch, und selbst, daß diese Veränderung in jeder beständig ist.

11. Aus dem oben Gesagten folgt, daß die natürlichen Veränderungen der Monaden von einem innern Princip herrühren, da ja keine äußere Ursache auf ihr Inneres Einfluß üben kann.

13. Da sich jede Veränderung durch Stufen vollzieht, etwas ändert sich, etwas bleibt: so muß es in der einfachen Substanz eine Pluralität von Affectionen und Beziehungen geben, obgleich sie keine Theile hat.

14. Der vorübergehende Zustand, welcher einhüllt und darstellt eine Menge in der Einheit oder in der einfachen Substanz, ist nichts anders als was man Vorstellung (la Perception) nennt, die man wohl unterscheiden muß von Apperception oder Bewußtsein, wie sich bald zeigen wird. . . .

15. Die Thätigkeit des innern Princips, welche die Veränderung oder den Uebergang von einer Vorstellung zur andern bewirkt, kann Appetition (Begehren) heißen;

[1]) Einen Edelmann, der dies bestritt, forderte L. in Herrnhausen auf, zwei gleiche Blätter im Park zu suchen. Nach langem vergeblichen Bemühen erklärte er sich für überwunden.

freilich kann die Begier nicht immer ganz zu jeder Vorstellung kommen, aber enthält immer irgend Etwas und verbindet sich mit neuen Vorstellungen.

17. Sonst muß man zugestehen, daß die Vorstellung und was davon abhängt durch mechanische Gründe nicht erklärbar ist, d. h. durch Figuren und Bewegungen. Und stellt man sich vor, es gäbe eine Maschine, deren Bau sie denken, fühlen ließe mit Vorstellung, . . . so wird man, wenn man eintritt, nur immer Theile sehen, die einander stoßen, aber nichts, woraus man die Vorstellung erklären kann. So ist es auch mit der einfachen Substanz. . . .

18. Man könnte diesen den Namen Entelechien geben, denn sie haben in sich eine gewisse Vollkommenheit[1]) (ἔχουσι τὸ ἐντελές) ein Genügen (αὐτάρκεια), das sie zur Quelle ihrer innern Actionen und so zu sagen zu unkörperlichen Automaten macht.

19. Wollen wir Seele nennen Alles, was Vorstellen und Begehren hat, in dem eben gesagten allgemeinen Sinne, so könnten alle einfachen Substanzen oder geschaffenen Monaden Seelen heißen; aber da Gefühl etwas mehr als einfaches Vorstellen ist, gebe ich zu, der allgemeinere Name Monaden und Entelechien genügt für die einfachen Substanzen, und daß man nur diejenigen Seelen nenne, deren Vorstellen bestimmter und von Erinnrung begleitet ist.

20. Denn wir erfahren an uns selbst einen Zustand, wo wir weder Erinnerung noch bestimmte Vorstellung haben, wie wenn wir ohnmächtig werden oder in einen tiefen, traumlosen Schlaf verfallen. Hier unterscheidet sich die Seele kaum merklich von einer einfachen Monade, aber da dieser Zustand nicht andauert, so ist sie mehr.

[1]) Vgl. F. Kirchner, de deo omnipraesenti eodemque personali. Halle, Fricke, 1873. p. 46 f.

21. Und daraus folgt keineswegs, daß dann die einfache Substanz ohne Vorstellung (Perception) sei. Ja, das kann gar nicht der Fall sein, da sie nicht ohne Affectionen d. h. Vorstellungen existiren kann. Sondern, wenn es eine große Menge kleiner, nicht bestimmt unterschiedener Vorstellungen giebt, so ist man betäubt; wie wenn man sich fortwährend in derselben Richtung umdreht, wo ein Schwindel kommt, der uns ohnmächtig macht und nichts unterscheiden läßt. Und der Tod kann diesen Zustand zeitweise den Lebewesen geben.

22. Und wie jeder gegenwärtige Zustand einer einfachen Substanz natürlich eine Folge ihres früheren ist, so ist auch die Gegenwart schwanger mit der Zukunft.

23. Daher bemerkt man, wenn man aus der Betäubung erwacht, die Vorstellungen, welche man nothwendig vorher gehabt hat; denn eine Vorstellung kann nur aus einer andern entstehen, wie eine Bewegung nur aus einer andern Bewegung.

24. Hätten wir daher nichts Bestimmtes oder so zu sogen Ausgehobenes (relevé) in unsern Perceptionen, so wären wir immer betäubt Und das ist der Zustand der „ganz nackten Monaden".

25. So sehn wir hat die Natur den Thieren erhobene Vorstellungen gegeben durch ihre Organe, welche mehrere Lichtstrahlen oder Luftwellen sammeln, um durch ihre Vereinigung die Wirkung zu steigern. Etwas Aehnliches giebt s im Geruch, Geschmack und Getast und vielleicht in einer Menge andrer Sinne, welche uns unbekannt sind. Und ich werde bald erklären, wie das, was in der Seele vorgeht, die Eindrücke in den Organen wiederspiegelt.

26. Das Gedächtniß liefert den Seelen eine Art Schlußvermögen, das die Vernunft nachahmt, aber doch wohl von ihr zu unterscheiden ist; . . . z. B. wenn man Hunden den Stock zeigt, so erinnern sie sich des Schmerzes, den er ihnen verursacht hat, winseln und entfliehen.

27. Und die starke Einbildungskraft, welche sie plötzlich aufregt, kommt entweder von der Stärke oder der Menge vorausgegangener Vorstellungen. Denn oft bewirkt ein plötzlicher starker Eindruck dasselbe, was eine lange Gewohnheit oder viele wiederholte mäßige Vorstellungen.

28. Die Menschen handeln wie die Thiere, soweit ihre Schlüsse nur auf Grund des Gedächtnisses geschehen, den Empirikern unter den Aerzten ähnlich, welche blos Praxis haben ohne Theorie, und wir sind in drei Viertel unsres Handelns nichts weiter als Empiriker. Z. B. wenn man erwartet, daß es morgen Tag werden wird. Nur der Astronom beurtheilt es aus Gründen.

29. Aber die Kenntniß der nothwendigen und ewigen Wahrheiten unterscheidet uns von den einfachen Thieren und läßt uns Vernunft und Wissenschaft haben, indem sie uns zur Selbst- und Gottes-Erkenntniß erhebt. Und das heißt in uns vernünftige Seele oder Geist.

30. Und durch die Kenntniß der nothwendigen Wahrheiten und ihre Abstractionen erheben wir zu Reflections-Acten, die uns nachdenken lassen über das sog. Ich und betrachten, was dies oder das in uns ist, und daher kommt's auch, daß, indem wir an uns denken, wir denken an das Sein, die Substanz, die einfache oder zusammengesetzte, an das Immaterielle und an Gott selbst, indem wir erfassen, was in uns begrenzt, in ihm unbegrenzt ist. Und diese Reflexionsacte liefern die Hauptobjecte unsrer Raisonnements.

31. Unsre Raisonnements stützen sich auf zwei große Principien: das des Widerspruches, vermöge dessen wir für falsch halten, was darunter fällt und für wahr, was ihm entgegengesetzt ist.[1])

32. Und das des zureichenden Grundes, vermöge dessen wir betrachten, daß keine Thatsache wahr sein oder

[1]) Den Satz der Identität (A — A läßt Leibniz mit Recht aus, da er nur eine Umkehrung vom Satz des Widerspruches ist.

existiren kann, keine Aussage wahrscheinlich sein, ohne daß es einen zureichenden Grund dafür giebt, daß es so ist und nicht anders, obgleich diese Gründe uns in den meisten Fällen unbekannt sein können.

33. Auch giebt's zwei Sorten von Wahrheiten, diejenigen der Vernunft und die der Thatsache. Die Vernunftwahrheiten sind nothwendig und ihr Gegentheil unmöglich, die factischen Wahrheiten sind zufällig (contingentes) und ihr Gegentheil möglich. Ist eine Wahrheit nothwendig, so kann man ihren Grund durch Analyse finden, indem man sie in Ideen und einfachere Wahrheiten auflöst, bis man zu den einfachen (primitives) gelangt.

34. So werden auch bei den Mathematikern die Theoreme der Speculation und die Regeln (canons) der Praxis auf Definitionen, Axiome und Postulate zurückgeführt.

35. Und endlich giebt's einfache Ideen, wovon man keine Definitionen geben kann; es giebt auch Axiome und Postulate oder mit einem Wort Urprincipien, welche nicht bewiesen werden können noch brauchen, — das sind die identischen Bezeichnungen, deren Gegentheil einen ausgesprochenen Widersinn enthält.

36. Aber der zureichende Grund muß sich auch in den zufälligen oder factischen Wahrheiten finden d. h. in Folge der durch's Universum verbreiteten Dinge, wo die Auflösung in die partikulären Gründe in's Unendliche gehn könnte wegen der ungeheuren Mannichfaltigkeit der Dinge und der Theilbarkeit der Körper in's Unendliche. Es giebt eine Unendlichkeit gegenwärtiger und vergangener Figuren und Bewegungen, welche in die wirkende Ursache (la cause efficiente) meiner gegenwärtigen Schrift eintreten, und es giebt eine Unendlichkeit der kleinen Inclinationen und Dispositionen meiner Seele jetzt und früher, welche in die Zweckursache einwirken (la cause finale).

38. Der letzte Grund der Dinge muß in einer nothwendigen Substanz liegen, in welcher das Detail der Veränderungen nur in großen Zügen ist, wie in der Quelle — und diese nennen wir Gott. (Théod. § 7.)

39. Da nun diese Substanz der zureichende Grund für alles Einzelne ist, das wieder ganz zusammenhängt, so giebt's nur einen Gott und dieser Gott genügt.

40. Auch kann man schließen, daß diese höchste Substanz, welche einzig, allgemein und nothwendig ist, da es nichts außer ihr giebt, das unabhängig von ihr wäre und da sie eine einfache Abfolge des möglichen Seins ist, unbegrenzt sein muß und ganz ebenso viel Realität enthalten, als überhaupt möglich ist.

41. Daraus folgt, daß Gott absolut vollkommen ist, da Vollkommenheit nichts andres ist, als die Größe der positiven Realität genau genommen, indem man die Schranken und Grenzen fortläßt.

42. Folglich haben die Creaturen auch ihre Vollkommenheiten vom Einflusse Gottes, aber ihre Unvollkommenheiten aus ihrer eigenen Natur, weil sie ohne Schranken nicht sein können. Denn darin unterscheiden sie sich von Gott.

43. Auch ist es wahr, daß in Gott die Quelle nicht nur der Existenzen, sondern auch der Essenzen (Wesenheiten) ist, soweit sie real sind, oder soviel Realität es in der Möglichkeit giebt. Daher ist Gottes Verstand der Ort (la Région) der ewigen Wahrheiten oder der Ideen, von denen sie abhängen und ohne ihn würde es nichts Reelles in dem Möglichen geben, ja nicht nur nichts Existirendes, sondern auch nichts Mögliches.[1])

45. So hat Gott allein (oder das nothwendige Wesen) dies Privileg, daß er existiren muß, wenn er

[1]) Siehe zu diesem und den letzten Paragraphen meine Kritik in: Leibniz's Psychologie. Cöthen, Schettler 1875, p. 8—15.

möglich ist. Und da nichts die Möglichkeit desjenigen verhindern kann, was keine Grenzen hat, keine Negation, also auch keinen Gegenpart, so genügt dies allein, um die Existenz Gottes a priori zu erkennen. Wir haben sie auch durch die Realität der ewigen Wahrheiten bewiesen. Aber auch a posteriori, da zufällige Wesen existiren, welche ihren letzten oder zureichenden Grund nur in einem nothwendigen Wesen haben können, das den Grund seiner Existenz in sich selbst hat.

46. Doch muß man sich nicht mit einigen einbilden, die ewigen Wahrheiten seien, da sie von Gott abhangen, arbiträr und hingen von seinem Willen ab, wie Des Cartes und nach ihm Hr. Poiret[1]) angenommen zu haben scheint. Dies ist nur für die contingenten Wahrheiten der Fall, deren Princip die Zweckmäßigkeit ist oder die Wahl des Bessern, während die nothwendigen Wahrheiten einzig von Gottes Verstande abhangen und ihr inneres Object sind.

47. So ist Gott allein die erste Einheit oder die ureinfache Substanz, deren Producte alle geschaffenen oder abgeleiteten Monaden sind und entstehen so zu sagen durch stetige Ausstrahlungen (fulgurations) der Gottheit von Moment zu Moment, begrenzt durch die Empfänglichkeit der Creatur, der es wesentlich ist, beschränkt zu sein.

48. Es giebt in Gott Macht, welche die Quelle von Allem ist, sodann Kenntniß, welche das Detail der Ideen enthält, und endlich Willen, der die Veränderungen und Productionen dem Princip des Bessern gemäß macht. Und das entspricht dem Subject oder der Basis in den Monaden, nämlich der perceptiven und appetitiven Fähigkeit. Aber in

[1]) Pierre Poiret 1646—1719, anfangs Cartesianer, dann mystischer Schwärmer und heftiger Gegner von Bayle, B. Becker, Locke und Spinoza. Cogitationes de deo, anima et malo. Amst. 1677.

Gott sind diese Attribute absolut unendlich oder vollkommen, und in den Monaden oder Entelechien (perfecti habiis wie Hermolaus Barbarus dies Wort übersetzt) sind es nur Nachahmungen davon, nach Maß ihrer Vollkommenheit.

49. Die Creatur heißt thätig nach außen, soweit sie Vollkommenheit hat, leidend von einer andern, soweit sie unvollkommen ist. Ebenso legt man der Monade, soweit sie bestimmte Vorstellungen hat, Thätigkeit bei und Leiden, soweit sie confus sind.

50. Und eine Creatur ist vollkommener als die andre, sofern man in ihr findet, was a priori Rechenschaft zu geben dient über die Vorgänge in der andern Creatur, und insofern, sagt man, wirkt sie auf die andre ein.[1])

51. Aber bei den einfachen Substanzen existirt nur ein idealer Einfluß einer Monade auf die andere, welcher seine Wirkung nur durch Gottes Intervention haben kann, soweit nämlich in Gottes Ideen eine Monade mit Grund fordert, daß Gott, indem er die Andern seit Anfang der Welt ordnete, auch auf sie Rücksicht nehme....

52. Und daher sind Thun und Leiden zwischen den Creaturen wechselseitig. Denn Gott findet, indem er zwei einfache Substanzen vergleicht, in jeder Gründe, eine der andern anzupassen, und folglich, was in einer Hinsicht activ ist, ist passiv von einem andern Gesichtspunkt. Activ in dem, was man bestimmt (distinctement) in ihm erkennt, passiv soweit, als der Grund dessen, was in ihm vorgeht, sich in dem befindet, das sich bestimmt in einem andern erkennt.

53. Da es nun eine unendliche Zahl möglicher Welten in Gottes Gedanken giebt und doch nur eine davon existiren kann, so muß es einen zureichenden Grund für Gottes Wahl geben, der ihn für die eine mehr bestimmt als für die andre.

[1]) Also ganz geistig, ideell. Vgl. § 51.

54. Und dieser Grund kann nur in der Zweckmäßigkeit liegen, in dem Grade der Vollkommenheit, den diese Monaden enthalten, da jede mögliche das Recht auf Existenz hat nach dem Maße ihrer Vollkommenheit.

55. Und das ist die Ursache, warum das Bessere existirt, welches Gott seine Weisheit erkennen, seine Güte wählen und seine Macht hervorbringen läßt.

56. Diese Verbindung nun oder diese Anpassung aller geschaffenen Dinge an eins und des einen an alle bewirkt, daß jede einfache Substanz Beziehungen hat, welche alle andern ausdrücken und daß sie folglich ein ewiger, lebendiger Spiegel des Universums ist.

57. Und wie eine und dieselbe Stadt, von verschiedenen Seiten betrachtet, ganz anders erscheint und gleichsam perspectivisch vervielfacht ist, ebenso giebt es durch die unendliche Menge einfacher Substanzen ebensoviel verschiedene Welten, die doch nichts weiter sind als die Perspectiven der einen nach dem verschiedenen Gesichtspunkte (point de vue) jeder Monade.

58. Und das ist das Mittel, die möglichst große Mannigfaltigkeit zu erhalten, doch mit der größtmöglichen Ordnung — d. h. die mögliche Vollkommenheit.

59. Auch erhebt nur diese Hypothese (welche ich bewiesen zu nennen wage) Gottes Größe geziemend. Was auch Hr. Bayle[1]) anerkannte, als er in seinem Dictionaire (Artikel Rorarius) dagegen Einwürfe machte, wo selbst er versucht war zu glauben, ich vindicire Gott zu viel und mehr als möglich. Aber er konnte keinen Grund anführen, warum diese Universal-Harmonie, welche jede Substanz

[1]) Pierre Bayle, geb. 1647 zu Carlat, Sohn eines reform. Predigers, katholisch, wieder protestantisch, 1676 Professor der Philosophie in Sedan, später in Rotterdam, 1693 entsetzt, † 1706. Sein Dictionnaire historique et critique ist ein Meisterwerk von Gelehrsamkeit, dialectischem Scharfsinn und geistvoller Satyre.

durch ihre Beziehungen genau alle andern ausdrücken läßt, unmöglich sein sollte.

60. Außerdem sieht man in dem eben Gesagten die Gründe a priori, warum die Dinge gar nicht anders sein können. Denn Gott hat, indem er das Ganze ordnet, seinen Blick auf jeden Theil gerichtet, und besonders auf jede Monade, die, da ihre Natur repräsentirt, nichts darauf beschränken könnte, nur einen Theil der Dinge zu spiegeln (représenter). Freilich ist diese Spiegelung nur confus im Detail des ganzen Universums und kann nur zum kleinen Theil genau sein, nämlich in den Dingen, welche die nächsten oder größten für jede Monade sind; sonst wäre jede eine Gottheit. Nicht also im Object, sondern in der Modification ihrer objectiven Erkenntniß sind die Monaden beschränkt. Alle gehen confuse auf's Unendliche, aber sie sind beschränkt und bestimmt durch den Grad ihrer bestimmten Vorstellungen.

61. Und die Zusammengesetzten entsprechen darin den Einfachen. Denn da Alles voll ist, was die ganze Materie verbunden macht, und da im Vollen jede Bewegung einwirkt auf die entfernten Körper, dem Maß ihrer Entfernung gemäß, so daß jeder Körper beeinflußt ist nicht nur von dem, was ihn berührt, und gewissermaßen Alles, was diesem zustößt, nachfühlt, sondern auch vermittelst seiner mitfühlt, was in den Dingen vorgeht, die diesen berühren, — so folgt daraus, daß diese Mittheilung sich auf jede Distance erstreckt. Und folglich empfindet jeder Körper Alles, was im Universum vorgeht, so daß, wer Alles sähe, in jedem lesen könnte, was überall geschieht, und selbst, was geschehen ist oder wird, indem er im Gegenwärtigen das nach Zeit und Ort Entfernte bemerkt; *σύμπνοια πάντα* sagte Hippokrates.[1]) Aber eine Seele kann in sich selbst nur das

[1]) „Alles stimmt zusammen." — Hippokrates aus Kos, nicht nur als Arzt, sondern auch als atomistischer Philosoph berühmt, blühte im 5. Jahrh. a. C. Von ihm Aphorismen.

bestimmt Vorgestellte lesen, sie kann nicht auf einmal ihre Regeln entfalten, denn sie gehen in's Unendliche.

62. So stellt jede geschaffene Monade, obgleich das ganze Universum, doch am bestimmtesten den Körper vor, mit welchem sie besonders behaftet und dessen Entelechie sie ist; und wie dieser Körper das ganze Universum aller Materie im Vollen (— *πλήρωμα*? —) darstellt, so spiegelt auch die Seele die ganze Welt, indem sie diesen Körper vorstellt, der ihr auf besondere Weise gehört.

63. Der Körper, der zu einer Monade gehört, die seine Entelechie oder Seele ist, constituirt mit der Entelechie was man ein Lebewesen (vivant) nennen kann, und mit der Seele, was ein Thier heißt. Nun ist dieser Körper immer organisch, denn da jede Monade in seiner Weise Spiegel des Universums, und dieses in vollkommener Ordnung geregelt ist, so muß es auch im Vorstellenden Ordnung geben, d. h. in den Vorstellungen der Seele und folglich auch im Körper, demzufolge das Universum dort vorgestellt wird.

64. So ist jeder organische Körper eine Art göttlicher Maschine oder natürlicher Automat, welcher die künstlichen Automaten unendlich übertrifft. . . . Er ist Maschine bis in seine kleinsten Theile hinein. . . .

65. Und der Schöpfer der Natur hat dieses himmlische und unendlich merkwürdige Kunstwerk machen können, weil jeder Theil der Materie nicht nur bis in's Unendliche theilbar ist, wie die Alten erkannt haben, sondern auch jedes Theilchen wiederum in Theilchen zerlegt werden kann, deren jedes seine eigne Bewegung hat; sonst wär's unmöglich, daß jedes Theilchen die Welt ausdrücken (exprimer) könnte.

66. Daraus sieht man, es giebt eine Welt von Creaturen, Lebewesen, Thieren, Entelechien, Seelen im geringsten Theil der Materie.

67. Jeder Theil der Materie kann aufgefaßt werden als ein Garten voll Pflanzen oder ein Teich voller Fische.

Aber jeder Zweig der Pflanze, jedes Glied des Thieres, jeder Tropfen seines Saftes ist wieder solcher Garten, solcher Teich.

68. Und obgleich das Land und Wasser zwischen den Pflanzen des Gartens, oder das Wasser zwischen den Fischen des Teiches keineswegs Pflanze oder Fisch ist, so enthalten sie doch davon, aber meist von einer für uns nicht bemerkbaren Feinheit.

69. So giebt's nichts Uncultivirtes, Unfruchtbares, Todtes in der Welt, kein Chaos, keine Verwirrung außer für den oberflächlichen Anblick; ungefähr wie es den Anschein hätte in einem Teiche von Ferne, worin man verwirrte Bewegung und ein Durcheinander (grouillement) so zu sagen der Fische sehen würde, ohne die Fische selbst zu unterscheiden.

70. Daraus sieht man, daß jeder lebende Körper eine herrschende Entelechie hat, welche die Seele im Thier ist, aber die Glieder dieses lebenden Körpers sind voller Lebewesen, Pflanzen, Thiere, deren jedes noch seine Entelechie oder herrschende Seele hat.

71. Doch darf man sich nicht einbilden, wie einige, die meinen Gedanken falsch verstanden haben, daß jede Seele eine Masse oder Portion von Materie habe, ihr zu eigen oder für immer an sie gefesselt, und daß sie folglich andre untergeordnete Lebewesen besäße, die stets zu ihrem Dienst bestimmt. Denn alle Körper sind, wie die Ströme, im ewigen Fluß, und fortwährend treten da Theile ein und aus.

72. So verändert die Seele ihren Leib nur allmälig und stufenweise, so daß sie nie seiner Organe auf einmal ganz beraubt ist, und es giebt oft Metamorphose in den Thieren, aber nie Metempsychose[1]) noch Seelenwanderung; es giebt keine ganz abgesonderte Seelen noch Genien ohne Körper. Gott allein ist ganz davon befreit.

[1]) Versetzung der Seele aus einem Körper in einen andern.

73. Daher giebt's auch nie völlige Erzeugung noch völligen Tod, genau genommen, der in Trennung der Seele vom Leibe besteht. Und was wir Zeugung nennen, ist nur Entwicklung oder Wachsen, wie, was wir Tod nennen, Einwicklung oder Abnahme ist.

74. Die Philosophen sind sehr in Verlegenheit gewesen betr. des Ursprungs der Formen, Entelechien oder Seelen: aber heutzutage, seitdem man durch genaue Untersuchungen an Pflanzen, Insecten und Thieren bemerkt hat, daß die organischen Körper nie aus einem Chaos oder Fäulniß hervorgebracht worden, sondern stets durch Samen, worin es ohne Zweifel eine Präformation gab, so hat man geschlossen, daß nicht nur der organische Körper schon vor der Empfängniß darin sei, sondern auch eine Seele in diesem und mit einem Wort das Thier selbst und daß es durch die Empfängniß nur für eine große Transformation fähig gemacht ist, um ein Thier andrer Art zu werden. Man sieht selbst etwas Aehnliches außer der Zeugung, wie wenn Würmer zu Fliegen, Raupen zu Schmetterlingen werden.

75. Die Thiere, deren einige zur Stufe der größten Thiere durch die Empfängniß emporgehoben sind, können spermatisch (besamt) heißen; aber diejenigen unter ihnen, welche in ihrer Art bleiben, d. h. die meisten, entstehen, vervielfältigen sich und vergehen wie die großen Thiere, und es ist nur eine kleine Zahl auserwählter, welche zu einem größern Theater hinüber gelangt.

76. Aber das war nur die halbe Wahrheit: ich habe also geschlossen, daß, wenn das Thier auf natürlichem Wege nie anfängt, es auch nie aufhört zu existiren; und daß es nicht nur keine Generation, sondern auch keine Vernichtung oder Tod im strengen Wortsinn geben wird. Und diese Raisonnements a posteriori oder aus der Erfahrung stimmen ganz mit meinen obigen Principien a priori.

77. So kann man sagen, daß nicht nur die Seele (ein unzerstörbarer Spiegel des Universums) nicht zerstörbar

ist, sondern auch das Thier, obgleich seine Maschine theilweise untergeht und eine organische Haut verläßt oder annimmt.

78. Diese Principien haben mir die Mittel gegeben, die Vereinigung oder besser die Conformität von Leib und Seele zu erklären. Die Seele folgt ihren eignen Gesetzen und der Leib auch den seinigen und sie begegnen sich auf Grund der prästabilirten Harmonie zwischen allen Substanzen, da sie ja alle Spiegelungen desselben Universums sind.

79. Die Seelen handeln nach den Gesetzen der Finalursachen, durch Begehren, Zwecke und Mittel. Die Körper nach den Effektivursachen oder den Bewegungen. Und die beiden Reiche, das der Zweck- und Wirkungsursachen, stimmen zusammen.

81. Dies System macht, daß die Körper handeln, als ob es (was unmöglich) keine Seele gäbe, und die Seelen, als ob's keine Körper gäbe, und daß beide handeln, als ob sie einander beeinflußten.

82. Was die Geister oder vernünftigen Seelen betrifft, obgleich ich finde, daß im Grunde alle Lebewesen und Thiere dasselbe sind, (nämlich daß beide mit der Welt zugleich beginnen und aufhören) — so ist doch an den vernünftigen Thieren dies Eigenthümliche, daß ihre kleinen spermatischen Thiere, so lange sie nur dies sind, nur gewöhnliche oder sensitive Seelen haben, aber daß die auserwählten unter ihnen durch actuelle Conception zur menschlichen Natur gelangen, wobei ihre sensitiven Seelen zum Range der Vernunft und zur Prärogative der Geister erhoben werden.

83. Die Geister sind nicht nur Spiegel der Welt, sondern auch der Gottheit selber, des Schöpfers der Natur; fähig, das Weltsystem zu begreifen und es etwas durch architektonische Funken nachzuahmen, indem jeder Geist ein kleiner Gott in seinem Gebiete ist.

84. Das befähigt die Geister, in eine Art Gemeinschaft mit Gott zu treten und für sie ist er nicht blos, was der Erfinder für seine Maschine, sondern auch was ein Fürst für seine Unterthanen, ja ein Vater für seine Kinder.

85. Daher ist leicht zu schließen, daß die Versammlung aller Geister die Gottesstadt bilden muß, d. h. den möglichst vollkommenen Staat unter dem vollkommensten Monarchen.

86. Diese Stadt Gottes, diese wahrhafte Universalmonarchie, ist eine moralische Welt in der Welt der Natur und was es höchstes und göttlichstes unter Gottes Werken giebt, in ihr besteht wahrhaftig Gottes Ruhm, den es gar nicht gäbe, würde nicht seine Größe und Güte von Geistern gekannt und bewundert; und grade im Verhältniß zu diesem Gottesstaat hat er Güte, während sich seine Weisheit und Macht überall zeigen.

87. Wie wir oben eine völlige Harmonie zwischen den beiden natürlichen Reichen, dem der Final- und dem der Effektiv-Ursachen aufgestellt hatten, so müssen wir hier noch eine andre Harmonie bemerken zwischen dem physischen Reich der Natur und dem moralischen der Gnade, d. h. zwischen Gott, als Architekt der Weltmaschine und als Monarch des Geisterstaates betrachtet.

88. Diese bewirkt es, daß die Dinge zur Gnade führen selbst auf den Wegen der Natur, und daß dieser Erdball z. B. zerstört und erneut werden muß auf natürliche Weise in dem Augenblick, wo die Regierung der Geister es zur Strafe der Einen und zur Belohnung der Andern fordert.

89. Man kann noch sagen, daß Gott als Architekt in Allem mit Gott als Gesetzgeber harmonirt, und daß also die Sünden ihre Strafen mit sich bringen müssen nach der Naturordnung und selbst auf Grund des mechanischen Baues der Dinge, und daß ebenso die guten Thaten ihre Belohnung auf mechanischem Wege durch

Zusammenhang mit den Körpern herbeiziehen werden, obgleich dies immer plötzlich weder eintreffen kann noch muß.

90. Unter diesem vollkommenen Regiment endlich wird es keine gute Handlung ohne Belohnung geben, keine schlechte ohne Strafe, und Alles muß zum Besten der Guten ausschlagen, d. h. derer, welche in diesem großen Staat nicht Mißvergnügte sind, welche sich, nachdem sie ihre Schuldigkeit gethan, auf die Vorsehung verlassen, welche wie recht ist, den Urheber alles Guten lieben und nachahmen, welche sich in der Betrachtung seiner Vollkommenheiten gefallen, gemäß der wahren reinen Liebe (pur amour), die uns am Glück des Geliebten Gefallen finden läßt. Das läßt die weisen und tugendhaften Personen auf Alles hinarbeiten, was dem göttlichen scheinbaren (présomptive et antécédente) Willen gemäß scheint, und doch mit dem zufrieden sein, was Gott wirklich geschehen läßt durch seinen geheimen und schließlichen Willen, indem sie anerkennen, daß, wenn wir die Weltordnung genügend verstehen könnten, wir finden würden, sie übertrifft alle Wünsche der Weisesten und kann unmöglich besser gemacht werden, als sie ist, nicht nur für's Ganze im Allgemeinen, sondern auch für uns selbst insbesondere, wenn wir uns, wie's recht ist, an den Schöpfer aller Dinge halten, nicht nur als den Architekten und bewirkende Ursache unsres Seins, sondern auch als an unsern Herrn und die Zweckursache, welche den ganzen Zweck unsres Wollens ausmachen muß und allein unser Glück ausmachen kann.[1]) —

[1]) Ueber diesen herrlichen Aufsatz schreibt Leibniz selbst: „Ich habe mich darin bemüht, mich so auszudrücken, daß ich auch von Ungelehrten und Nicht-Cartesianern verstanden werde.“ — Eugen von Savoyen schätzte diese Schrift so sehr, daß er sie wie ein Juwel seinen Freunden nur zum Ansehen und Küssen darreichte, aber nicht zum Verleihen zu bewegen war.

12. Prästabilirte Harmonie.

Die höchste Weisheit, mit einer ebenso unendlichen Güte verbunden, hat das Beste wählen müssen. So wie ein geringeres Uebel gewissermaßen ein Gut ist, so ist ein geringeres Gut gewissermaßen ein Uebel. Man hätte an den Handlungen Gottes Etwas zu tadeln, wenn man ein Mittel wüßte, sie besser zu machen.

Wenn ein Gegner auf diesen Beweis nicht antworten kann; so wird er vielleicht auf die Frage durch einen entgegengesetzten Beweis antworten und sagen: Die Welt hätte ohne Sünden und ohne Leiden sein können. Aber ich leugne, daß sie dann die beste gewesen wäre. Denn man muß wissen, daß in jeder möglichen Welt Alles zusammenhängt. Das Weltgebäude, wie es auch immer beschaffen sein mag, ist ganz aneinander hängend, wie der Ocean. Die geringste Bewegung erstreckt darum ihre Wirkung in jede Entfernung; wenn auch diese Wirkung im Verhältniß der Entfernung immer weniger merkbar wird. Auf die Art hat Gott Alles ein für alle Mal vorher eingerichtet. Er hat das Gebet, die guten und bösen Handlungen und alles Uebrige vorhergesehen, und jedes Ding hat idealisch vor seiner Existenz etwas zu dem Entschluß beigetragen, der wegen der Existenz aller Dinge gefaßt worden ist. So kann nichts in der Welt, so wenig wie in einer Zahl, ohne Nachtheil ihrer Essenz, oder wenn man will, ohne Nachtheil ihrer numerischen Individualität verändert werden. Wenn daher das geringste Uebel, das in der Welt geschieht, fehlte, so wäre sie nicht mehr diese Welt, die Alles zusammengenommen,

Alles überdacht, von dem Schöpfer, der ſie wählte, als die beſte erfunden worden iſt. 1710. Théodicée.

Es müſſen nothwendig gewiſſe große oder vielmehr unüberwindliche Gründe dageweſen ſein, welche die göttliche Weisheit zur Zulaſſung des Böſen, das uns ſo ſehr in Verwunderung ſetzt, bewogen haben, weil dieſe Zulaſſung wirklich geſchehen iſt. Denn von Gott kann nichts kommen, das nicht ſeiner Güte, Gerechtigkeit und Heiligkeit vollkommen gemäß wäre. Wir können alſo aus der Erfahrung oder a posteriori ſchließen, daß dieſe Zulaſſung unvermeidlich war, wenn es uns auch nicht möglich iſt, es a priori durch einzelne Gründe zu beweiſen, die Gott dazu gehabt haben kann.

Man wird aber ſagen, das Böſe iſt im Vergleich zum Guten groß und vielfältig. Man irrt ſich aber. Es iſt blos der Mangel an Aufmerkſamkeit, der das Gute uns verringert. Dieſe Aufmerkſamkeit muß uns daher erſt durch eine gewiſſe Beimiſchung des Böſen gegeben werden. Wären wir gewöhnlich krank und ſelten bei vollkommener Geſundheit, ſo würden wir dies große Gut in hohem Grade und unſer Uebel weniger empfinden. Iſt es aber nicht viel beſſer, daß die Geſundheit gewöhnlich und die Krankheit ſelten iſt? Laßt uns alſo durch Reflexion erſetzen, was unſern Sinnen fehlt, damit wir uns die Wohlthat der Geſundheit fühlbarer machen! Ebenda.

Jupiter hat den Sextus Tarquinius nicht boshaft geſchaffen. Er war von Ewigkeit, wie er iſt; er war allezeit frei, Gott hat ihm nur das Daſein gegeben, das ſeine Weisheit der Welt nicht verſagen konnte, zu der er mitgehört. Er hat ihn nur aus dem Lande der möglichen Dinge in das der wirklichen verſetzt. Des Sextus Verbrechen iſt zu großen Dingen gut: es ſetzt Rom in Freiheit,

daraus wird ein großes Reich entſtehen, das vortreffliche Beiſpiele geben wird. Théodicée.

Es iſt nicht immer die beſſre Partie, die das Böſe zu vermeiden ſucht, weil zuweilen das Böſe mit einem größern Gute verbunden ſein kann. Ein Feldherr z. B. wird einen großen Sieg mit einer kleinen Wunde lieber ſehen, als einen Zuſtand ohne Wunde und ohne Sieg. Ebenda.

Man kann nicht annehmen, daß in den vernünftigen Geſchöpfen mehr Böſes als Gutes ſei. Ja man darf nicht einmal zugeſtehen, daß ſich dies bei dem menſchlichen Geſchlechte ſo verhalte, weil die Herrlichkeit und Vollkommenheit der Seligen unvergleichbar größer ſein kann, als das Elend und die Unvollkommenheit der Verdammten; und weil hier die Vortrefflichkeit alles Guten in geringerer Anzahl, alles Böſe in größrer Anzahl ſehr wohl übertreffen kann. Die Seligen nähern ſich der Gottheit mit Hilfe eines göttlichen Mittlers ſo ſehr als es geſchehen kann, und nehmen im Guten ſo ſehr zu, als unmöglich die Verdammten im Böſen zunehmen können, wenn ſie auch der Natur der Teufel ſo nahe kommen ſollten, als immer möglich iſt. Gott iſt unendlich und der Teufel eingeſchränkt. Das Gute kann in's Unendliche fortgehen und geht auch fort, das Böſe dagegen hat ſeine Grenzen. Ebenda.

Man hat Urſache zu ſagen: Der vorhergehende Wille Gottes gehe auf die Hervorbringung des Guten und auf die Verhinderung des Böſen, wenn Jedes an und für ſich gleichſam abgeſondert (particulariter et secundum quid Thomas I. qu. 19 a. 6) nach dem Maße und Grade jedes Guten und Böſen genommen wird. — Aber der nachfolgende oder ſchließliche und volle Wille Gottes gehe auf die Hervorbringung ſo vieler Güter, als zuſammen beſtehen können, deren Verbindung dadurch beſtimmt wird

und auch die Zulaſſung einiger Uebel und die Ausſchließung einiger Güter in ſich begreift, wie es der beſte Plan der Welt erfordert. Théodicée.

Die Einſchränkung und urſprüngliche Unvollkommenheit der Geſchöpfe macht, daß ſelbſt der beſte Plan der Welt nicht ohne gewiſſe Uebel ſein kann. Es giebt einige Unordnung in den Theilen, welche die Schönheit des Ganzen auf bewunderuswerthe Art erhöhen; wie gewiſſe Diſſonanzen, wenn ſie gehörig angebracht werden, die Harmonie verſchönern. Ebenda.

Woher kommt aber der Unterſchied des Betragens Gottes gegen die Menſchen, wird man fragen, und warum ſcheint ſeine Güte eingeſchränkt zu ſein? — Daher, weil es die Ordnung nicht zuläßt, allezeit außerordentlich zu wirken und die Verbindung der Dinge umzuſtoßen. Die Urſachen dieſer Verbindung, wodurch Einer in beſſre Umſtände verſetzt wird, als der Andre, liegen in der Tiefe der göttlichen Weisheit verborgen: ſie hangen von der allgemeinen Uebereinſtimmung ab. Der beſte Plan der Welt, den Gott wählen mußte, hat es ſo mit ſich gebracht. 1710. Théodicée.

Die Menſchen ſind faſt zu allen Zeiten durch einen Trugſchluß beunruhigt worden, den die Alten die faule Vernunft (la raison paresseuse) nannten, weil er darauf hinaus lief, nichts zu thun, oder wenigſtens für nichts zu ſorgen und nur die Neigung der gegenwärtigen Vergnügungen zu befolgen. Denn, ſagte man, wenn das Zukünftige nothwendig iſt, ſo wird, was geſchehn ſoll, geſchehen, was ich auch immer thun mag. Nun iſt aber, ſagte man, das Zukünftige nothwendig, ſei's, daß die Gottheit Alles vorherſieht und es ſogar vorher beſtimmt, indem ſie alle Dinge des Univerſums lenkt; ſei's, daß Alles durch die Verkettung der Urſachen nothwendig geſchieht; ſei's endlich durch die

Natur der Wahrheit ſelbſt, welche in den Ausſagen beſtimmt iſt, die man über künftige Ereigniſſe thun kann, da eine Ausſage an ſich ſelbſt immer wahr oder falſch ſein muß, obgleich wir nicht immer einſehn, welches von beiden ſtattfindet. Und alle dieſe ſcheinbar verſchiedenen Beſtimmungsgründe laufen ſchließlich wie Linien in einem Centrum zuſammen, denn es giebt eine Wahrheit in dem künftigen Ereigniß, die durch ihre Urſachen vorher beſtimmt iſt, und Gott hat ſie beſtimmt, indem er die Urſachen beſtimmte. — Unſer Heiland flößt uns dagegen viel erhabenere Gedanken ein: Thut Eure Pflicht und ſeid zufrieden mit dem, was geſchieht, nicht nur, weil ihr der göttlichen Vorſehung und der Natur der Dinge nicht widerſtehn könnt — ein Gedanke, der zwar ruhig, aber nicht zufrieden macht — ſondern auch, weil ihr's mit einem gütigen Herrn zu thun habt. Dies könnte man das chriſtliche Fatum nennen.... Es iſt nämlich falſch, daß das Zukünftige geſchieht, was man auch thue; es geſchieht vielmehr, weil man thut, was dahin führt, und wenn das Ereigniß (im Schickſalsbuche) geſchrieben iſt, ſo iſt auch die Urſache, welche es eintreffen läßt, dabei geſchrieben. So dient die Verbindung von Urſachen und Wirkungen, weit entfernt die Lehre einer für's Handeln vorher den Ausſchlag gebenden Nothwendigkeit zu beſtärken, vielmehr dazu, ſie zu untergraben.[1]) Théod. préf.

[1]) Dieſe, wie wir ſehen, hauptſächlich in der Theodicee vorgetragenen Sätze enthalten zugleich Leibnizens vielgeſchmähten Optimismus. Doch ſtimmen ſie, wenn man die Beziehung auf den perſönlichen Gott fortläßt, ſehr gut mit dem Syſtem der Monadologie.

13. Willensfreiheit.

Es ist eine wahre und die vollkommenste Freiheit, wenn man seinen freien Willen auf's Beste gebrauchen und diese Macht immer ausüben kann, ohne daß man weder von einem äußern Zwange noch durch innere Leidenschaften davon abgehalten wird, deren eins die Seele, das andre den Leib zum Sklaven macht. Es ist gar nicht knechtisch, wenn man allezeit aus eignem Hang, ohne irgend Zwang oder Mißvergnügen zum Guten geführt wird, und es bleibt allemal ein Sophisma, wenn man Gott vorwirft, er hätte die äußern Dinge nöthig gehabt.

Théodicée.

Ich habe gezeigt, daß wir niemals das glauben, was wir wollen, sondern das, was wir am deutlichsten sehen; und daß wir trotzdem uns indirect glaublich machen können, was wir wollen, indem wir unsre Aufmerksamkeit von einem unangenehmen Gegenstande ablenken, um uns auf einen andern zu richten, der uns gefällt. Nouv. Ess.

Ich wünschte doch nicht, daß man glaubte, man müsse den alten Satz ganz fahren lassen, daß der Wille dem größten Gute folgt oder daß er das größte Uebel flieht, das er dafür erkennt. Die Quelle der geringen Bemühungen um die wahren Güter kommt zum guten Theil daher, daß die meisten Gedanken bei solchen Gelegenheiten so zu sagen blind sind (cogitationes caecae), d. h. ohne Perception und Empfindung ... aber es werden lebhafte Vorstellungen erfordert, wenn man gerührt werden soll. Indessen denken

die Menschen auf diese Art sehr oft an Gott, Tugend und Glückseligkeit, sie reden und denken ohne bestimmte Ideen; nicht, daß sie sie nicht haben könnten, denn sie sind in ihrem Geiste. Aber sie geben sich nicht die Mühe, sie zu zergliedern. Bisweilen haben sie eine Vorstellung von einem abwesenden Gut oder Uebel, aber eine sehr schwache; daher ist's kein Wunder, daß sie wenig Eindruck macht. Darum, wenn wir das Schlimmere vorziehen, so kommt es daher, daß wir wohl das damit verbundene Gute einsehen, ohne jedoch das Uebel, welches sich dabei befindet, noch das Gute im entgegengesetzten Falle einsehen. Nouv. Ess.

Die äußern Handlungen, welche unsre Kräfte nicht übersteigen, hangen in der That ganz von unserm Willen ab; unsre Neigungen aber hangen von dem Willen nur durch gewisse Umwege ab, die uns Mittel an die Hand geben, unsre Entschlüsse aufzuschieben oder zu verändern. Wir sind Herren über uns, nicht so, wie es Gott in der Welt ist, der nur sprechen darf, sondern wie ein weiser Fürst in seinen Staaten oder ein Hausvater in seinem Hauswesen ist. Nouv. Ess.

Die Freiheit zu wollen wird in einem doppelten Sinne genommen: Einmal setzt man sie der Unvollkommenheit der Seele entgegen, die in einem innerlichen Zwang, z. B. in dem der Leidenschaften, bestehen. Andern Theils wird sie auch der Nothwendigkeit entgegengesetzt. — So sagten die Stoiker, daß nur der Weise frei sei. Im Grund ist auch die Seele nicht frei, wenn sie von heftigen Leidenschaften beunruhigt wird, weil man alsdann nicht so wollen kann, wie man sollte, nämlich nicht mit der erforderlichen Ueberlegung. Diese Art von Freiheit bezieht sich also zunächst auf unsre Vernunft.

Die Freiheit der Seele hingegen, insofern sie der Nothwendigkeit entgegengesetzt wird, betrifft den Willen allein,

insofern er von dem Verstand unterschieden ist. Dann entsteht die freie Willkür, welche darin besteht, daß man will, daß auch die stärksten Gründe oder Eindrücke, die der Verstand dem Willen vorhält, die Handlung desselben zufällig zu sein nicht verhindern, und ihm also keine unbedingte und gleichsam metaphysische Nothwendigkeit auflegen sollen. In diesem Sinne sage ich, daß der Verstand durch das Uebergewicht der Vorstellungen und Gründe den Willen bestimmen kann, doch so, daß er ihn, wenn jenes Uebergewicht auch noch so gewiß und sichtbar ist, zwar lenken, aber schlechterdings nicht nöthigen kann.

1704. Nouv. Ess. II.

Wenn man unter Nothwendigkeit das feste Bestimmtwerden der Menschen verstände, welches durch eine vollkommene Erkenntniß aller Umstände dessen, was in und außer dem Menschen vorgeht, einen vollkommenen Geist zur Entscheidung bringen könnte, so würde jeder freie Act ein nothwendiger sein, da die Gedanken sicherlich ebenso gut, wie die von ihnen dargestellten Bewegungen bestimmt werden.

Ebenda.

Alle Handlungen sind bestimmt und nie indifferent, weil's stets einen inclinirenden Grund giebt. Nichts geschieht ohne Grund. Die indifferente Freiheit ist unmöglich, so daß sie nicht einmal auf Gott Anwendung findet.

1711. De libertate.

Die Kraft, dem Urtheil gemäß zu handeln, macht meiner Meinung nach das Wesen des Willens aus.

1710. Theod.

Je vollkommener ein Wesen, desto mehr ist es bestimmt zum Guten, und zugleich auch um so freier.

32. Bf. bei Feller.

---

14. Naturwissenschaft.

Wir können in Wahrheit sagen, daß wir in unsrem Jahrhundert erst beginnen und kaum gefunden haben die ersten Schritte zur Kenntniß der Natur und des Systems des Makro- und Mikrokosmos.

Représ. à S. A. S. le duc de Wolfenbuttel.

In der Naturwissenschaft, welche einen so großen Raum umspannt, läßt sich ohne die Arbeiten einer Societät kaum etwas Bemerkenswerthes leisten.

Consult. de inst. Soc. Germ.

Im Erfinden herrscht ein Zufall, welcher nicht immer den größten Geistern das Größte, sondern oft auch mittelmäßigen Einiges darbietet.

1712 an Oldenburg. Comm. epist.

Die Erdkugel, einst ein geschmolzenes, aus ihrem Centrum, der Sonne, herausgefallenes Stück oder auch ein Sonnenfleck, strebend in ihr Centrum zurückzufallen, stand in Feuer: die Felsen gleichsam die Knochen der Erde, sind Schlacken, gleichsam Vitrificationen des Gusses, wie aus einem Vulkane; der Sand bedeutet das Glas dieser Vitrification, nur durch die Bewegung pulverisirt. Das Meerwasser stellt das oleum per deliquium vor, durch Abkühlung und Calcination. Das Meer, die Felsen und der Sand, diese Hauptbestandtheile der Erde, wären also durch Feuer entstanden. Als die Oberfläche nach der großen Verbrennung sich abgekühlt hatte, fiel die Feuchtigkeit, welche das Feuer

in die Luft getrieben hatte, auf die Erde nieder, wusch ihre Oberfläche ab, löste und saugte das in der Asche festgebliebene Salz auf, und machte jene große Höhlung der Oberfläche unsrer Erdkugel, um den Ocean mit gesalzenem Wasser zu füllen. Das Feuer zog sich darauf in das Innere der Erde als Centralfeuer und giebt durch die Vulkane und verwandte Erscheinungen noch immer sein Dasein kund.

1687 Protogaea.

Weit entfernt, daß dies Studium der Frömmigkeit schade, bietet es vielmehr stetig Stoff zum Lobe Gottes. Gott selbst ist der beste Dolmetscher seiner Größe, deren herrliche Spuren uns in der Natur entgegentreten.

1678 an Conring.

Ich bin überzeugt, daß es Wesen geben muß, welche die Naturgeschichte vielleicht eines Tages kennen lernen wird, wenn sie diese Unendlichkeit von Lebewesen mehr studirt haben wird, deren Kleinheit sie den gewöhnlichen Beobachtungen entzieht, und welche sich vorfinden, verborgen in den Eingeweiden der Erde und den Abgründen des Meeres. Wir beobachten erst seit gestern, wie hätten wir das Recht dem Nachdenken abzustreiten, was wir zu sehen noch keine Gelegenheit gehabt haben? Das Prinzip der Continuität ist daher bei mir außer Zweifel, und könnte wohl dazu dienen, mehrere wichtige Wahrheiten in der wahren Philosophie zu begründen, welche, sich über die Sinne und Einbildungskraft erhebend, den Ursprung der Phänomene in den intellectuellen Regionen sucht. Ich schmeichle mir einige Ideen darüber zu haben, aber das Jahrhundert ist noch nicht reif, sie aufzunehmen.

1707 an einen Ungenannten.

Ich wünschte, daß das Mikroskop zur Untersuchung angewendet würde, womit Leeuwenhoeks, des Delfter Philosophen, scharfsinniger Fleiß soviel geleistet hat, daß ich mich

oft über die menschliche Trägheit ärgere, welche die Augen nicht öffnen und den wissenschaftlichen Besitz, welcher bereit liegt, nicht antreten will. Wären wir klug, so hätte jener schon Nachahmung gefunden.

Protogaea § XVII. 1687.

Niemand, der hinreichend Astronomie studirt hat, kann noch an der Richtigkeit des Copernicanischen Systems zweifeln. Und doch hätte die hl. Schrift nicht anders reden können, als wir darin lesen, selbst wenn die heiligen Schriftsteller Copernicaner gewesen wären. Ich selbst sage in der Geschichte: die Sonne geht auf, sie bewegt sich, sie geht unter; und zu diesen Formeln werden alle genöthigt bei den Phänomenen und optischen Bewegungen.

1711 an Scheuchzer.

In der Natur schreitet Alles stufenweise und nicht sprungweise vor, und diese Regel betr. der Veränderungen ist ein Theil meines Continuitäts-Gesetzes. Aber die Schönheit der Natur, welche unterschiedene Perceptionen beliebt, verlangt scheinbare Sprünge und so zu sagen musikalische Läufe in den Phänomenen. 1704. Nouv. Ess. l. IV.

Ich habe gewiesen, was die wahre Ursache in den Dingen sei, warum das eine leicht zu trennen, das andre aber aus festzusammenhaltenden Stücken besteht: so ich einer innerlichen subtilen Bewegung und das Corpus gleichsam wölbenden Circulation um ein eignes Centrum zuschreibe, vermittelst deren jedes Theil auf seinen Nachbar dringet. Ich habe eine Hypothesin formirt, und gewiesen, daß ein einlicher, von Niemand verneinlicher Universal-Modus und Circulation (alle 24 Stunden) des Lichts um unsre Erdkugel, so kein Tychonicus noch Copernicanus verwerfen kann, es stehe gleich oder gehe die Erde, fast aller wunderlichen Effecten der Natur Ursache sei. Nämlich ich setze, daß die

starke Bewegung, so das Licht, oder der subtile, mit dem Licht oder Sonnen sich bewegende, alles durchdringende Aether (welcher von der Luft unterschieden, weil solche schwer; er aber, als ein Kind der Sonnen, nicht, sondern mit seiner Bewegung eine Ursache aller Schwere) täglich um die Erde thut, eine Ursach sei der Gravitation, Elastizität und des Magnetismus (gravitatis, elaterii et verticitatis) oder des Gewichts, der Feder oder des Compasses.

1671 an Joh. Friedrich.

In der Naturphilosophie bin ich der Erste vielleicht, so vollkommen demonstrirt: daß sich die Erde bewege, sowie daß es einen leeren Raum gebe; nicht durch die Experimenta, denn die thun nichts, sondern durch geometrische Beweise, dieweil ich einige Lehrsätze von der Natur der Bewegung bewiesen, so noch Niemand in die Gedanken gekommen.

1673 an Joh. Friedrich.

So oft man die Naturvorgänge erklären will, kehrt man zu ebensoviel kleinen Göttern zurück, als substantiale Formen, ja fast zum heidnischen Polytheismus. Wenigstens können Alle, welche von jenen unkörperlichen Substanzen der Körper reden, ihren Sinn nur durch Uebertragungen, die sie vom Geist hernehmen, erklären. Denn daher stammt jener Appetit oder natürliche Instinct, woraus auch die natürliche Erkenntniß folgt; daher das Axiom: Die Natur thut nichts umsonst, jedes Ding flieht seine Zerstreuung, Aehnliches hat an Aehnlichem Gefallen, der Stoff strebt nach einer bessern Form, und Andres dgl. — Da es doch thatsächlich in der Natur keine Weisheit giebt, kein Begehren, ihre Ordnung aber daher entspringt, daß sie Gottes Uhr ist. 1669. Ep. ad Thomasium.

Die Naturgesetze, welche die Bewegungen regeln, sind weder ganz nothwendig, noch ganz willkürlich.

Die Mitte, welche man einschlagen muß, ist, daß sie eine Wahl der vollkommensten Weisheit sind. Und dies große Beispiel der Bewegungsgesetze zeigt auf's Klarste von der Welt, wie groß der Unterschied bei den drei Fällen ist, erstens, der absoluten Nothwendigkeit, die metaphysisch oder geometrisch ist, und die man blind nennen kann; und zweitens der moralischen Nothwendigkeit, die von der freien Wahl der Weisheit kommt mit Bezug auf die Finalursachen; und endlich drittens einer Art von absoluter Willkür, abhängig von einem indifferenten Aequilibrium, wie man wähnt, aber wohl nirgends existirt, wo es keinen zureichenden Grund giebt, weder in der Ursache noch im Zweck. Daher wirft man mit Unrecht durcheinander, was absolut nothwendig mit dem, was durch den bessern Grund bestimmt ist; oder die durch einen Grund bestimmte Freiheit mit einer vagen Indifferenz.

1710. Théodicée.

Wenn Gott gezwungen ist, von Zeit zu Zeit die Naturdinge zu corrigiren, so muß dies entweder übernatürlich oder natürlich geschehen. Geschieht's auf übernatürliche Weise, so muß man zur Erklärung der Natur ein Wunder herbeirufen; was aber in der That die Zurückführung einer Hypothese auf Unsinn (ad absurdum) ist. Denn mit den Wundern kann man mühelos für Alles einen Grund angeben. — Geschieht's aber natürlich, so wird Gott nicht die überweltliche Intelligenz sein, sondern unter die Natur der Dinge mitbegriffen, das heißt: er wird die Weltseele sein.

1715 à Mr. Clarke II.

Man gesteht mir dies wichtige Princip zu, daß Nichts ohne zureichenden Grund geschieht dafür, warum es grade so ist und nicht anders. Ebenda III.

In der Natur ist Alles organisch, Alles analog.
1710 ad Wagnerum.

Des Mechanismus Quelle ist die Urkraft (vis primitiva), aber die Bewegungsgesetze, nach welchen aus ihr Anstöße oder abgeleitete Kräfte entstehen, fließen aus der Vorstellung des Guten und Schlechten, oder aus dem Angemessensten. Daher hangen die Ursachen von den Zwecken ab, und das Geistige ist der Natur nach früher als das Materielle, wie sie uns denn auch für die Erkenntniß näher liegen als der Leib, weil wir sie in der Seele haben, was doch Plato und Cartesius bemerkt. 1712 ad Des Bossas.

In der Maschine der Natur ist Alles bis in den kleinsten Theil hinein Maschine und so in einander enthalten, so daß man nie einen neuen organischen Körper plötzlich hervorbringen kann, ohne Präformation, und niemals ein Thier, das einmal existirt, ganz zerstören kann.
1705. Sur le princ. de vie.

Um zu beweisen, daß der Raum, ohne die Körper, etwas absolut Reales sei, hat man mir entgegengehalten, daß das materielle, beschränkte Universum sich im Raume bewegen könnte. Ich habe geantwortet, es scheine nicht vernünftig, daß das materielle Universum beschränkt sei; und selbst wenn man dies annähme, scheine es doch nicht vernünftig, daß es Bewegung habe, da die Versetzung seiner Theile untereinander keine bemerkbare Veränderung hervorbringe. 1716 à Mr. Clarke.

Nicht nur in keinem einzelnen Dinge, sondern auch nicht in dem ganzen Aggregat, der ganzen Reihe derselben läßt sich ein zureichender Grund für die Existenz der Welt auffinden.... Selbst bei Voraussetzung einer ewigen Welt kann man einem außerordentlichen Grunde d. h. Gott entgehen. 1697. De rer. orig. radic.

Die materiellen Atome sind wider die Vernunft, abgesehen davon, daß sie auch aus Theilen zusammengesetzt sind, da auch die unlösliche Anheftung des einen an den andern (wenn man sie denken und mit Recht annehmen könnte) keineswegs die Verschiedenheit beseitigen würden. Es giebt nur Substanzatome d. h. die reellen, absolut theillosen Einheiten, welche die Quelle der Handlungen und die ersten absoluten Principien für die Zusammensetzung der Dinge und wie die letzten Elemente der Substanzen-Analyse. Man könnte sie metaphysische Punkte nennen, sie haben eine Art Leben und Vorstellen und die mathematischen Punkte sind ihr Gesichtspunkt (point de vue), um das Universum darzustellen. 1695. Syst. nouv. de la nat.

Ich habe auf unwidersprechliche Art gezeigt, daß die Erhaltung von einerlei Größe der Bewegung nicht stattfinden könne; wohl aber die Erhaltung von einerlei Größe, sowohl der absoluten wie der directiven, respectiven, totalen und partialen Kraft.[1]) 1710 Théodicée § 344.

[1]) Hier hat Leibniz das in unserer Zeit durch Meyer und Helmholtz zur Geltung gebrachte Princip von der Erhaltung der Kraft ausgesprochen.

15. Recht.

Ich gewahrte, daß mir aus meinen vorhergegangenen Studien der Geschichte und Philosophie eine große Erleichterung zur Erlernung der Rechtswissenschaft erwuchs.

Vita Leibn. a se ipso delin.

An dem Beruf des Richters fand ich Vergnügen; den Ränken der Advokaten arbeitete ich entgegen, und dies ist der Grund, warum ich niemals hohe Processe führen wollte.

Ebenda.

Daß doch die Rechtsbeflissenen von ihrer Verachtung der Philosophie zurückkämen und einsähen, daß ohne Philosophie die meisten Fragen ihres „Jus" ein Labyrinth ohne Ausgang sind. 1664 Spec. diffic. in jure.

Die alten Rechtsgelehrten sind bei der Abfassung des Rechts mit solchem Scharfsinn und solcher Tiefe zu Werke gegangen, daß es weniger Sache des Scharfsinns im Ergänzen, als Sache des Fleißes im Anordnen ist, wenn Jemand ihre Bescheide auf die gewissesten und beinahe mathematischen Demonstrationen zurückführen wollte.

1665. De conditionibus.

Im Naturrechte giebt es drei Stufen: das strenge Recht, die Billigkeit und die Frömmigkeit. Das strenge oder bloße Recht ist, richtig genommen, nichts als das Recht des Krieges und des Friedens, es ist dasjenige, welches aus der Definition des geschriebenen Wortes fließt. Die Regel

des reinen Naturrechts heißt blos: neminem laedere, damit ihm das Recht des Krieges nicht gegeben werde oder ein Recht im Staate gegen den Staat. Dahin gehört die justitia commutativa — Die zweite Stufe ist die der Billigkeit oder Gleichheit und besteht in dem Verhältniß Zweier oder Mehrerer; ihre Regel ist: Suum cuique tribuere, sie macht die justitia distributiva aus, und ihr Streben geht dahin, Allen zu nützen. Hier werden die Menschen gewogen, und Privilegien, Belohnungen und Strafen finden hier ihre Stelle. — Das dritte Princip ist der Wille des Höhern (voluntas Superioris), und hieher gehört, was Thrasymachus bei Plato sagt: Das Gerechte sei das dem Mächtigen Nützliche. Der Höhere ist aber hier entweder von Natur, nemlich Gott, und sein Wille ist wieder ein natürlicher, d. i. aus der göttlichen Vernunft fließender, der Grund der Frömmigkeit — oder ein Gesetz, daher das positive göttliche Recht; oder der Höhere ist es durch Vertrag geworden, daher das bürgerliche Recht. Die Frömmigkeit ist also die dritte Stufe des Naturrechts und verleiht den übrigen ihre Vollkommenheit und Wirksamkeit. Denn Gott, der allwissende und weise, bestätigt das strenge Recht und die Billigkeit, als der Allmächtige aber vollstreckt er es. Daher der Nutzen des menschlichen Geschlechts, ja die Schönheit und Harmonie der Welt mit dem göttlichen Willen zusammenfällt. Daher die Regel: Lebe tugendhaft! (Honeste vivere). Und weil das strenge Recht und die Billigkeit des physischen Bandes entbehren, so bewirkt, hinzutretend, Gott, daß, was immer dem Allgemeinen, d. h. dem menschlichen Geschlechte und der Welt, nützlich ist, auch den Einzelnen nützlich werde; daß also alles Sittlich-Gute auch nützlich, alles Unsittliche schädlich ist; da aus seiner Weisheit hervorgeht, daß Gott den Gerechten Belohnungen, den Ungerechten Strafen bestimmt hat, und seine Allmacht bewirkt, daß, was er bestimmt hat, vollbringen wird. Das Dasein irgend eines allweisen und allmächtigen Wesens,

d. i. Gott ist also das letzte Fundament des Naturrechts. 1693. Cod. dipl.

Wer von den wahren Principien des Naturrechts in Bezug auf das Recht, die Politik und die Theologie, als Moral, durchdrungen ist, der ist der wahre Philosoph des Rechts, der Priester der Gerechtigkeit, endlich der des Völkerrechts Kundige; dem allein der Staat anvertraut werden kann, ebenso wenig ein Unruhstifter als ein Machiavell ist. Method. nov. jurisprud. 1667.

Das Recht ist ein gewisses moralisches Vermögen, und die Verbindlichkeit eine moralische Nöthigung. Moralisch aber ist das dem Tugendhaften zur Natur Gewordene; der Tugendhafte ist derjenige, welcher Alle liebt, soweit die Vernunft es zuläßt. Die Gerechtigkeit, als die leitende Tugend des Affects der Liebe, von den Griechen Philanthropia genannt, ist hiernach die Liebe des Weisen. Die Liebe ist das allgemeine Wohlwollen, und Wohlwollen ist die Gewohnheit zu lieben. Lieben aber heißt, durch die Glückseligkeit eines Andern erfreut werden, oder, was auf dasselbe hinauskommt, die Glückseligkeit eines Andern zu der seinigen machen. Die Liebe übertragen auf Gott, als Gegenstand, macht die Frömmigkeit in ihrer Vollkommenheit aus. 1693. Cod. Jur. dipl.

So habe ich die Kirchengeschichte studirt, die ein Jurist und Politiker heutzutage genau kennen muß, damit er nicht nach Art der Menge von unverständigem Eifer fortgerissen werde, sondern nachdem er die Principien aller Meinungen kennen gelernt, ohne Affect urtheilen könne. 1667. Nova methodus

---

Die irenischen Schriftsteller sollte ein Jurist kennen lernen, damit er mit den Controversen bekannt werde und

aufhöre gegen Andre wegen einer Abweichung in Lehre und Ceremonien loszudonnern. Ibid.

Ich wünschte, daß man ein gründlicheres und weitläuftigeres Werk hätte, wo man deutliche und fruchtbare Definitionen fände; wo die Conclusionen durch eine ununterbrochene Schlußfolge aus guten Grundsätzen hergeleitet wären; wo der Grund aller Handlungen und jeder natürlich gültigen Ausnahme ordentlich festgesetzt wäre; wo man endlich nichts von dem vergäße, was die Anfänger im Rechtsstudium befähigte, für sich selbst das, was ausgelassen werden durfte, zu ergänzen und durch Regeln und Grundsätze die vorkommenden Fragen zu entscheiden; denn dies muß man von einem vollständigen und regelmäßigen System erwarten. [1])

Monita quaedam ad Pufend. princ.

Die Wissenschaft des natürlichen Rechts nach den Grundsätzen des Christenthums und selbst nach den Grundsätzen der wahren Weltweisen erklärt, ist zu erhaben und zu vollkommen, als daß man Alles nach den Vortheilen dieses Lebens abmessen sollte. Ja, noch mehr: wenn man nicht mit Zuneigungen geboren und auf solche Art erzogen wäre, daß man in der Tugend ein großes Vergnügen und großes Mißfallen an den Lastern findet; ein Glück, welches nicht Jeder hat; so wird Nichts im Stande sein, uns von einem großen Verbrechen abzuhalten, wenn wir ungestraft große Güter erlangen können. Die heiligsten Dinge wird man entheiligen, wenn man hoffen darf, nicht entdeckt zu werden. Aber der göttlichen Rache, die nach diesem Leben noch bis in ein andres fortdauert, wird Niemand entgehen;

---

[1]) Solche Arbeit traut Leibniz dem Grotius, Hobbes oder Selden zu, wenn jenen nicht die Zerstreutheit, den zweiten seine schlechten Principien und Selden die Oberflächlichkeit verhindert hätte.

und dies ist ein guter Grund, den Menschen deutlich zu machen, Alles das auszuüben, wozu ihnen das natürliche Recht die Verpflichtung auferlegt. Ebenda.

Will man in der Rechtswissenschaft einen vollkommnen Begriff von der menschlichen Gerechtigkeit geben, so muß man ihn aus der göttlichen, als aus ihrer Quelle, ableiten. Der Begriff des Rechts sowohl, als der des Wahren und Guten, kommt gewiß Gotte zu, und zwar mehr als dem Menschen, weil er die Richtschnur von allem Dem ist, was gerecht, wahr und gut ist. Die göttlichen und menschlichen Gesetze haben gemeinschaftliche Regeln, die ohne Zweifel in ein System gebracht werden können, und sie müssen in der allgemeinen Rechtsgelahrtheit gelehrt werden, deren Vorschriften auch in die natürliche Theologie einschlagen werden. Ebenda.

Es ist ganz gewiß, daß Gott seiner Natur nach aller Menschen Oberherr ist. Dieser Gedanke jedoch, daß alles Recht aus dem Willen des Oberherrn entspringt, mißfällt doch und bleibt falsch, so gelinde man ihn auch zu seiner Entschuldigung vorstellen mag. Denn ohne hier anzuführen, was Grotius so scharfsinnig angemerkt hat, daß einige natürliche Verbindlichkeiten vorhanden sein würden, wenn man auch zugeben wollte — was man doch nicht kann — daß keine Gottheit vorhanden wäre, oder wenn man einen Augenblick von seiner Existenz abstrahirte; weil die Sorge für die Erhaltung und für den eigenen Nutzen ohne Widerrede fordern würde, daß man Verschiedenes für Andre thäte. Ohne Alles dieses, sage ich, zu berühren, muß man wissen, daß man Gott deswegen, weil er gerecht ist, lobt, und daß also in Gott eine Gerechtigkeit, oder vielmehr eine höchste Gerechtigkeit, ob er gleich keinen Oberherrn anerkennt, vorhanden sei, und daß er vermöge seiner vortrefflichen Natur allezeit zweckmäßig handelt, so daß sich Niemand mit Grund über ihn beklagen kann.

Und die Richtschnur seiner Handlungen oder die Natur des Rechts selbst hängt nicht von einer freien Bestimmung seines Willens ab, sondern von den ewigen Wahrheiten, welche der Gegenstand des göttlichen Verstandes und so zu sagen durch sein göttliches Wesen festgesetzt sind.[1] Ebenda.

Die Gerechtigkeit folgt gewissen Regeln der Gleichheit und des Verhältnisses, welche nicht minder in der unveränderlichen Natur der Dinge und in dem Begriffe des göttlichen Verstandes, als die Grundsätze der Arithmetik und Geometrie gegründet sind. Man kann also ebenso wenig behaupten, daß die Gerechtigkeit oder die Güte von dem Willen Gottes abhangen als die Wahrheit. Ein unerhörtes Paradoxon, welches auch dem Cartesius selbst entwischt ist: als ob der Grund, warum der Triangel drei Seiten hat, oder warum zwei sich widersprechende Dinge nicht miteinander bestehen können, oder endlich, warum Gott selbst existire, dies wäre, weil es Gott so gewollt hätte. Hieraus würde auch folgen, daß Gott ohne Ungerechtigkeit einen Unschuldigen verdammen könnte, weil er, bei dieser Voraussetzung, eine solche That durch seinen Willen gerecht machen könnte. Diejenigen, welche in der Uebereilung solche Dinge behauptet, haben die Gerechtigkeit von der Unabhängigkeit nicht unterschieden. Gott ist wegen seiner höchsten Macht von Allem unabhängig ... aber um seiner Gerechtigkeit willen handelt er so, daß jedes verständige Wesen sein Betragen nur billigen kann, und daß er selbst – welches der Vollkommenheit höchster Grad ist — damit zufrieden ist. Ebenda.

Der Endzweck des natürlichen Rechts ist die Wohlfahrt Derer, die es beobachten. Der Gegenstand dieses

[1]) Dies ist die alte Streitfrage der Scholastik: Ob Etwas gut sei, weil Gott es wolle, oder ob Gott Etwas wolle, weil es gut sei. Pufendorf bejaht jene Seite, Leibniz diese.

Rechts ist alles Das, woran einem Andern gelegen, daß wir es thun, und was in unserm Vermögen stehet. Die wirkende Ursache ist das von Gott in unserm Geiste angezündete Licht der ewigen Vernunft. Ebenda.

Es giebt zwei Haupttugenden aller Gesetze: Klarheit und Kürze; denn daß sie gerecht und vernünftig sind, präsupponirt wird. Wiewohl auch oft besser, unbillige, als ungewisse oder dunkle, d. i. in der That keine Rechte haben. Diese Tugenden nun mangeln beide den römischen Gesetzen nur allzuviel; denn wie vernunftmäßig sie auch größtentheils, so sind sie doch durch ihre dunkle Weitläuftigkeit ein Deckmantel vieler Ungerechtigkeiten geworden. . . . Bestehet demnach das ganze Werk sowohl in Verfertigung eines Ausbunds kurzer und klarer Rechte, als in deren Justification.

Der Ausbund römischer Rechte (oder Elementa Juris Romani hodieque attendendi brevis et certi) kann bestehen in einer eigenen Tafel, etwa in Größe einer großen holländischen Landcharte, darinne alle Hauptregeln also begriffen, daß aus deren Combination alle vorfallenden Fragen entschieden und aller Actionen, Exceptionen und Replicarum Fundamenta, gleichsam als in einem Imitamine Edicti perpetui novi mit Fingern gezeigt werden können, dergl. noch nie wahrgenommen, viel weniger gesehen worden. — Die Justification solcher Elemente besteht in den Worten der römischen Gesetze selbst, so nach solchen Elementis disponirt, hierein eingetheilt, daraus deducirt und solche klar bestärken. Und hat zween Gradus, nämlich Nucleum legum (Kern der Gesetze) und ipsum Corpus Juris reconcinnatum (das zurechtgestellte Corpus Juris selber). Jener ist ein Compendium der von einem Gesetz durchaus wesentlichen Worte; dieses behält alle Worte haarklein bei und vertheilt die Gesetze nicht allein nach Ordnung der Elementorum und des Nuclei, sondern auch, was das Hauptsächlichste, als Conclusiones unter ihre Principia, giebt auch zugleich

rationem legis den Grund für's Gesetz, daraus denn deren Verstand und Erklärung, Extension und Restriction klärlich hanget.

1668. Bedenken, welchergestalt den Mängeln des Justizwesens in Theoria abzuhelfen.

Vom Naturrecht. Die Gerechtigkeit ist eine gemeinschaftliche Tugend, oder eine Tugend, welche die Gemeinschaft erhält. Die Gemeinschaft ist eine Vereinigung verschiedener Menschen zu einem gemeinsamen Absehn. Eine natürliche Gemeinschaft ist, so die Natur haben will. Das Zeichen, daraus man schließen kann, daß die Natur etwas will, sind, wenn uns die Natur eine Begierde gegeben und Kräfte oder Wirkung, solche zu erfüllen; denn die Natur thut nichts vergebens. Vor's Andre, wenn die Sach' eine Nothwendigkeit oder beständigen Nutzen hat, denn die Natur fügt überall das Beste. Die vollkommenste Gemeinschaft ist, deren Absehn ist die allgemeine und höchste Glückseligkeit. Das natürliche Recht ist, so die natürlichen Gemeinschaften erhält oder befördert. Die erste natürliche Gemeinschaft ist zwischen Mann und Weib, denn die ist nöthig, das menschliche Geschlecht zu erhalten. Die andere zwischen Eltern und Kindern; die dritte zwischen Herrn und Knecht, welche der Natur gemäß, wenn eine Person Mangel an Verstand hat, nicht aber Mangel an Kräften, sich zu ernähren.[1]) Die vierte natürliche Gemeinschaft ist die Haushaltung. Ihr Ansehn ist die tägliche Nothdurft. Die fünfte ist die bürgerliche Gemeinschaft; ihr Absehn ist die zeitliche Wohlfahrt. Die sechste ist die Kirche Gottes, welche auch wohl ohne Offenbarung unter den Menschen bestehen und durch Fromme und Heilige hätte erhalten und fortgepflanzt werden könnte. Ihr Absehn ist

[1]) Hier führt Leibniz ganz des Aristoteles Ansicht von dem Sklaven als ἄψυχον vor.

eine ewige Glückseligkeit. Und ist kein Wunder, daß ich sie eine natürliche Gesellschaft nenne, maßen ja auch eine natürliche Religion und Begierde der Unsterblichkeit uns eingepflanzet. Diese Gemeinschaft der Heiligen ist katholisch oder allgemein und verbindet die ganze menschliche Gesellschaft zusammen. Kommt eine Offenbarung hinzu, wird das vorige Band nicht zerrissen, sondern verstärket. —

Alle Gesellschaft ist entweder gleich oder ungleich. Gleich, wenn Einer soviel als der Andre dabei Macht hat, ungleich, wenn Einer den Andern regiert. Alle Gesellschaft ist entweder beschränkt oder unbeschränkt. Eine unbeschränkte Gesellschaft geht aufs ganze Leben und auf's gemeine Beste. Ein beschränkte Gesellschaft geht auf gewisse Absehen, z. E. Handel und Wandel, Schiffahrt, Kriegsdienst, Reisen. — Eine unbeschränkte, gleiche Gesellschaft ist zwischen wahren Freunden. Und solche ist sonderlich zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und erwachsenen Kindern, zwischen Herrn und Freigelassenen, insgemein aber zwischen allen verständigen Menschen, so mit einander genugsame Kundschaft (Bekanntschaft) haben. Eine unbeschränkte ungleiche Gesellschaft ist zwischen den Regierenden und Untergebenen. Alle diese Gesellschaften sind entweder einfach oder zusammengesetzt, auch zwischen wenig oder viel Menschen. . . . Mann und Weib sind durch die Natur zu Freundschaft und Lebenshülf auf eine brüderliche Weise verbunden. . . . Einer kann erziehen, der selbst erzogen wird, auch regieren, wenn er gleich regiert wird. Doch muß eine Subordination da sein.

16. Erziehung und Unterricht.

Es wird nützlich sein, folgende Methode bei den Studien zu beobachten, daß man nämlich wenige Stunden den Studien widmet, welche die Phantasie üben, ganz wenige denjenigen, welche durch den reinen Intellect aufgenommen werden, die übrige Zeit aber der sinnlichen Erholung, den Körperübungen und der Ruhe des Geistes. Denn weit entfernt, daß unsere Geisteskraft durch zu viele Studien geschärft werde, wird sie vielmehr abgestumpft.

De vita beata ca. 1670.

Man soll keine schöne, wenn auch noch so weit zerstreute Wahrheit verachten. Der menschliche Geist, und besonders der Jünglinge, zumal heutzutage, wendet sich von der Arbeit dem Vergnügen zu, so daß wir nicht noch Lehrer der Ignoranz zu werden brauchen.

1700. Animadv. circa assert. Stahlii.

Die erste Grundlage des menschlichen Glücks ist die gute Erziehung der Jugend, welche auch die Regelung der Studien in sich schließt. Nichts ist wichtiger für den Staat überhaupt und das Wohl der Menschen im Einzelnen, als sowohl dem Geiste als auch dem Körper eine rechte Richtung zu geben. Hist. de l'ac. des sciences 1708.

Es ist ein altes Wort, daß die Schulen des Staates Pflanzstätten seien, aber nie behandelt ein Gärtner die jungen Pflänzchen so nachlässig, wie wir jene zarten, für gut und böse gleich empfänglichen Sprossen.

1697 an A. H. Francke.

Junge Leute, die etwas Bedeutendes in der Wissenschaft leisten, sind sehr selten. 1700 an Korthold.

Weise Männer werden es, glaub' ich, Jünglingen leicht verzeihen, wenn sie bisweilen die von Greisen gesteckten Grenzen überschreiten. 1715 an Des Bosses.

Ich kenne kein größeres Vergnügen, als ausgezeichnete Jünglinge zu kennen und wo möglich ihre Pläne zu unterstützen. 1700 an Korthold.

Auch das Richtigste wird nicht von Jedem eingesehn.
b. Guhrauer, Lb. Lbn. I, Beil. 69.

Ich denke mir drei Grade von Vollkommenheit, welche man bei der Erziehung eines Fürsten im Auge haben kann; von denen der erste zur Nothwendigkeit, der zweite zum Nutzen und der dritte zur Zierde gehört.

Zufolge dem ersten Grade ist es nothwendig, daß ein Fürst ein rechtschaffener Mann, ein Mann von Herz, ein Mann von Urtheil und ein gebildeter Mann sei. Der rechtschaffene Mann hat starke Gesinnungen von Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe und ist von Eifer erfüllt, seine Pflicht zu thun; der Mann von Herz ist nicht leicht zu erschüttern und behauptet die Freiheit des Geistes in allen Arten von Begegnissen; der Mann von Urtheil denkt und redet richtig über jede Art der Gegenstände, ohne sich durch den Schein blenden zu lassen. Und der gebildete Mann versteht den Anstand zu beobachten und alles Anstößige zu vermeiden, und ohne diese Eigenschaften wird der Fürst nicht geeignet sein, in Gesellschaft seines Gleichen zu erscheinen.

Was den zweiten Grad betrifft, so ist es sehr nützlich, daß ein Fürst die Politik und die Kriegskunst verstehe. Dies sind eigentlich die zwei Metiers, welche ein Fürst verstehen sollte.... Aber wann er außer diesen Eigenschaften auch

noch in aller Art Materien erleuchtet und aller Welt angenehm ist, so ist dies der dritte Grad von Vollkommenheit.... Er wird erleuchtet sein, wenn er die Geschichte, die Geographie, die Genealogie, die Gesetze und Canones, die Theologie und die Controversen versteht, und wenn er ferner sogar die Landwirthschaft, die Gartenkunst, die Baukunst, die Mathematik, die schönen Künste und die Geheimnisse der Natur sowohl in der Medicin, der Chemie, als auch in jeder Art von Profession kennt. Denn weil ein Fürst viel Zeit übrig hat, welche er seinem Vergnügen widmen kann, so ist es besser, er hat an diesen schönen, dem menschlichen Leben so wichtigen Realitäten, als an frivolen, um nicht zu sagen schändlichen Vergnügen Gefallen; auch ist gewiß, daß das Vergnügen, welches der Fürst an den schönen Kenntnissen nimmt, den Wißbegierigen zur Aufmunterung dient, und zu nützlichen Hervorbringungen, wie zum Fortschritt der menschlichen Wissenschaft viel beiträgt, was für den Beschützer ruhmvoll ist.

1703. Projet de l'éducation d'un Prince.

Dasjenige, was man mit Vergnügen und aus Gründen lernt, schwindet nicht so leicht aus dem Gedächtnisse.
1703. Ebenda.

Es giebt einen doppelten Erfindungsgeist oder Ingeniosität, wie auch ein doppeltes Gedächtniß. Der eine ist schnell und von dem Genie abhängig, der andre gründlich und kommt von dem Urtheil her. Jenen haben die beredten Menschen, diesen die langsamen, aber doch zu den Geschäften nicht untauglichen Menschen. Gewisse Menschen sind von einer sonderbaren Verschiedenheit, daß sie zu gewissen Zeiten und Orten vorzüglich schnell, zu andern außerordentlich langsam sind, zu welchen ich selbst mich zähle, der ich auch dies bemerke, daß wenige meines Charakters sind und alles Leichte mir schwer, alles Schwere dagegen mir leicht wird.

Alle, welche für Beleidigungen sehr empfindlich sind, sind mitleidig, d. h. wenn sie einen Andern in denjenigen Zustand versetzt haben, welchen sie für ihre Person für elend halten würden, werden sie gerührt; daher wollen sie bald, daß Andre gedemüthigt, in dem andern Augenblicke aber wieder aufgerichtet werden. Manche können das geringste Pünktchen lange Zeit nicht aus dem Gedächtniß verlieren, aber grade sie tragen am wenigsten ein Nachegefühl nach, sobald ihnen von dem Andern die Ehre wieder hergestellt ist. Diese sind auch glücklicher an Erfindungsgeist, als an Einbildungskraft. Diejenigen dagegen, welche ein starke Einbildungskraft haben, ziehen einen geringeren Schmerz aus einer geringen Verachtung, aber eine große Beleidigung können sie kaum jemals vergessen und legen den Nachegeist nicht leicht ab, wenigstens hält es schwer, daß sie sich aussöhnen. Ingeniöse Menschen werden sowohl durch große als durch kleine Beleidigungen scharf getroffen, aber wie ein Strohfeuer, das bald herunterbrennt.

Es sollte öffentliche Handwerksschulen geben, damit die Knaben nicht so viele Jahre von den Meistern unnütz durch bloße Schläge und Prügel zurückgehalten würden, zum großen Schaden des Staates, welcher ebenso viel an Nutzen verliert, als diese an ihrem Leben, worin sie nützlich sein könnten, während so ihre Kunstfertigkeit, statt beschleunigt zu werden, um so viele Jahre verspätet wird.

Feller, Otium Hannov.

Was die Pflichten gegen die Thiere betrifft, so kann ich sagen, daß ich vor vielen Jahren auf Bitten eines Freundes ein Blatt über die „Erziehung eines Fürsten" geschrieben habe, wo ich unter Anderem ermahnte, man müsse sich Mühe geben, daß sich der Knabe nicht an Grausamkeit gegen die Thiere gewöhne, denn es könne dahin kommen, daß er auch gegen Menschen grausam werde.

1715 an Seb. Kortholt.

Als ich Knabe war, blühte noch durch das protestantische Deutschland die Unsitte, die sog. Pennalen, d. h. Studiosen des ersten Jahres, zu peinigen, was erst ein gemeinsamer Fürstenbeschluß beseitigt hat, weil viele zu hart behandelt wurden, abgesehen vom Geldverlust.

Ann. Imp. occ. p. 98.

Ich glaubte, daß man stufenweise gehen könnte, und daß, wenn der erste Grund zu einem gediegenen Wissen gelegt wäre, hiermit allmälig das Studium der Weisheit und Tugend verbunden und daran die Sorge für die Jugend und die Verbesserung der Schulen geknüpft würde; alsdann den mäßigen Anfängen Vermächtnisse und Stiftungen zu frommen Zwecken nicht fehlen würden. Aber ich fand nach vielem Ueberlegen, daß ohne die Förderung der Großen kaum die ersten Zugänge dazu geöffnet werden würden. Ich habe zwei Fürsten gekannt, welchen ich Einiges an die Hand gegeben habe, dem sie Beifall schenkten: dies waren der Kurfürst Joh. Philipp von Mainz und der Herzog Joh. Friedrich von Hannover; aber ihre vortrefflichen Absichten hat der Tod verhindert. Darauf traten Zeiten ein, da auch die Großen starken Einschränkungen unterworfen wurden. 1696 an Placcius.

Die Jugend mit einer Menge unnützer Dinge belasten, weil darin auch hier und da etwas Gutes ist, das hieße schlecht mit dem kostbarsten aller Dinge, mit der Zeit, wirthschaften. 1704. Nouv. Ess.

Man sollte bei der Erziehung anfangen, die so eingerichtet werden muß, daß man die wahren Güter so fühlbar macht als möglich. Aber hier ist die Hauptsache nicht, zur Ausübung der Frömmigkeit sittliche Vorschriften zu geben oder geistige Richtungen und Ermahnungen: sondern es ist genug, das Verfahren unsrer Seele zu be-

trachten und die Quelle unsrer Schwachheiten zu sehen, deren Kenntniß zugleich auch die Heilquelle an die Hand giebt. Ebenda.

Sicherlich könnte man die guten Leute daran gewöhnen, ihr größtes Vergnügen in der Uebung der Tugend zu finden. Ebenda II.

Man hat das Disputiren in die Auditoria der hohen und niedern Schulen verbannt und eins der wichtigsten Mittel, die menschlichen Fehler zu vermeiden, fast blos zu einem Kinderspiel gemacht, dessen man sich gleichsam schämet, wenn man zu was Rechtes schreitet. Es ist auch kein Wunder, wie man's damit macht; denn oft scheinet, daß man's nicht brauchen wolle, hinter die Wahrheit zu kommen, sondern nur jungen Leuten ein wenig Muth zu machen, um sich öffentlich zu zeigen und zu verantworten. — Daher fängt man einen Syllogismum an, aber den Satz, so verneint oder unterschieden wird, beweiset man selten wieder mit einem neuen Syllogismo; viel weniger den streitigen Satz des Prosyllogismi und so fort; wie es denn sein sollte, wenn man wahrhaftig in Form disputiren wollte; sondern man bricht bald ab, fällt auf die Gespräche und Discurse, und endlich auch auf ein Ehrenwort oder Compliment. 1696 an G. Wagner.

Es ist in der Logik wie in der Sprachkunst, da bin ich auch der Meinung, man solle sich bei Erlernung einer Sprache mehr an die Uebung als an Grammatik halten; wenn man aber schon ziemlich in der Sprache erfahren, dann dient die Grammatik, darin höher zu steigen. Ebenda.

Es ist bekannt, daß Herr Weigelius[1]) ein in Mathesi

[1]) Erhard Weigel, Mathematiker und dilettirender Moraltheolog, war in Jena Leibnizens Lehrer. S. vorn: „Leben Leibniz's", p 3.

sehr erfahrener und gelehrter Mann, und der dabey ein ganz löbliches Absehn zum gemeinen Besten führet, welches er sonderlich in seiner vorgeschlagenen „Tugendschule" zu erkennen gegeben, allwo er darauf treibet, daß die Jugend in den Schulen nicht nur zu Verbal-, sondern auch Real-Wissenschaften, aber auch zu Tugenden geführt werden möchte. Ich stehe auch in dem Gedanken, daß ein und andres davon gar wohl in wirkliche Uebung zu bringen wäre.

1697 Bedenken ü. einige v. E. W. gebrachte Vorschl.

Ich zweifle nicht, daß viele neue Spiele ausgedacht werden könnten, um die Fähigkeiten der Seele zu vergrößern und auch selbst die Tugenden zu üben. Denn bey dem Spielen hat man einer gewissen Mäßigung nöthig, wie bey dem Königs-Spiele, wo der durch's Loos erwählte Fürst Befehle giebt. Dies sollte man dem sehr vortrefflichen und sinnreichen Weigel für seine Tugendschule an die Hand geben. Ich wünschte, daß dgl. dem Comenius[1]), als er das Buch: „Die Schule ein Spiel" herausgab, beygefallen wäre. 1698. Feller, monum. ined. X.

[1]) J. Amos Comenius (eig. Komensky) 1592—1671 berühmter Schulmann, Bischof der mährischen Brüder in Lissa, schrieb Janua linguarum reserta und Orbis sensalium pictus oder Die sichtbare Welt, Nürnb. 1657.

17. Sittlichkeit.

Man kann keine passable Idee vom Guten haben, wenn man nicht selbst passabel gut ist.

1704. Remarques sur un livre: Lettre sur l'enthousiasme § 36.

Es scheint mir, wenn ich die in's Unermeßliche zunehmende Sittenverderbniß in Europa betrachte, fast nothwendig, daß die Chinesen zu uns Missionäre abschicken, um uns den Zweck und die Uebung der natürlichen Theologie zu lehren, wie wir Missionen zu ihnen schicken, um sie in der geoffenbarten Theologie zu unterrichten.

Novissima Sinica 1697.

Man *glaubt* nicht, wenn man will; aber man *handelt*, wie man will. *Nicht der Mangel des Glaubens verdient bestraft zu werden*, sondern die Bosheit und Hartnäckigkeit. 1704. Sur l'enthusiasme.

Nach den Gesetzen der Natur ist jeder Gottlose ein Heautontimorumenos.[1]) Bf. an Bierling.

Die wahre *Tugend* muß uneigennützig sein, d. h. nach meiner Auslegung: man muß geneigt sein, im Ausüben der Tugend — Vergnügen, Mißfallen in Ausübung des Lasters zu finden; und dies sollte der Zweck der Erziehung sein.

---

[1]) Einer, der sich selbst abstraft. — Wortspiel nach dem Stück des Terenz 185 - 159 a. C.

Man wird finden, daß die Tugend, d. h. *die Fertigkeit vernünftig zu handeln* dasjenige sei (und etwas Bessres kann man sich nicht versprechen), worin ein dauerhaftes Vergnügen besteht

1711. Ueber die Werke des Shaftesbury.

Von der Weisheit (wahrscheinlich 1692).[1])

Weisheit ist nichts andres, als die Wissenschaft der Glückseligkeit. Die Glückseligkeit ist der Stand einer beständigen Freude. Wer glückselig ist, empfindet zwar seine Freude nicht alle Augenblicke, denn er *ruhet* bisweilen vom Nachdenken, wendet auch seine Gedanken gemeiniglich auf anständige Geschäfte. Es ist aber genug, daß er *im Stande* ist, die Freude zu empfinden, so oft er daran denken will und daß inzwischen daraus eine Frendigkeit in seinem Thun und Wesen entstehet.

Die *gegenwärtige* Freude macht nicht glücklich, wenn kein Bestand dabei, und ist vielmehr derjenige unglückselig, der um kurzer Freude willen in lange Traurigkeit verfällt. — Die *Freude* ist eine *Lust*, so die Seele an ihr selbst empfindet. Die Lust ist die Empfindung einer Vollkommenheit oder Vortrefflichkeit, es sei an uns oder etwas anders. ... Und obschon bisweilen fremde Vollkommenheiten uns *mißfallen*, z. E. eines Feindes, ... so geschieht es doch nicht aus der Vollkommenheit an ihr selbst, sondern wegen des Umstandes, dadurch uns Ungelegenheit entstehet.

Man merkt nicht allezeit, worin die Vollkommenheit der angenehmen Dinge beruhe. ... Man sagt insgemein: es ist, ich weiß nicht was, so mir an der Sache gefallet, das nennt man *Sympathie*, aber die der Dinge Ursache forschen, finden den Grund zum öftern, und begreifen, daß etwas darunter stecke, so uns zwar unvermerket, doch wahrhaftig zu statten kommt.

[1] Bei Erdmann unter dem Titel: Von der Glückseligkeit. Opp. p. 671 ff.

Die Musik giebt dessen ein schönes Beispiel. Alles was klinget, hat eine Bebung oder hin und her gehende Bewegung in sich, wie man an den Saiten siehet, und also was klingt, das thut unsichtbare Schläge; wenn solche nun nicht unvermerkt, sondern ordentlich gehen, und mit gewissen Wechsel zusammentreffen, sind sie angenehm, wie man auch sonst einen gewissen Wechsel der langen und kurzen Sylben und Zusammentreffen der Reimen bei den Versen beobachtet, welche gleichsam eine stille Musik in sich halten, und, wenn sie richtig, auch ohne Gesang angenehm fallen. Die Schläge auf der Trommel, der Tact und die Cadenz in Tänzen und sonst dergleichen Bewegungen nach Maaß und Regel haben ihre Annehmlichkeiten von der Ordnung; denn alle Ordnung kommt dem Gemüthe zu Statten, und eine gleichmäßige, obschon unsichtbare, Ordnung findet sich auch in den nach Kunst verursachten Schlägen oder Bewegungen der zitternden oder bebenden Saiten, Pfeiffen oder Klocken, ja selbst der Luft, so daourch in gleichmäßige Regung gebracht wird, die denn auch ferner vermittelst des Gehörs einen mitstimmenden Wiederschall machet, nach welchem sich auch unsre Lebensgeister regen. Daher die Musik zu bequem ist, die Gemüther zu bewegen, obgleich insgemein solcher Hauptzweck nicht genügend beobachtet noch gesucht wird.

Vollkommenheit nenne ich alle Erhöhung des Wesens, denn wie die Krankheit gleichsam eine Erniedrigung ist und ein Abfall von der Gesundheit, also ist die Vollkommenheit etwas, so über die Gesundheit steiget. Die Gesundheit aber bestehet in Mittel und Waage und leget den Grund zur Vollkommenheit. Gleichwie nun die Krankheit herkommt von verletzter Wirkung, wie solches die Arzneiverständige wohl bemerket, also erzeiget sich hingegen die Vollkommenheit in der Kraft zu wirken, wie denn alles Wesen in einer gewissen Kraft bestehet, und je größer die Kraft, je höher und freier ist das Wesen.

Ferner bei aller Kraft, je größer sie ist, je mehr zeigt sich dabei Vieles aus einem und in einem, indem Eins viele außer sich regieret und sich vorbildet. Nun die Einigkeit in der Vielheit ist nichts andres, als die Uebereinstimmung, und weil eins zu diesem näher stimmet, als zu jenem, so fließet daraus die Ordnung, von welcher alle Schönheit herkommt, und die Schönheit erweckt Liebe.

Daraus sieht man nun, wie Glückseligkeit, Luft, Liebe, Vollkommenheit, Wesenkraft, Freiheit, Uebereinstimmung, Schönheit und Ordnung an einander verbunden, welches von wenigen recht eingesehen wird....

Daraus denn folget, daß nichts mehr zur Glückseligkeit diene, als die Erleuchtung des Verstandes und Uebung des Willens, allezeit nach dem Verstande zu wirken.

Solche Freude, welche sich der Mensch allezeit selbst machen kann, wenn das Gemüth wohl beschaffen, bestehet in Empfindung einer Lust an ihm selbst und an seinen Gemüthskräften, wenn man in sich eine starke Neigung und Fertigkeit zum Guten und zur Wahrheit fühlet, sonderlich vermittelst der gründlichen Nachricht, die uns ein erleuchteter Verstand darstellet.... So viel ist unser Leben für ein wahres Leben zu schätzen, als man darin wohlthut!...

Die Schönheit der Natur ist so groß und deren Betrachtung hat eine solche Süßigkeit, auch das Licht und die gute Regung, so daraus entstehen, haben so herrlichen Nutzen bereits in diesem Leben, daß, wer sie gekostet, alle andern Ergötzlichkeiten gering dagegen achtet. Thut man aber noch dazu, daß die Seele nicht vergehet, ja daß jede Vollkommenheit in ihr bestehen und Frucht bringen muß, so sieht man erst recht, wie die wahre Glückseligkeit, so aus Wahrheit und Tugend entstehet, ganz überschwenglich und unermeßlich sei über Alles, was man sich davon einbilden möchte. 1692.

Gute Werke sind das, was man mit richtiger Meinung zur Verherrlichung Gottes und zum allgemeinen Besten unternimmt. Darunter ist nun auch begriffen, daß Jeder seinem Berufe folge, d. h. daß er sich an das halte, zu dessen guter Verrichtung ihm von Gott Kräfte und Gelegenheiten verliehen zu sein scheinen; hernach, daß er ein öffentliches Amt oder irgend eine auf sich genommene Lebensweise auszufüllen sich bemühe und die Stellung, die er bekommen, ziere; und im Uebrigen Jedermann die schuldigen Menschenpflichten leiste, Niemand, dem er in einer Gefahr Hülfe zu bringen vermag, ohne die höchste Noth verlasse, und daß, wenn auch Einer Hülfe sogar nur zu seiner größeren Bequemlichkeit fordert, auch nicht einmal diese ihm versagt werde zu guten Diensten, die ihm und andern keinen Schaden bringen. Im Allgemeinen aber wird er darauf denken, so viel und so vielen als möglich zu nützen, und dafür sorgen, daß in Allem Gott gepriesen werde. Daher wird ein wahrhaft frommer Mensch über Alles sparsam mit der Zeit umgehen, um keinen Theil seines Lebens unnütz vorübergehn zu lassen, und sogar anständiger Erholungen wird er sich gänzlich enthalten, es sei denn, daß eine nöthige Abspannung der Seele und die Sorge für die Gesundheit etwas erheischt oder geschäftliche Veranlassungen und Rücksicht auf Beobachtung des Anstandes den Menschen mitten in seiner Thätigkeit zu den gewöhnlichen gesellschaftlichen Vergnügungen nöthigen. Denn so groß ist die Strenge der Frömmigkeit nicht, daß sie Jedermann von Gastmählern, Theatern, Spielen, Tänzen und übrigen Hofbelustigungen und Bräuchen beständig ausschlösse. Zuweilen nämlich sind das nicht Zeitverluste, sondern Geschäftsförderungen. Jedoch müssen sie vernünftig behandelt werden. Denn der rechtschaffene Mann wird zeigen, daß es Nebensachen sind, und er sie bei sich nur gewissermaßen aus Noth zulasse.

1686. Systema theol.

Die Gemüthsruhe ist eine Freude und innere Zufriedenheit des Geistes, welche in uns das höchste und sicherste Vergnügen am Leben erweckt. Um sich dazu vorzubereiten muß man 1) dasjenige, was nicht von uns abhängt, niemals glühend begehren; 2) sich der Abhängigkeit vom Glücke entziehen; 3) die Natur unsres Geistes recht betrachten; 4) daran denken, daß es einen Gott giebt; 5) stets erwägen, worauf eigentlich unser Vergnügen beruhe. Aus diesem Allem entspringt der edle, mit Demuth verbundene Stolz, der uns human, leutselig und dienstfertig gegen Jeden macht.

1670. De vita beata.

Gerechtigkeit ist die Liebe des Weisen. Liebe ist allgemeines Wohlwollen. Wohlwollen ist die Gewohnheit zu lieben. Jemanden lieben heißt an seinem Glück Gefallen finden. Weisheit ist die Kenntniß der Glückseligkeit, Glück dauernde Freude. Freude ist ein Zustand des Vergnügens. Lust oder Wohlgefallen ist ein Gefühl der Vollkommenheit, d. h. einer Sache, die uns befördert oder das Kraftgefühl erhöht.

Hypothese, die anderswo bewiesen wird: Die Welt wird von einem höchst weisen und mächtigen Monarchen regiert, den wir Gott nennen. Lehrsätze: Gottes Zweck oder Ziel ist die eigene Lust oder Selbstliebe. Er hat die Creaturen, besonders die vernünftigen, zu seinem Ruhme, aus Eigenliebe geschaffen. Gott hat Alles geschaffen gemäß der höchsten Harmonie oder möglichen Schönheit. Gott liebt Alle. Er nützt Allen möglichst. Weder Haß noch Zorn, weder Traurigkeit noch Neid berührt ihn. Gott liebt, geliebt zu werden, er liebt, die ihn lieben; er liebt die Geister im Verhältniß zur Vollkommenheit, die er ihnen gegeben. Die Vollkommenheit des Universums oder die Harmonie der Dinge läßt es nicht zu, daß Alle gleich vollkommen seien. Die Frage, warum Gott diesem

Geiste mehr Vollkommenheit verleihe, als einem andern, gehört zu den zwecklosen, als ob Jemand fragte, ob der Fuß zu groß oder der Schuh zu klein ist. Das ist das Geheimniß, dessen Uebersehung die ganze Frage von Gottes Prädestination und Gerechtigkeit verdunkelt hat. Wer Gott nicht gehorcht, ist nicht sein Freund; wer's aus Furcht thut, ist sein Freund auch noch nicht; erst wer ihn über Alles liebt, ist es. — Wer nicht das gemeine Beste sucht, gehorcht Gott nicht; wer Gottes Ruhm nicht sucht, auch nicht; nur wer Beides zugleich sucht, der thut es. Wer Gott nicht durch sein Handeln anerkennt, liebt ihn nicht hinreichend. Wem Etwas an Gottes Thaten mißfällt, hält ihn nicht für vollkommen. Ebenso wenig wer wähnt, Gott handle aus absoluter Willkür (beneplacito) ohne Grund oder aus unvernünftiger Wahlfreiheit. Wer dagegen glaubt, er handle auf die bestmögliche Weise, der erkennt ihn als vollkommen an. — Wer nicht an der Betrachtung der göttlichen Vollkommenheit seine Lust hat, liebt Gott nicht. Alle Creaturen dienen seinem Glück und Ruhme nach ihrer Vollkommenheit. Wer dem Glücke Gottes wider Willen dient, liebt ihn nicht; wer aber sein eigenes Glück in das Gottes setzt, der liebt sich und Gott. Wer ihn liebt, versucht seinen Willen zu erfahren; der gehorcht diesem Willen; der liebt Alle. Wer weise ist, liebt Alle. Jeder Weise sucht Allen zu nützen. Jeder Weise ist Gottes Freund, jeder Gottesfreund ist glücklich. Je weiser Jemand ist, desto glücklicher ist er, bei gleicher Macht. Jeder Weise ist gerecht. Jeder Gerechte ist glücklich. 1711. Definitiones ethicae.

Die Moral ist eine demonstrative Wissenschaft, hat aber dennoch keine angeborenen Grundsätze.[1]) Es würde

[1]) Dieser von „Philalethes" in Locke's Namen ausgesprochene Satz wird von „Theophilus" (Leibniz) nicht zurückgewiesen.

sogar schwer sein, eine moralische Vorschrift von der Art aufzustellen, daß sie mit einer so allgemeinen und so schnellen Zustimmung, wie der Satz: „Was ist, ist!" aufgenommen würde. 1704. Nouv. Ess. I.

Ich gestehe, daß es wenig Vorschriften giebt, zu denen man unumgänglich gezwungen ist, wenn es keinen Gott gäbe, der kein Verbrechen ungestraft und keine gute Handlung unbelohnt läßt. Ebenda.

Wir sind nicht für uns geboren, sondern auch die übrigen Menschen können auf einen Theil unsres Selbst Anspruch machen, und Gott hat über uns ein gänzliches Recht. 1709. Monit. ad Pufend.

Die Sitten haben mehr Kraft als die Gesetze. Ebenda.

Es ist schwer, zugleich der Vernunft und der Gewohnheit Genüge zu thun. 1704. Nouv. Ess.

Ich möchte lieber als Maßstab für das moralisch Gute und die Vernunft nehmen die unveränderliche Regel der Vernunft, welche Gott zu erhalten auf sich genommen hat. Nouv. Ess. II.

Die Tugend ist eine Kraft des Geistes, durch welche wir zur Vollbringung dessen, was wir für gut halten, bestimmt werden. 1670. De vita beata.

Es ist nur zu wahr, daß die großen Gelehrten nicht immer auch durch das wahrhaftige Licht am meisten erleuchtet sind und es giebt sehr wenige unter ihnen, die nur wissen, was dieses Licht ist. 1696 à Mr. B.

Eine Stunde, darin man etwas Herrliches ausgerichtet, ist besser als viele Stunden, die man vergebens zugebracht,

so daß ein kürzeres Leben voll tapferer Thaten für höher, als ein hundertjähriges Alter eines untauglichen Menschen zu halten ist. Vom höchsten Gute.

Die Zeit ist eigentlich das Leben; soviel man an Zeit verliert, verliert man an seinem Leben. Der große Nutzen des Reichthums besteht darin, durch fremde Hilfe die Zeit sich vermehren zu können.
1703 Projet de l'éducation.

Jeder Geist ist eine kleine Gottheit in seinem Departement (Monadologie § 83). — Der Mensch ist in seiner eigenen Welt oder in seinem Mikrokosmus wie ein kleiner Gott, der sie regiert. 1710. Théodicée.

Die Liebe bezieht sich auf das Schöne; schön aber ist das, dessen Betrachtung angenehm ist, durch dessen Vorzüge oder Güter wir ergötzt werden.
1669 Spec. demonstr. polit.

Wie die Betrachtung schöner Dinge an sich selbst angenehm ist, und ein Gemälde von Rafael den Kenner entzückt, abschon es keinen Nutzen abwirft, so daß es gleichsam in das entzückte Auge übergeht, wie durch ein Abbild und Gleichniß der Liebe —: So geht, wenn der schöne Gegenstand zugleich der Glückseligkeit fähig ist, der Affect in die wahre Liebe über. 1693. Codex jur. dipl.

Es ist kein Zweifel, daß die Liebe bei sich selbst anfängt. 1686. Syst. theol.

Im Allgemeinen verachten die Menschen fast nicht so sehr das Laster, als Schwäche und Unglück. Das Gesetz der Ehre dürfte daher sehr zu reformiren sein.
1704. Nouv. Ess.

Ich sehe, daß wenige Menschen meditiren, sei's weil sie in sinnliche Vergnügungen versunken oder in Geschäfte verstrickt sind. Es ist aber leicht, ihnen zu zeigen, daß sie es eines Tages bereuen werden. Denn meditiren heißt: Allgemeine Betrachtungen anstellen über das, was man ist und was aus uns werden wird, so zu sagen sich eine Generalbeichte über sein Leben ablegen, Gewinn und Verlust bezüglich unserer Talente oft berechnen. . . . Der größte Theil der Menschen ist an verworrene Ideen gewöhnt; für die schönsten Wahrheiten hat er keinen Sinn. Er weiß nicht, daß zur Weisheit klare Erkenntniß gehört und daß die Weisheit allein uns vollkommen glücklich machen kann. De l'usage de la médit.

Das Uebergewicht der Neigungen entschuldigt den Menschen nicht, daß er nicht Herr seiner selbst ist; er soll seine Kraft gebrauchen lernen, die in der Vernunft besteht. Widerstehe nur gleich anfangs ungeregelten Leidenschaften, und Du wirst fähig werden, den Ungestüm auch der rasendsten zu zügeln. 1710 Theodicée § 326.

Die Wahrheiten der Moral sind uns auf keine andre Weise angeboren, als die der Arithmetik. Sie gründen sich eben so gut auf Beweise, welche das innere Licht der Vernunft erkennt. Da nun ein Beweis nicht sogleich in's Auge fällt, so darf man sich gar nicht wundern, daß der Mensch das, was in ihm liegt, nicht beständig und nicht sogleich gewahr werde, und die Züge des ewigen Gesetzes, welches Gott, nach Paulus, in sein Herz eingegraben hat, nicht immer deutlich genug entdecke. Nouv. Ess.

Man darf vor allen Dingen nur auf Zweierlei bedacht sein: auf Tugend und Gesundheit — und das Uebrige wird euch gegeben werden. Ep. 8 an Th. Burnet.

In dem Begriff von Tugend überhaupt sind die Philosophen alle einig, wenn sie's auch in der Anwendung

auf einzelne Fälle nicht sein sollten. Sie besteht in der Fertigkeit, die Leidenschaften durch die Vernunft zu mäßigen oder noch kürzer, in der Fertigkeit, der Vernunft gemäß zu handeln. Nouv Ess.

Ueber die Ehe.

— Will derowegen darthun, daß eine beständige, glückselige Ehe einzig allein aus diesen wenig Maximen folgen könne.[1])

Erstlich muß man feste stellen, obgleich fast alle Welt eines Andern beredet, daß weder Ehre, Reichthum, Schönheit oder sonst Etwas dergl., so der Veränderung unterworfen, im geringsten bequem (geeignet) sei, eine Ehe beständig glückselig zu machen.... Ist also sicher zu glauben, daß dasselbe, was eine Ehe beständig glücklich mache, nicht in äußerlichen Sachen bestehe, sondern vielmehr in gewisser natürlicher Zusammenstimmung, Gleichheit der Gemüther, welche, sobald sie Personen von einander vermuthen, oder durch angenehmen Umgang von einander wirklich verspüren, eine wahrhafte Neigung erwecket, ja das Herz ohne einiges innerliches Widersprechen, sich recht getroffen zu sein findet. Eine dergleichen Zuneigung, so diesen guten Ursprung hat, machet hernach bei der Ehe gute Tage weit empfindlich angenehmer, böse aber, die auch nicht außen bleiben, so leicht zu tragen, daß es Niemand glauben wird, als der es selbst wirklich erfahren hat. Hierbei aber ist höchst nöthig zu bemerken, daß nicht in unsern Kräften stehet, solche Liebe oder Neigung herfürzubringen oder auch zu mindern und zu mehren; sondern sie kommt einzig und allein von Gott, welcher in den Herzen derselben, so er zusammen verbinden will, bereits von erster Jugend Alles

[1]) In Leibniz's Nachlaß gefunden. Vgl. Guhrauer, Leben Leibniz's. Bd. 2. Anhang.

so weislich ordnet, daß eine Gleichförmigkeit der Gemüther nothwendig entsteht und dannenhero bei Zusammenkunft dergleichen Personen ein sonderbares (sehr großes) Liebesfeuer angezündet wird. Wie nun derselbe es also erwecket, also kann er auch dasselbe wieder nehmen, ja gänzlich auslöschen, weswegen derselbe, so der einzige Ursprung aller vollkommenen Gaben, ernstlich und oft anzuflehen, daß er selbige stets erhalten und vermehren wolle. Was aber auch unsrerseits hierbei in keinem Falle zu unterlassen, ist aus Nachfolgendem zu erkennen. Daß man nämlich

Zum Andern in Kleidung, Reinlichkeit und allem Demjenigen, so unsre Sinne wohl afficirt, sich nicht zwar prächtig aufführe, aber doch nett und propre bei aller Gelegenheit verhalte. Nun unterlassen zwar junge Leute, die polirt erzogen, absonderlich Frauenzimmer, solches nicht, so lange sie noch unverheirathet sind, aber wie wohl wäre es, wenn es auch nachher im Ehestande stets continuirt würde! Aber da hergegen fast durchgehends die höchst schädliche Maxime, als bedürfe man dergleichen nunmehr nicht, da ein Herz das andre in völliges Besitzthum gebracht, da doch ganz starke Gründe und Ursachen angeführt werden könnten, daß man es jetzo fast mehr benöthigt als vormals, welches mir penetrante Gemüther leicht zugestehen werden.

Drittens dieweil wir gegen Fremde absonderlich gewohnt sind, uns höflich zu bezeigen, und Jedem mit gebührlichem Respect zu begegnen, hernach aber, nachdem wir Jemandem mehr familiär werden, solches nach und nach zu quittiren pflegen, so geschieht es leider hernach, dieweil bei dem Ehestande so große Familiarität sich ereignet, die nicht wohl größer sein kann, daß Eheleute gemeiniglich am allerwenigsten einander mit Respect und Höflichkeit begegnen, da mich doch bedünket, daß es in diesem Stande so nöthig, daß man auch in geringsten Sachen sich niemals verleiten lassen sollte, den Respect, so Eins dem Andern

schuldig, aus Augen zu setzen; welches, da es selbst, wenn es bei ordinärer Freundschaft in Acht genommen wird, solche beständigst unterhält, was wollte es nicht bei ehelicher Freundschaft vielmehr Gutes auswirken?

Viertens, man muß sich gleich anfangs hüten vor Alledem, was auch nur den geringsten Schein und Gelegenheit zu Zank geben kann. Denn Eheleute haben gar viele nothwendige Beredungen mit einander zu halten, und wann man sich gleich anfangs hiezu wohlgewöhnet, so wird es nachher immer leichter fallen. Solches aber wird gar leicht erhalten werden, wenn raisonnable Leute sich nur nicht verdrießen lassen, obschon Eines: „Ja", das Andre: „Nein" saget; denn das thut gar Nichts zur Sache, und kann sein, wie es auch gar oft geschieht, daß ein Jedes seiner Meinung nach Recht hat. Ja es ist nichts Nützlicheres, als daß Eheleute sich gewöhnen, zum Oftern freundliche Gespräche mit einander zu halten, da das Eine dennoch dieser, das Andere ganz andrer Meinung ist und da weder der Mann dem Weibe noch das Weib dem Manne folget oder Gehorsam leistet, sondern daß beide nur dem, was sie in freundlicher Unterredung am besten und nützlichsten zu sein erkennen, sich vornehmen, Folge zu leisten.

Fünftens ist noch eine Sache übrig, die aber meines Urtheils von unglaublich großer Wichtigkeit ist. Es kann im menschlichen, vielem Umgange nicht leicht wohl geschehen, daß man einander nicht zu nahe komme, aber das macht ebenso gewiß nichts aus, wenn man Einem nicht an dem Orte absonderlich nah kommt, wo es einem Jeden am wehesten thut. Das ist nämlich, daß man einander so viel als möglich seine Freiheit, zu thun und zu lassen, wie man sie vor der ehelichen Verbindung genossen, nicht benimmt, und das besonders in derselben Inklination, welche das vornehmste Dominium oder Oberherrschaft bei jedwedem Menschen hat. Hier ist nun nöthig, daß bald anfangs ein Jeder des Andern Humeur und vornehmste Inklinationen

(deren ein jeder Mensch fast eine besondere hat) wohl einstudire; welches leicht geschieht, wenn man viel auf das, was man thut (mehr als auf das, was man redet), gute Obhut hat, und wann endlich eine solche vollkommen wohl erlernet, sich keineswegs unterstehe, absonderlich hierin dem andern conträr zu sein, sondern, so es in andern Sachen ja sein muß, nur hierin vielmehr was man nur ordentlich (irgend) kann, dem Andern förderlich zu sein, bestmöglichst zu thun suche, so wird Eins des Andern Herz vollkommen gewinnen oder, wie man zu sagen pflegt, einander abstehlen. — Wollte aber ja wider Verhoffen diese Inklination in nicht billigen Sachen bestehen, so kann man wohl mit gutem Gewissen nicht hierzu beförderlich sein, aber ich rathe treuerlich, daß man sich auch hierbei nicht gänzlich conträr bezenge, sondern vielmehr als eine Sache, da man selbst interessirt ist, vors Erste um Remedirung (Heilung) Gotte solches gebührend vortrage, und hernach bei Leuten von gesundem Urtheil sich guten Raths erhole.

Sechstens. Wann dies Alles bei der Ehe attendirt wird, so ist die hohe Glückseligkeit, welche in dem Besitz wirklich angetroffen wird, unmöglich durch Worte vorzustellen; dessen aber ohnerachtet, so haben alle sinnlichen Ergötzlichkeiten dieser Art an sich, daß, wann sie nicht mit guter Maßen genossen werden, nicht anders, als bei der angenehmsten Speise stetem Gebrauch, einer Komödie, die man öfters gesehen, oder dem angenehmsten Roman, so man viel Mal gelesen, es sich ereignet, daß Solches uns höchst zuwider sein kann; und also auch hier ein Widersinn der einen Person gegen die andre verursacht werden kann. Wann solches entsteht, so denken viele, es mangelt hiebei Annehmlichkeit, die etwa wo anders anzutreffen, und lassen sich zu ihrem Schaden ein fremdes Feuer verleiten. Geht ihnen aber nicht anders, als demselbigen, so viele Mühe, Gefahr, Zeitverlust, Verdrießlichkeit ausstunde in Bedienung wie er

meint einer fremden Dame, die er aber im Ausgange, da er gedachte, alle seine Herzenswünsche zu erhalten, vor seine eigne Eheliebste erkannte, welche mit Fleiß sich dessen unterfangen, um selbigen durch ganz gewisse Ueberzeugungen von einem schädlichen Wege abzuleiten. Zudem ja durch bloßen Betrug der Einbildung man nach was Andrem mit großem Fleiß trachtet; daß man ohne Mühe, Gefahr und mit bessrer Annehmlichkeit bei sich als irgend anderswo anzutreffen hat, wenn man nur belieben will, sich selbst bei diesem Zufall eine gewisse raisonnable Contrainte oder Zwang anzuthun, indem man erlaubter Freiheit auf gewisse Zeit sich gänzlich zu entbrechen (enthalten) oder durch Abwesenheit oder durch andre dergleichen Mittel solche zu temperiren (mäßigen) sucht, dadurch), wann es vernünftig eingerichtet wird, man das Liebesfeuer nicht anders als mit neuen Flammen erhält, und solches am mächtigsten hervorbricht, die wenigstens sonst nicht bekannt waren. — — — Aber das ist leider zu beklagen, daß man so schöne Maximen so bald nach und nach abdanket, wenn man nunmehr in dem Ehestande sitzet. Daher kluge Leute, so dieses wohl durchgesehen, den Umgang, welchen Verliebte und Verlobte mit einander haben, das Paradies menschlicher Lust, — den Ehestand aber hingegen das Begräbniß aller zeitlichen Vergnügungen genennet; Andre hingegen aus dieser Absicht sich zwar trauen lassen, aber hernach abgesondert gelebet, und dann und wann, wie Verliebte pflegen, einander besuchet, wiewohl meinen wenigen Gedanken nach weder Eines zu befahren noch dem Andern Folge zu leisten, wenn man diesen Mittelweg ergriffe, und sobald man durch Verlöbniß Eins des Andern vollkommen versichert wäre, nicht gleich, wie gewöhnlich geschieht, zur Hochzeit eilte, sondern einige Zeit diese wenige Maximen durch angenehmes Entretien (Beisammensein) praktizirte (übte), bis wir solche unsrer Natur so angewöhnet, daß wir sie auf keinerlei Weise, wenn wir auch

gleich hernach andrer Leute böse Gewohnheiten bei dem Ehestande stets vor Augen sehn, quittiren können.

Hochzeitspräsent, bestehend in sehr leichten Regeln, dadurch zwischen Eheleuten eine beständige Liebe und Vergnügung zu erhalten. [1])

Das Sakrament der Ehe, welches gemäß der ursprünglichen Einsetzung und Bestimmung Gottes, wie auch der das Ehebündniß Eingehenden die unzertrennliche Verbindung eines Mannes und eines Weibes nach der Lehre Christi ist.... Aber was sollen wir von den ungläubigen Völkern sagen, wenn einige derselben durch Gestattung der schon lange eingewurzelten Polygamie bekehrt werden könnten, in deren Verweigerung aber das alleinige Hinderniß für eine so große Wohlthat offenbar entgegenstünde? ... Nach dem Vorgange des göttlichen Beispiels (im Alten Testament) und mit Rücksicht auf das Herz würde der Pabst nach meiner Meinung gut daran thun, wenn er gegen eine so große Wohlthat diese Unvollkommenheit gestattete, die selbst in Gottes Augen an seinen Heiligen nicht unerträglich war.

1686. Systema theol.

Soviel steht nach dem ausdrücklichen Worte Christi fest, daß Ehescheidung so gut wie Polygamie dem Zwecke des ursprünglichen göttlichen Gesetzes zuwiderlaufe, welches nur zwei zu einem Fleische verbindet; und nicht will, daß, was Gott verbindet, vom Menschen getrennt werde; so jedoch, daß selbst nach dem Zeugnisse Christi wegen Herzens-

---

[1]) Eckhardt, sein Sekretair, berichtet von ihm: „Zum Heirathen hatte er in seinem fünfzigsten Jahre (1696) einmal Lust, wie aber eine gewisse Person, auf die er zielte, sich erst bedenken wollte, verging ihm die Neigung, und er pflegte hernach zu sagen: „Er hätte immer gedacht, er habe hierzu noch Zeit genug, und nun sehe er, daß es zu spät sei". — Man hat auch Leibnizen die Maxime nachgesagt, „Heirathen sei gut, doch müsse ein weiser Mann sein ganzes Leben darauf denken". Ludovici.

härte oder menschlicher Schwäche, nach dem Vorgange des göttlichen Beispiels, aus wichtigen Gründen oder aus Nothwendigkeit Dispens ertheilt werden kann, gleichwie man auch von einem Gelübde dispensirt werden kann. Ebenda.

Uebrigens findet sich nirgends, daß nach göttlichem Rechte zur Gültigkeit einer Ehe die Zustimmung der Eltern erforderlich sei, wiewohl man sie nicht ohne schwere Sünde übergehen möchte. Ebenda.

Obgleich übrigens die Ehe ein Sakrament ist und als etwas Untadeliges angesehen werden soll, so muß man doch aus einleuchtenden Gründen und der Uebereinstimmung der Völker, wie auch nach den ausdrücklichen Worten der hl. Schrift bekennen, der Cölibat, keusch gehalten, sei lobenswerther. Denn nicht nur erhebt sich der Geist freier zur Betrachtung der himmlischen Dinge, sondern es wird auch das Heilige, bei der Seele und des Leibes Keuschheit und Reinerhaltung von Lust und fleischlicher Begierde, reiner und würdiger behandelt. Ebenda.

Da die Materie des Ehesakraments der bürgerliche Vertrag, dieser aber vielmehr der weltlichen als der geistlichen Macht unterstellt ist, so kommt es an sich und aus der Natur der Sache die Gewalt, Ehehinderuisse festzusetzen und zu heben, der bürgerlichen Macht zu.

1674. De matrim. princ. Germ. valid.

Christus hat das Recht der weltlichen Fürsten nicht vermindert, indem er den bürgerlichen Ehevertrag zu einem Sakrament erhob; denn er hat genügend bezeugt, sein Reich sei nicht von dieser Welt. Ebenda.

18. Kunst.

Es ist nicht unmöglich, daß es Thiere giebt, welche größere Sensibilität für Musik haben als wir, und durch musikalische Verhältnisse erfreut werden, die wir kaum empfinden. Vielleicht aber würde uns die größere Feinheit unserer Sinne mehr schaden als nützen; denn wir würden durch Geruch, Gesicht und Getast viel Unangenehmes empfinden, und wer für die Musik zu feinen Sinn hat, wird durch gewisse Fehler, die bei der Herstellung der Instrumente nicht gut zu vermeiden sind, verletzt, wodurch die Zuhörer nicht verletzt zu werden pflegen. Wir zählen in der Musik nicht über fünf, den Völkern ähnlich, welche nicht über drei hinausgehn, und auf die das deutsche Sprüchwort passen würde: „Er kann nicht über drei zählen“. Denn alle unsre gebräuchlichen Intervalle bestehn aus Verhältnissen, die zusammengesetzt sind aus Verhältnissen zwischen zwei Primitivzahlen: 1, 2, 3, 5. Wenn uns größere Feinheit gegeben würde, so könnten wir bis zur Primitivzahl 7 vorschreiten. Auch glaube ich, daß es in der That solche Leute giebt. Daher entging auch den Alten die Zahl 7 nicht ganz. Aber kaum wird es Leute geben, welche bis zu den nächsten Primitivzahlen 11 und 13 vordringen. Das Verhältniß der Consonanz aber muß man, glaube ich, aus der Uebereinstimmung der Anschläge ableiten. Die Musik ist eine verborgene Uebung der Arithmetik, ohne daß der Geist sich bewußt ist, daß er zähle. Denn er thut Viel in den confusen oder unmerklichen Vorstellungen, was er durch bestimmte Apperception nicht zu bezeichnen vermag. Denn die sind im Irrthum, welche glauben, es

gehe nichts in der Seele vor, dessen sie sich nicht bewußt sei. Die Seele also, obgleich sie nicht merkt, daß sie zählt, merkt doch die Wirkung dieses unmerklichen Zählens oder das Vergnügen an den Harmonien, das Mißvergnügen an den Dissonanzen. Denn aus vielen unmerklichen Congruenzen entsteht das Vergnügen. In der Octave stimmt der zweite von je zwei Anschlägen einer Anschlagsreihe mit jedem entsprechenden einer andern Reihe. In der Quinte stimmen die je dritten mit den zweiten Anschlägen der andern Reihe zusammen. 1712 an Chr. Goldbach.

Eine starke Einbildungskraft entsteht entweder durch Gemälde oder durch Töne, denn durch die übrigen, ein wenig gröbern Sinne werden die Dinge nicht ebenso gut vorgestellt. Die Gemälde sind hier deutlicher, die Töne aber kräftiger, weil dort Ruhe, hier Bewegung stattfindet. Die Worte aber sind Töne, welche vorzüglich die Erinnerung an gemalte oder gesehene Dinge erregen. Daher haben auch die in Gedichte und Lieder gefaßten Worte, weil sie zugleich Bilder hervorrufen und Töne erregen, eine unglaubliche Wirkung. Und ich zweifle nicht, daß ein Mensch durch Lieder in Wuth gesetzt, eingeschläfert, aufgeregt, gereizt, zum Lachen, zum Weinen und zu allen Arten Affecten gebracht werden kann. Und ich sehe, daß die letzten Reformatoren der Religion[1]) diese Kunst gebraucht haben, das Volk in Deutschland und Frankreich durch Lieder zu der wahren Religion herbeizulocken. Welche unglaubliche Wirkung dies hervorbringt, ist Denjenigen bekannt, welche wissen, daß aus den beständigen Wiederholungen dieser Lieder das Volk noch jetzt das süßeste Vergnügen schöpft, und es kaum einen Handwerker, eine Nähterin giebt, welche nicht durch diese Erholung sich die Arbeit würzt und die Langeweile vertreibt. Daher bin ich der Meinung, daß die

[1]) Luther und Calvin.

Dichter sich um das gemeine Wesen nicht besser verdient machen könnten, als wenn sie mit allen Kräften sich darauf legen, die etwaige Seligkeit mit aller Art Farben zu malen und den Gemüthern einzuprägen. Denn die Laster werden sowohl in Liedern als in Schauspielen gefeiert, und schon ist es ein Vorurtheil des Volks, daß die Liebeslieder die schönern seien. Wenn nun Schauspiele zur Darstellung der Schönheit des ewigen Lebens und zur Malerei der schrecklichen Strafen der Verbrecher angewandt würden, so würde es besser um das menschliche Geschlecht stehen. Wenn schon die Lieder das höchste Vergnügen hervorbringen können, wenn die Soldaten durch Kriegstrompeten von Verachtung des Todes beseelt werden, wenn endlich alle Affecte durch die Musik in Bewegung gesetzt werden können, so wird ein Jeder, durch eine so lebendig und tief als möglich eingeprägte Erinnerung an eine Musik sich jeglicher Art Affecte und das Vergnügen einiger Affecte eindrücken können. Die Sybariten ertheilten Belohnungen Demjenigen, welcher eine neue Art von Vergnügungen erfunden hatte: ich aber glaube, daß die Christenheit demjenigen sehr viel schuldig sein werde, welcher bewirkt, daß das meiste Vergnügen mit der Frömmigkeit verbunden sei.

Guhrauer, Leben Leibniz's II, 360.
Observationes Leibn.

Die Kurfürstin wie auch Mad. .... erwarten mit Ungeduld die Vollendung des Romans „Octavia“[1]) und ich mindestens ebenso sehr. Die Geschichte des indischen Fürsten, der an die Seelenwanderung glaubt, hat mir außerordentlich gefallen und hat die hiesigen Freunde des Herrn Helmont ergötzt, der uns versprach, daß wir einst auch Sterne sein

[1]) Den der Herzog Anton Ulrich (1633—1714) verfaßt hat. Auch er war zur katholischen Kirche übergetreten. Seine Romane, die elegant sein sollen, sind steif und geschmacklos.

sollen, obgleich ich nicht weiß, ob er uns grade in der Milchstraße angesiedelt hätte.

1690 an den Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel.

Je seltener etwas artiges in der Teutschen Dichterkunst das Licht schauet, je sorgfältiger müssen dergleichen rare Geburten in Obacht genommen werden. Gegenwärtige, in Nebenstunden verfertigte Gedichte[1]) gehören mit Fug und Recht unter diese Zahl. Und es ist gewiß, daß, wenn der vortreffliche Verfertiger nicht mit so vielen Staatsgeschäften in seinem Leben überhäufet gewesen wäre, er vor den größten Poeten hätte können passiren.[2]) Seine Worte sind auserlesen, die Redensarten nachdrücklich und sinnreich, die Zusammensetzung ungezwungen. In geistlichen Sachen läßt er überall etwas feuriges, in weltlichen etwas anzügliches, in Satyren etwas durchdringendes, und in Uebersetzungen eine natürliche Reinlichkeit durchblicken. Wir wollen zur Probe ein und anderes, wie es uns vorkömmt, anführen.

Die Gedanken, so er in seiner letzten Krankheit gehabt (p. 1), sind werth, daß sie ein jeder Christ in festem Gedächtniß behalte. Die letzte Strophe lautet also:

Wenn heut mein Ziel der Jahre,
Mein letzter Abend ist,
Wohlan! Wenn ich nur fahre,
Wo Deine Wohnung ist.
Doch soll ich länger leben,
So laß den festen Schluß
Mir stets vor Augen schweben,
Daß ich einst scheiden muß!

[1]) „Nebenstunden unterschiedener Gedichte" Berlin 1700. Der Verfertiger dieser Gedichte ist der sel. Herr v. Canitz, weyland Ihrer Churf. Durchl. zu Brand. geheimbter Rath.

[2]) Besonders aber hielten ihn seine eigene Nüchternheit und sein Streben nach Verständlichkeit und Glätte zurück.

Von dem elenden Zustande der Teutschen Dichterkunst[1]) singet er (p. 63 seq.) folgendermaßen:

Gieb Achtung, bitt ich dich, wie unsre Lieder schallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit sich das Gebiet des Teutschen Bodens streckt.
Durch Opitz's[2]) stillen Bach gehn wir mit trocknen Füßen,
Wo sieht man Hoffmann's Brunn'[3]) und Lohnsteins Ströme[4]) fließen?
Und nehm ich Bessern[5]) aus, wem ist wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippokrene kennt? ꝛc.

Doch wir halten uns zu lange auf und können doch nicht alle Artigkeiten vorstellen. Genug, es kann der Leser aus diesen Klauen den Löwen sattsam erkennen.

1700 Monatl. Auszug.

Es ist dieses Buch[6]) itzo nur wieder aufgelegt, und nennet sich dessen Autor Salomon von Golau, in den 1654 in 8. herausgegebenen Sinn-Gedichten. Sein wahrer Name aber ist Friedr. Freih. von Logau, wie M. E. N. in specim. de Poetis Germ. p. 40 angezeiget. Er ist weyland der Herzoge von Liegnitz Rath gewesen, und es haben seine Sinngedichte guten Theils Geist und Leben in sich, und lassen sich wohl und mit Vergnügen lesen. Doch sind die Verse zuweilen etwas hart. Eine Probe zu geben, wird verhoffentlich dem Leser nicht zuwider seyn. In den geistlichen Gedichten sagt er von Christi Nachfolge in Nr. 40 also:

---

[1]) Eben schrieb Leibniz „Tichterkunst", wie er überhaupt und seine Zeitgenossen in der Orthographie und Wortbildung nicht consequent ist.

[2]) Opitz, von der deutschen Poeterey 1624.

[3]) Chr. Hoffmann v. Hoffmannswaldau 1618 - 79.

[4]) Dan. Casp. v. Lohenstein 1635—83.

[5]) Joh. v. Besser 1654—1729.

[6]) S. v. G. auferweckte Gedichte Frankfurt und Leipzig 1702, lebte 1604—1655.

Es ist gar schlechte Kunst, dahin mit Christo gehn,
Wo Wein vor Wasser muß in allen Krügen stehn.
Wann aber Blut vor Schweiß zu Erden häufig fällt,
So lob ich den alsdann, der Stand bey Christo hält. —

Es wäre zu wünschen, daß ein tüchtiger Kopf sich über die vielen teutschen Poeten machte, und die nettesten Epigrammata, Sonnete und Madrigale, nebst andern scharfsinnigen (!) Gedanken daraus in einem Buche herausgebe. Er würde vielleicht bey uns Teutschen dasjenige antreffen, was man sonst so weit her aus Frankreich und Italien geborget. Der in der teutschen Poesie artig geübte Herr Neukirch[1]) hat sich dergleichen ehemals vorgesetzet, und die Probe, so er in der wohleingerichteten Vorrede über Hoffmannswaldau und andrer teutschen Poeten auserlesene Gedichte davon gegeben, dieselbe zeiget an, daß er dem Werke vor Andern würde seyn gewachsen gewesen.

1700 Monatl. Auszug.

Es hat der erste Theil von diesem Buche[2]) sich schon vor ungefähr einem Jahre bei der gelehrten Welt bekannt gemacht, und nicht geringes Lob verdienet, dahero dessen Autor nicht übel gethan, daß er mit den übrigen denen Liebhabern auch an die Hand gegangen, als welchen die Schlesischen Delicatessen nicht anders, als wohlgefallen können. Denn obgleich ein und andre Redensart oder Reim bisweilen einem Meißner hart in die Ohren klingt, so muß er sich doch erinnern, daß die Schlesische Mundart dergleichen öfters mit sich bringe, und sinnen und können; entrissen, müssen; regnen, begegnen; begehren, nehren; mögen, liegen; kömmt, stimmt ꝛc. bey ihnen, mit einander zu reimen, eben kein Verbrechen der beleidigten Majestät sey.

[1]) Benj. Neukirch 1665 1729.
[2]) Des Schlesischen Helicons auserlesene Gedichte Ander Theil 1700.

Es befinden sich auch etliche Uebersetzungen in diesem Buche, so in Wahrheit artig genug sind, und sich mit Vergnügen lesen lassen. Wir wünschen unterdessen nur, daß mehr dergleichen gelehrte Männer mögen gefunden werden, durch welche die in letzten Zügen liegende deutsche Poesie ihre letzten Seufzer ausstoßen könne.

1700 Monatl. Auszug.

Der Herr Autor sagt in der Vorrede,[1]) er habe, nachdem er zwey Tragödien von traurigen Ausgängen spielen lassen, anitzo eine machen wollen, deren Ende glücklich ausliefe; obgleich Aristoteles denen von der ersten Art den Vorzug gebe, und glaube, es schicke sich ein trauriger Ausgang am allerbesten zu einer Tragödie und könne am meisten das Herze rühren; sogar, daß er zu behaupten suche, es haben die Poeten, welche einen fröhlichen Ausgang erwählet, ein solches ihren Zuschauern zu Gefallen gethan, als die da nicht behertzt genung gewesen, an einem traurigen Ende ihr Vergnügen zu finden. Der Herr Dacier bauet an den Noten über des Aristotelis Poeticam auf diesen Grund und saget in der Vorrede der von ihm übersetzten Electre: die Spiele, so glücklich sich endigten, konnten weder Furcht noch Mitleid erwecken. Mr. de la Fosse anwortet, es können sowohl Furcht als Mitleiden durch die Gefahr, worin sich die ersten Personen befinden, erregt werden, und es überwögen die Thränen, welche uns das Vergnügen, sie der Gefahr glücklich entkommen zu sehen, herauslocke, bey weitem diejenigen Traurigkeitsthränen, welche wir vergießen würden, wenn wir sähen, daß besagte Personen unterlägen. Er ruft zu Zeugen die Vorstellung des Cid und der Iphigenie (von Corneille) und bildet sich nicht ein, daß mehr Kleinmüthigkeit oder weniger Herzhaftigkeit da sey, wenn man vor Freuden oder vor Traurigkeit weine.

[1]) Thésée, Tragédie par Mr. de la Fosse; à Paris, chez Pierre Ribou 1700.

Die Frage ist schön und würdig, mit genauen Augen betrachtet zu werden; doch läßt sie sich auf beyden Seiten disputiren. Des Autors Meynung scheint die vernünftigste, und könnte man dessen Gründen beyfügen: Daß nicht abzusehen, was darinne vor eine Herzhaftigkeit stecke, wenn ich mich über das Unglück und Elend ergötze; denn es ist hierunter eine etlichermaßen unmenschliche und wilde Neigung, von der auch das römische Volk nicht loszuzählen ist, wenn es sich an den Fechtern belustiget, welche, um ihnen ein Vergnügen zu machen, sich unter einander umbrachten. Es würde zwar eine Standhaftigkeit seyn, wenn man weder Freude noch Schmerzen von dem Unglück eines Andern empfünde; doch ist besser, daß dergleichen Standhaftigkeit sich bey Menschen nicht findet, als welche gegen das Unglück eines andern unempfindlich machet. Denn durch die bloße Vernunft lassen sie sich keineswegs leiten, und wie sie nothwendig gewisse Gemüths-Regungen haben müssen, so ist am besten, daß dieselben der Vernunft und ihrer Schuldigkeit gemäß seyen, und ist folglich nicht nützlich, ihnen zu lehren, diejenigen Bewegungen zu verwerfen, welche ihnen die Natur zum Besten des menschlichen Geschlechts gegeben. Denn sonst würde folgen, daß es löblich sey, sich den Tod eines Vaters oder einer Mutter oder eines Bruders nicht zu Herzen gehen zu lassen; indem der Unterschied nur blos in den Graden ist, und alle Menschen sich unter einander angehen, daß man also bei gewissen Zufällen nothwendig mit seinem Nächsten Mitleid haben muß, obgleich ein solches in der That mehr nothwendig als angenehm ist. Weswegen es mit den Neuern zu halten, so die Tragödien vom fröhlichen Ausgang, d. i. in welchen die Tugend belohnet und das Laster gestrafet ist, denen andern vorzuziehen: wie denn alle Liebes-Geschichten oder Romanen, so einiger Wichtigkeit sind, diese Regel zur Richtschnur haben.

1702 Ebenda.

Man fängt itzo an in Frankreich, Schauspiele zu machen, darinnen keine Liebesgeschichten sich finden, da doch das Gegentheil daselbst eine geraume Zeit her vor ein Gesetz gehalten worden. Welches daher kommet, daß der König anjetzo gezeiget, er wolle gern alles vermieden wissen, was einige Anleitung zum Bösen geben kann, ob es gleich an sich selbst nicht böse sein möchte.[1]) Auf diese Art nun ist das Trauerspiel von Absalon[2]), so noch nicht gedruckt ist, aufgesetzet, welches Mr. Duché verfertigt und theils hohe Personen vor dem König gespielet....

Man muß bekennen, daß die Verse artlich genung, bey der Erfindung aber darinne etwas anzustehen, daß der Autor zu Zeiten von der Hl. Schrift abgehet. Nun pflegt man bey Romanen und Gedichten den Poeten gerne zu erlauben, daß sie etwas hinzutichten, nicht aber, daß sie sich von der bekannten Beschaffenheit entfernen. Viel weniger sollte es bey der Hl. Schrift geschehen, deren Historie ohnedem männiglich bekannt, und also nicht zu vertuschen. Man weiß ja, daß Achitophel ganz um andrer Ursachen willen, und ganz auf eine andre Weise, als hier erzählet wird, sich erhenket; Absalon auch von Joab nicht von ungefähr getödtet worden, u. dgl. m.

1702 Monatl. Auszug.

Der Autor[3]) verwundert sich, daß Mademoiselle de Scudery in ihren Conversationen (Tom. II, p. 49) den Nutzen der Romane, und daß man vermittelst ihrer zu allen Tugenden und zur Gottesfurcht selbst, wie auch den Wissenschaften ohne Ekel und mit einer löblichen Annehm-

[1]) Durch den Einfluß der Madame de Maintenon wurde Louis XIV. bigott.

[2]) Absalon, Tragédie tirée de l'Ecriture Sainte. Msc. — François Duché war ein Nachahmer Corneille's.

[3]) G. Heidegger, Mythoscopia Romantica gegen die Romane. Zürich 1698.

lichkeit geleitet werden könne, behaupten wollen. Allein es scheinet, daß solches eben nicht ungereimt, wenn, unter erdichteten Beschreibungen und Erzählungen, schöne Ideen, so sonst in der Welt mehr zu wünschen als anzutreffen seyn, vorgestellt werden: davon in den Scudery'schen Romanen selbst einige nicht geringe Proben anzutreffen.[1]) Wie dann auch dergleichen in denjenigen Büchern zu ersehen, die eine erwünschte Regierung gedichtsweise vorstellen. Und obschon die Vollkommenheit nicht völlig zu erreichen, so ist doch deren Vorbildung nützlich und einigermaßen nöthig, weiln Cicero wohl sagt: stultissimum est, sibi ad imitandum non optima quaeque proponere.[2]) Wenn derowegen ein Roman oder ander Gedicht dergestalt gemacht ist, ist es nicht allein nicht zu tadeln, sondern hoch zu rühmen. Und würde es nicht wohl gethan seyn, wenn man die annehmlichsten Erfindungen der Menschen, als: Verse, Schauspiele, Romane, Musik, Mahlerey u. dgl., nur allein der Ueppigkeit eigen lassen und nicht zum Guten anwenden wollte. Es hat ja Gott selbst mit dem Sing- und Saitenspiel, auch heiligen Zierrathen in seinem Wort uns solchen guten Gebrauch gewiesen, und Apologos, nicht weniger auch Parabolen demselben einverleibet. —

Huetius halte davor, die Romanen seyen durch die Provinzial-Trouverren (provençalischen Troubadours) oder Marksinger wieder erwecket worden; doch stände dahin, ob Salmasii Meynung zu verwerfen, daß die Spanier dergleichen von den Arabern hätten, und daher der Amadis, so Spanischer Herkunft ist, soviel von Zauberey habe. Wiewohl man schon ohnedem von langer Zeit her von den klugen Frauen oder Feen und Nixen viel in den Mährlein und

[1]) Madeleine de Scudery, Dichterin des „Hôtel Rambouillet", schrieb die langweiligen Romane: „Clelia" und „Der große Cyrus."

[2]) Das Thörichtste ist, sich nicht das Beste zur Nachahmung zu nehmen.

Poeten gesprochen, und schon Apulejus seinen güldenen Esel mit Zauberey-Werk anfänget....

Man muß ohnstreitig einräumen, daß viel Romanen eher schädlich als nützlich und selbige billig zu meiden, die übrige, nützliche und gute auch nur denen zu erlauben, die nicht die Zeit damit verliehren; weniger geärgert werden, sondern Nutzen daraus schöpfen; dergleichen von allerhand Büchern zwar, doch aber sonderlich von Poeten und Romanen zu sagen, als die vor andern locken und ambigui effectus (zweifelhaften Erfolges) seyn.... Es sollen billig auch unsre Belustigungen selbst zum Nutzen eingerichtet sein, und wenn die Romane alle wären, wie die schöne Argenis; die durchlauchtige Aramena, oder die vortreffliche Octavia[1]), (nach deren völliger Verfertigung so viele verlanget) und was von der mit Recht belobten Mademoiselle de Scudery herkommen, würde man den Nutzen mit der Süßigkeit nicht leicht anderswo besser vermischet finden und mit dieser demnach zu wünschen haben, daß alle nützliche Wissenschaften, so viel thunlich, in solches Gold eingefasset wären.

1700 Monatl. Auszug.

Es ist meine unvorgreifliche Meynung, daß eine Opera oder Sing-Schauspiel nichts andres sei, als ein sehr wohl erfundenes Mittel, das menschliche Gemüth auf's allerkräftigste zu bewegen und zu rühren; dieweil darin die nachdrückliche Einfälle, die zierliche Worte, die artige Reimbindung, die herrliche Musik, die schöne Gemälde und künstliche Bewegungen zusammenkommen, und sowohl die innerliche, als auch die beyden obern äußerlichen Sinne, so dem Gemüth vornehmlich dienen, vergnüget werden. Gleichwie nun die Beredsamkeit sowohl zu gutem als bösem Zwecke zu gebrauchen, also ist's auch mit diesem neu ersonnenen Bewegungsmittel bewandt, welches den Menschen zur Geilheit,

[1]) Romane des Anton Ulrich von Braunschweig.

Rachgier, Hochmuth reizen, und auch zur Tugend, Beständigkeit und wahrer Ehre und ungefärbter Frömmigkeit ermuntern kann. Also daß, meines Ermessens, dergleichen Schauspiele im gemeinen Wesen nicht abzuschaffen, sondern als ein kräftiges Instrument zur Regierung des gemeinen Mannes zu gebrauchen wären. Nur hätten Obrigkeiten und Seelsorger billig dahin zu sehen, daß damit wohl umgegangen werde; wie dann einige Comödien so bewandt, daß sie mehr Schaden als Nutzen bringen, als z. E. das sog. Festin de pierre, worinnen ein Atheist vorgestellt wird. Was bey den hl. Vätern gegen die Schauspiele sich findet, scheinet auf den bloßen Mißbrauch zu gehen.... Sonsten scheinet, daß die Opera ihren Ursprung von der Kirchenmusik genommen. Denn gleichwie die Passionshistorie und andre geistliche Begebenheiten durch etliche singende Personen, darunter ein Evangelist, so die Erzählung ausführt und aneinander knüpft, vorgestellt worden; wie ich denn einige Stück gesehen, darinne neben andern singenden Personen il Testo (der Text, anstatt des Evangelisten) sich findet. Weilen aber es künstlicher und zierlicher, das Werk auch ohne Einführung eines eignen Dollmetschers verständlich zu machen, gleichwie ein schlechter Maler, so bey (einer) von ihm entworfenen Jagd sagen müßte: hic canis, ille lepus (das ist ein Hund, das ein Hase) — so hat man diesen Text-Leser bald abgeschafft, und nunmehr die Oper auf Art der Comödie eingerichtet.

1681 an den Operndichter Marci.

Ich bin selbst zu der Zeit, da Molière gestorben (1673), zu Paris gewesen, und habe sowohl ihn, als hernach seinen Geist[1]) spielen sehen. Daraus folgt, daß derjenige, so eine vermeinte Lebens-Beschreibung des P. de la Chaise

[1]) Ombre de Molière, von einem Verehrer gedichtet 1674, worin Molière vor Pluto angeklaget, aber nach glänzender Vertheidigung freigesprochen und zwischen Plautus und Terenz eingereiht wird.

herausgegeben, sehr weit von der Wahrheit abgegangen, indem er vorgiebt, daß Molière mit seinem Tartüffe oder scheinheiligen Betrüger auf diesen Kgl. Beichtvater gezielet. Immaßen ganz gewiß, daß er erst lange hernach an den Hof kommen und Beichtvater worden.... Es verhält sich aber mit dem Pater de la Chaise in der That also, daß er sich gar nicht durch Hofstreiche, sondern durch sein große Gelehrsamkeit herfür gethan, indem er nicht nur ein erfahrner Theologus, sondern auch in der Mathesi, Naturkündigung und neuen Philosophie ungleich mehr bewandert gewesen, als bey den Jesuiten damahl bräuchlich, und daher mit großem Lob in dem Collegio zu Lyon gelehret.... Er hat auch überdies große Wissenschaft in Medaillen und andern Antiquitäten gehabt. 1694 an W. E. Tenzel.

Es wird ein Télémaque in kurzzeiligen Versen, welche die Franzosen burlesques nennen, gedruckt. Eben derselbe Autor hat auch Iliadem Homeri in eben solcher Schreibart übersetzt. Des seligen Hrn. Fenelons herrlichen Telemachum in kurzweilige Verse bringen, kommt mir eben vor, als wenn man aus der Judith ein Possenspiel machen wollte. Mit dem Homero kann es besser angehen,[1]) weil ich selbst dafür halte, daß Homerus die Götter und Helden lächerlich vorgestellet, indem er nicht, wie Virgilius,[2]) für einen Augustum etwas Majestätisches, sondern für den griechischen Pöbel, dem er seine Aufsätze (!) vorgelesen, was Lustiges machen wollen. Inzwischen zeigt er an vielen Orten seinen großen Geist und schwingt sich hoch, wenn er will. 1716. Dictirt.

---

[1]) Vielleicht denkt Leibniz an die Batrachomyomachie, eine Parodie Homers.

[2]) P. Vergilius Maro, 70—19 a. C., dichtete seine „Aeneis" für Augustus; seine Helden sind zwar würdig, aber auch steif und oft langweilig.

19. Vernunft und Glaube.

Ich setze voraus, daß zwei Wahrheiten einander nicht widersprechen können; daß der Gegenstand des Glaubens eine solche Wahrheit sei, welche Gott auf eine außerordentliche Weise geoffenbart hat; und daß die Vernunft ein Zusammenhang der Wahrheiten sei, sonderlich aber, wenn sie mit dem Glauben verglichen wird, derjenigen Wahrheiten, die der menschliche Verstand natürlicher Weise, ohne das Licht des Glaubens, erreichen kann.

1710 Théod. Discours § 3.

Die Gesetze der Natur sind der Dispensation des Gesetzgebers unterworfen; hingegen die ewigen Wahrheiten, z. E. die geometrischen, durchaus unveränderlich sind; und also kann ihnen auch der Glaube nicht zuwider sein. Hieraus folgt, daß ein unüberwindlicher Einwurf gegen die Wahrheit unmöglich sei. Ebenda § 28.

Ein von Gott inspirirter Mensch kann den übrigen keine neue einfache Vorstellung mittheilen, weil er sich nur der Worte oder andrer Zeichen, welche in uns einfache, durch Gewohnheit verbundene Vorstellungen erwecken, oder deren Verbindung bedient. 1704. Nouv. Ess. IV.

Das unverfälschte Gewissen eines Jeden ist der einzige Richter hier auf Erden. Bei Foucher I, 77.

Es genügt uns in den Geheimnissen Gewißheit über das Was (τί ἔστι), aber das Wie (πῶς) ist uns zu hoch und nicht nothwendig. 1710 Discours etc.

Man muß oft unsre Unwissenheit anerkennen, und das ist besser, als sich in den Galimatias zu werfen, indem man Rechenschaft für Dinge giebt, die man nicht begreift.

1711 à Hartsoecker.

Philosophie und Theologie sind zwei unter sich zusammenstimmende Wahrheiten, und das Wahre kann mit dem Wahren nicht streiten; wenn daher die Theologie mit dem Ausspruch auf ihre Wahrheit sich der Philosophie widersetzen sollte, so wäre sie falsch; eine Theologie, die gegen die Vernunft kämpft, wird immer verdächtig sein. 1706. Réfut. inéd. de Spinoza.

Nichts trägt mehr dazu bei, die Gebildeten der Religion zu entfremden, als wenn sie sehen, daß Etwas auf absurde und hartnäckige Weise vertheidigt wird.

Apol. cath. verit.

Will man schon Alles, was über unsre gegenwärtige Vernunft geht, ein Mysterium nennen, so wird man auf unzählige physikalische Mysterien stoßen. Fragt man z. B., ob die Textur des Wassers über unsre Vernunft gehe, so antworte ich: Ueber die gegenwärtige.

1701. Annott. ad Tolandi l.

Eins von diesen drei Dingen muß man nothwendig annehmen: daß entweder die Vorsehung, welche doch der Kirche so großen Schutz zugesagt hat, schlecht für uns gesorgt habe, wenn sie uns keinen sichern Weg zum Heil gezeigt, oder die verhandelten Fragen nicht von so großer Wichtigkeit seien, daß ein Irrthum bez. derselben das Heil gefährdete, oder daß den Menschen irgend ein leicht und sicher anzulegender Maßstab gegeben worden sei.

Apol. verit. cath.

Alle Menschen schulden der Kirche rückhaltlosen Gehorsam in Sachen des Glaubens, soweit es ihnen mög-

lich ist. Diese Ausnahme ist nothwendig, denn wenn Jemand darin offenbaren Widerspruch sähe, so wäre ihm der Glaube daran unmöglich.

1679 an Herzog Joh. Friedrich.

Die Menschen glauben, der dogmatisirende Geist sei ein Kennzeichen ihres Eifers für die Wahrheit, während grade das Gegentheil der Fall ist. Die Wahrheit liebt man nur in dem Grade, als man geneigt ist, die Beweise dafür zu prüfen; überstürzt man sein Urtheil, so ist man stets durch nicht ganz reine Motive geleitet.

1704. Nouv. Ess. IV.

Es ist Schade, daß große Männer sich durch Vorurtheile gezwungen sehen das aufrecht zu erhalten, was sie zuerst von Allen verworfen würden, wenn sie frei wären.

1693 à Bossuet.

Nicole redet in den Worten, welche Bayle von ihm anführt, von dem Triumph der Autorität über die menschliche Vernunft. Aber da die Vernunft ein Geschenk Gottes ist, so gut wie der Glaube, so würde in ihrem Kampf gegen einander Gott gegen Gott kämpfen; und wenn die Einwürfe der Vernunft gegen einen Glaubensartikel unauflöslich sind, so wird man sagen müssen, daß dieser vorgebliche Artikel falsch und nicht offenbart sei, es wird eine Chimäre des menschlichen Geistes sein.

1710 Théodicée. Avant-propos.

Man giebt zwar allgemein zu, daß die christliche Religion Nichts in sich enthalten müsse, was der Vernunft zuwider, folglich ungereimt wäre; daß sie aber nichts enthalten könne, was über die Vernunft ist, das sehe ich nicht ein, mit welcher Wahrscheinlichkeit man dies behaupten kann. Denn die göttliche Natur, die unendlich ist, ist ja selbst nothwendig unbegreiflich, und es ist auch bei allen Substanzen etwas

Unendliches. Daher können wir auch nur die unvollständigen Begriffe (als die Begriffe der Zahlen, Figuren und andern zufälligen Beschaffenheiten von dieser Art, die Folgen der Abstraction des menschlichen Geistes sind) vollkommen begreifen. 1701. Annotatt. ad Tolandi libr.

Ich stimme Euch völlig darin bei, wenn ihr der Meinung seid, daß sich der Glaube auf die Vernunft gründen müsse. Warum sollten wir sonst die Bibel dem Koran oder den alten Büchern der Braminen vorziehen?

Nouv. Essays.

Betreffs des Glaubens betrachten Viele den Gedanken, der sie zu einer Untersuchung führen könnte, als eine Versuchung des Teufels, welche sie nicht besser überwinden zu können glauben, als wenn sie ihren Geist auf jeden andern Gegenstand richten. Ebenda.

Es heißt die Philosophie heiligen, wenn man die Bäche aus der Quelle des göttlichen Wesens ableitet. Und so muß man die Religion mit der Vernunft versöhnen.

1687 an Bayle.

Durch die Vernunft müssen wir glauben.

1704. Nouv. Ess. IV.

Die einzige Regel des Glaubens ist, nichts zu glauben, als was bewiesen ist. Bei Foucher I. 47.

Man hat kein andres Kriterium nöthig, noch einen andern Richter in Glaubenssachen auf dem Gebiete der Vernunft. Die gesunde Vernunft ist eine Verkettung von Wahrheiten, die verdorbene ist mit Vorurtheilen und Leidenschaften behaftet. Um beide zu unterscheiden, braucht man nur ordentlich vorzuschreiten, keine Thesen ohne Beweis zuzulassen und keinen Beweis, der nicht mit den gewöhnlichen Regeln der Logik stimmt. 1710 Théodicée.

Gott giebt den Hl. Geist nur, wenn das, was er glauben macht, auf der Vernunft begründet ist, sonst würde er die Mittel zur Erkenntniß zerstören und dem Enthusiasmus Thür und Thor öffnen.

Nouv. Ess. IV.

Sollten Mysterien unvereinbar sein mit der Vernunft, und sollte es unauflösliche Einwürfe dagegen geben: so werden wir, weit entfernt das Mysterium unbegreiflich zu finden, seine Falschheit daraus erkennen.

Théod. § 294.

Es wäre in Wahrheit zu wünschen, daß die redlichen Menschen sich mit einander verständigten und einträchtig handelten; nichts wäre mehr im Stande, das menschliche Geschlecht besser und glücklicher zu machen, aber sie müßten dann selbst in Wahrheit redliche Menschen sein, d. h. rechtschaffen handelnd und außerdem gelehrig und vernünftig, statt daß man die, welche man heutzutage Fromme nennt, der Härte, Herrschsucht und des Eigensinns anklagt. Ihre Mißhelligkeiten zeigen wenigstens, daß ihr inneres Zeugniß einer äußern Beglaubigung bedarf, um geglaubt zu werden, und sie hätten Wunder nöthig, um mit Recht für Propheten und Inspirirte zu gelten.

Nouv. Ess. IV.

Die Offenbarung muß mit gewissen Merkmalen versehen sein (man nennt sie Motive der Glaubwürdigkeit), damit aus ihnen bekannt werde, daß das, was uns gezeigt wird, Gottes Wille sei, nicht die Täuschung eines bösen Geistes noch unsre verkehrte Auslegung; hat aber eine Offenbarung nicht solche Merkmale, so zieht man sich keine Strafe zu, wenn man ihr nicht gehorcht; ... denn die Würde der göttlichen Weisheit bringt es mit sich, daß, was kein kluger Gesetzgeber übersieht, der Wille des Befehlenden hinlänglich bekannt werde.

Syst. theol.

20. Toleranz.

Das Beste wäre, diese guten Leute (die Pietisten) gewähren zu lassen, so lange sie nichts beginnen, was Folgen haben kann. Ich finde in der Geschichte, daß die Secten gewöhnlich durch zu große Unterdrückungen entstanden, welche man gegen diejenigen richtete, die irgend eine besondere Meinung hatten; und unter dem Vorwande, die Häresien zu verhindern, hat man sie entstehen lassen. Am häufigsten verschwinden die Dinge durch sich selbst, wenn sie den Reiz der Neuheit verloren haben; ... aus Furcht vor Mangel an Ketzern thun die Herren Theologen zuweilen Alles, was sie können, um deren zu finden, und um sie unsterblich zu machen, geben sie ihnen Parteinamen, wie Chiliasten, Jansenisten, Quietisten, Pietisten.

1691 an die Herzogin Sophie.

Ohne die Excommunikation Leo X. wäre Luther nicht so weit gegangen, und ohne eine Art Inquisition, welche man den Einfall hatte, gegen gewisse Magister, welche Leute in ihr Haus zogen, anzuwenden, wäre man nicht zu diesem Lärm gekommen, welcher jetzt in unsern Kirchen unter dem Vorwande des Pietismus wiederhallt.

1699 an Heinson.[1])

Wisse, Niemand hat weniger censorischen Geist als ich. Es klingt seltsam: Ich billige das Meiste, das ich lese, auch bei Andern, geschweige bei Dir. Mir, der ich weiß, wie

[1]) Ostfriesischer Generalsuperintendent, welcher gegen die Pietisten hetzte.

verschieden die Dinge genommen werden können, steigt beim Lesen meist etwas auf, was die Schriftsteller entschuldigt oder vertheidigt. So sind die Stellen selten, welche mir beim Lesen mißfallen; obschon das Eine mehr gefällt als das Andre.

1696 an Placcius.

Im Allgemeinen ist es gut, sich auf den Standpunkt eines Jeden zu versetzen, vorausgesetzt, daß die Wahrheit nicht darunter leidet.

An einen Ungenannten 1707.

Ich liebe die tragischen Begebenheiten nicht und wünschte, daß es aller Welt nach Wunsch ginge. Ich wollte auch nicht, daß man diejenigen, welche man Chiliasten nennt, wegen einer Meinung, welcher die Apokalypse so günstig scheint, beunruhige, und es thut mir leid zu hören, daß man Herrn Petersen absetzen will.[1])

1691 an Herzogin Sophie.

Die gegen die Antitrinitarier und gegen Servet[2]) bewiesene Strenge ist nicht zu entschuldigen. Ich habe desto mehr Mitleid mit seinem Unglück, da sein Verdienst außerordentlich gewesen sein muß. Denn es hat sich gezeigt, daß er vom Umlauf des Blutes eine Kenntniß hatte, die Alles übertrifft, was man vor ihm davon wußte. – Es hat auch unter den Antitrinitariern Leute gegeben, — und es giebt noch dergleichen unter ihnen sowohl als unter den Türken – die moralisch gut leben.[3]) An La Croze.

Die Tübinger Theologi wollen in aliena republica

[1]) Wilh. Petersen, Superintendent in Lüneburg, ein Schwärmer, predigte das tausendjährige Reich und ward deshalb abgesetzt.

[2]) Arzt, 1555 in Genf auf Calvins Rath verbrannt.

[3]) Diese Bemerkung, die heute trivial klingt, war zur Zeit Leibnizens ein Zeichen großer Toleranz und hohen Muthes.

(im fremden Staate) die bekannten Worte: „und steur' des Pabsts und Türken Mord" beybehalten wissen, geben auch dem guten Abt Fabricio Schuld, daß er deren Ausmusterung gerathen, da doch ja die Lieder zu Adiaphois (Mitteldingen) gehören, und jeder Herr in seinem Lande solche nach seinem Belieben und Gutfinden fassen lassen kann. Daß man auch dem Pabst öffentlich Schuld geben will, ob wolle er sowohl, als der Türk Jesum durch Mord vom Thron stoßen, ist ja sehr hart[1]) und wird von etlichen für injuriös und dem Frieden zuwider geachtet.

1704 an Herzog Anton Ulrich.

Es ist eine unmögliche Sache, zu einem Frieden unter denen, in ein und andern nicht übereinkommenden christlichen Kirchen zu gelangen, wenn man von beyden Theilen einander mit dem Ketzertitel beschimpft; indem derjenige ein Ketzer ist, welcher die Glaubensartikel, darauf unsre Seligkeit beruhet, übern Haufen stößet.

1700. Monatl. Auszug.

Gerade diese kecken Verdammungen sind es, worin in Wahrheit der Sectengeist und die Quelle eines großen Theils der Uebel besteht. Man kann unmöglich die wahre Liebe zu Gott haben, wenn man seinen Nächsten nicht liebt. Und das ist nicht Liebe, wenn man sich herausnimmt zu urtheilen, er sei auf dem Wege zur Hölle.

1695 à Mdme. de Brinon.

Ich weiß nicht, wie man demüthig sein kann, wenn man sich zum Richter über die Seelen aufwirft und sich gradezu erkühnt, sie zu den ewigen Flammen zu verdammen. Es giebt keinen größern Hochmuth als diesen.

1690 Note 2 zu Pellissons Brief.

---

[1]) Doch wird es heute noch in evangelischen Pastoral-Conferenzen gesungen, wie ich selbst gehört habe.

Man kann mit Recht behaupten, daß Frankreich im vorigen Jahrhundert, Deutschland in diesem, weder durch Pest, Hungersnoth, noch irgend welche Landplagen sonst soviel Schaden erlitten habe, wie durch die Religionsstreitigkeiten. 169? Exhortatio ad unit. eccl.

Indem die Zeloten nur das Aeußerliche der Controverspunkte auffassen, werden die Dinge gewöhnlich zu Gunsten der eignen Interessen übertrieben, und es wird dreist Alles verdammt, was ihrer Einbildung nicht zusagt.
1690 an den Landgrafen Ernst.

Der größte Schade, den unkluge und ungerechte Strenge anrichtet, ist die Unterdrückung irgend eines Keims der Wahrheit, der in jedem Irrthum verborgen ist. Durch solche Maßregeln wird Furcht eingejagt und die Unbefangenheit der Forschung hört auf, man fängt an, sich selbst zu betrügen und Zwang wird auferlegt, welcher der Feind der Wahrheit ist.
1704. Rem. sur un petit livre.

Es ist bemerkenswerth, daß die Alten von keinen Religionskriegen wußten: Diese Geißel war für spätere Zeiten aufbewahrt. Ebenda.

Möchten doch endlich die Menschen aufhören, dem Gewissen Anderer Gewalt anzuthun!
1688 an Spener.

Von der Toleranz muß man diejenigen Meinungen ausschließen, welche Laster als erlaubt darstellen. Diese muß man nicht dulden und man ist berechtigt, sie durch scharfe Mittel zu verdrängen, wenn sich auch Derjenige, welcher sie behauptet, nicht davon losmachen kann. Ebenso hat man auch das Recht, ein giftiges Thier, so unschuldig es auch sonst sein mag, umzubringen. Ich meine aber,

man müsse die Secte, nicht die Menschen unterdrücken. Denn man kann verhindern, daß sie ihre Lehrsätze ausbreiten und dadurch Schaden anrichten.
1704. Nouv. Ess. IV.

Wissenschaft und Autorität sind Dinge, die sich nicht immer beisammen finden, so wenig wie Glück und Verdienst. 1700 à Bossuet

---

Im Interesse der Kirche liegt es, daß man den Philosophen die ihnen zukommende vernünftige Freiheit lasse.
1688 an Landgraf Ernst.

Es heißt die hl. Schrift und die Kirche prostituiren, wenn man ihr Ansehn mißbraucht, die Leute gegen die Wahrheiten der Philosophie einzunehmen. Ebenda.

Die Halbgebildeten sind die Heftigsten, aber die, welche den Grund der Sachen kennen, wissen gewöhnlich die großen Schwierigkeiten auf beiden Seiten.
1681 an denselben.

Feigheit und Tollkühnheit sind die Folgen der Ignoranz. 1691 an denselben.

O daß die Sorge um wahre Frömmigkeit immer größer und stärker wäre, als die um die Controversen, und daß man doch nicht blos nach den Interessen der Hierarchie und so zu sagen Hierodulie fragte!
1684 an Seckendorf.

21. Religion.

Jedes herrliche Kunstwerk der Natur, das durch Experimente oder Demonstration aufgewiesen wird, ist ein wahrer Hymnus und eine reale Cantate auf Gott, dessen Bewunderung es vermehrt.

1676. De fund. ad prof. sc.

Eine der besten Anwendungen der wahren Philosophie und besonders der Physik ist, die Frömmigkeit zu mehren und uns zu Gott zu erheben. Répl. aux réfl. 1703.

Alle Physik und selbst die Medicin hat zum letzten Ziel den Ruhm Gottes und das höchste Glück der Menschen, denn indem sie sie erhalten, geben sie ihnen das Mittel, zur Ehre Gottes zu arbeiten. 1697 an Bouvet.

Nichts erhebt unsern Geist mehr zur Erkenntniß und Liebe Gottes, als die Natur.

1686 an Landgraf Ernst.[1])

Ich finde häufig eine dauerhaftere Tugend bei denjenigen, welche nur als rechtschaffene Menschen zu handeln vorgeben, als bei den Gascognern der Frömmigkeit, welche über Bagatellen außer sich gerathen.

1692 an Sophie Charlotte.

[1]) Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels († 1693) war ein milder und aufgeklärter Katholik, wie sein Buch: „Der discret gesinnte Katholische" beweist.

Was ist wohl wichtiger als die Religion und was interessirt die Menschen stärker? 1679 an Huet.

Jeder Mensch, der mit Ordnung und Zusammenhang denken kann — Eigenschaften, die den Philosophen charakterisiren — wird im Allgemeinen nach den ersten Gegenständen, die in die Sinne fallen, beweisen können, daß man eine Religion und eine Vorsehung annehmen müsse. Denn da keine Ursache ist, die nicht durch eine ihrer Wirkungen bewiesen werden sollte, so ist auch keine Erscheinung in der Natur, die nicht einen Beweis vom Dasein Gottes enthielte. Die Beweise sind aber nichts andres, als die Stellungen unsrer Gedanken, die geschickt sind, den Zusammenhang der Dinge zu zeigen. An denselben.

Ich glaube, wenn es Jemand gelänge, die Leute vom Aberglauben abzuziehen — so würde er sie zu Bösewichtern machen. Lettre sur l'enthous.

Man kann sagen, daß die Religion oft genug das Gemüth in Widerwärtigkeiten heiter macht und dazu dient, daß wir unsern Trost bei Gott und in der Hoffnung eines zukünftigen Lebens finden, wenn wir auf dieser Welt von Menschen verlassen sind. Und wenn auch die Religion derer, die sie tröstet, falsch sein sollte: so würde ihnen sogar ihr Irrthum in diesen Umständen nützlich sein.

Ebenda.

Ich nehme mit dem Lord Shaftesbury an, daß sich ein großer Mann nicht darüber betrüben werde, wenn ein Unwissender oder Einfältiger seine Verdienste nicht kennt, und daß sich dies für Gott noch weniger gezieme. So wie aber ein Mensch, der keinen geschickten Arzt kennt, dadurch schon genug gestraft ist, weil er von seiner Krankheit nicht befreit wird: So kann es ebenso geschehen, daß sich diejenigen, welche die Eigenschaften der Gottheit nicht kennen,

dadurch strafen, weil sie der Hilfe beraubt sind, die sie von dieser Kenntniß erwarten können.

1704. Lettre sur l'enthousiasme.

Es ist nicht nöthig, daß Alle, die den göttlichen Glauben haben, die Gründe kennen, und noch weniger, daß sie dieselben immer vor Augen haben. Sonst hätten die Einfältigen und Unwissenden, wenigstens heutzutage, nie den wahren Glauben, und die Aufgeklärten hätten ihn auch nicht, wann er ihnen am nöthigsten wäre. Denn sie können sich der Gründe des Glaubens nicht erinnern.

1704. Nouv. Ess.

Geistliche, welche geschickt sind, die Menschen zu rühren und zur wahren Frömmigkeit zu bringen, können nicht genug geachtet werden. Man muß jedoch in den Uebungen der Andacht Vernunft und Klugheit zeigen. Gott hat uns in die Welt gesetzt, um seinem Willen gemäß zu handeln, und nicht um ihm Lobreden und Höflichkeitsphrasen zu machen. Diejenigen halte ich für wahrhaft fromm, welche eine hohe Meinung von der Weisheit Gottes und Eifer besitzen, das Gute zu thun, sich seinem Willen, soviel in ihren Kräften steht, gemäß zu bezeigen. Nichts dient mehr zur gründlichen Andacht, als die wahre Philosophie, welche uns die Wunder Gottes erkennen und bewundern läßt und seine Herrlichkeit gehörig kundthut. Denn wie kann man Gott lieben oder ihn verherrlichen, ohne seine Vortrefflichkeit zu erkennen? Der Zweck von Allem aber ist die Ausübung sittlicher Tugenden für das allgemeine Wohl oder, welches einerlei ist, für die Ehre Gottes. Jede Andacht also, die uns nicht einige erhebliche Wahrheiten über die Vollkommenheiten und die Werke Gottes vorlegt, oder die nicht auf Hervorbringung irgend eines Gutes abzielt, ist eine bloße Ceremonie, die nur dienen muß, die Menschen zu dem, was

in der Frömmigkeit Reelles ist, anzureizen. Hingegen giebt es viele Andächtige, die mit ihren Geberden zufrieden, das Gründliche versäumen. Man sieht also, daß auch noch die Beichtväter und die Andächtigen Unterricht und Zurechtweisung nöthig haben. 1697 an Burnet.

Man hat von jeher gesehen, daß der gemeine Mann die Frömmigkeit in äußere Formalitäten setzt; die solide Gottesfurcht, d. h. Einsicht und Tugend, ist niemals die Sache des großen Haufens gewesen. Darüber muß man sich durchaus nicht wundern, nichts entspricht so sehr der menschlichen Schwachheit; uns frappirt das Aeußere, das Innere aber fordert eine Untersuchung, wozu sich wenige geschickt machen. Da die wahre Frömmigkeit in den Gesinnungen und der Ausübung besteht: so ahmen die Andachtsformalitäten sie nach und zwar zwiefach, die einen laufen auf gottesdienstliche Ceremonien, die andern auf Glaubensformeln hinaus. Die Ceremonien ähneln den tugendhaften Handlungen und die Formeln sind wie Schatten der Wahrheit und kommen dem wahren Licht mehr oder weniger nahe. Alle diese Formalitäten würden löblich sein, wenn die, welche sie erfunden, sie bequem eingerichtet hätten, dasjenige festzuhalten und auszudrücken, was sie nachahmen; wenn die religiösen Ceremonien, die Kirchenzucht, die Ordensregeln, die menschlichen Gesetze allezeit dem göttlichen Gesetz zum Schutze dienten, um uns vom Laster zu entfernen, an's Gute zu gewöhnen und mit der Tugend vertraut zu machen.... Ebenso ist's mit den Glaubensformeln: sie würden leidlich sein, wenn nichts darin wäre, was der heilsamen Lehre zuwider, wenn sie auch nicht die ganze Wahrheit enthielten. Aber es geschieht nur zu oft, daß die Andacht durch Ceremonien erstickt und das göttliche Licht durch Meinungen der Menschen verdunkelt ist.

Die Heiden, welche die Erde vor Aufrichtung des Christenthums erfüllten, hatten nur eine Art von Forma-

litäten: sie hatten Ceremonien bei ihrem Cultus, aber sie kannten keine Glaubensartikel und hatten nie daran gedacht, Formulare ihrer dogmatischen Theologie aufzusetzen. Sie wußten nicht, ob ihre Götter wahrhafte Personen wären oder Symbole der Mächte von Naturkräften, wie der Sonne, Planeten, Elemente u. s. w. Ihre Mysterien bestanden nicht in schweren Dogmen, sondern in gewissen geheimen Gebräuchen, denen die Profanen, d. h. Uneingeweihten, nicht beiwohnen durften. 1710. Théodicée, préface.

Die wahre Frömmigkeit und Glückseligkeit bestehen in der Liebe Gottes, aber in einer vernünftigen Liebe, deren Inbrunst mit Erkenntniß verbunden ist. Diese Art der Liebe erzeugt das Vergnügen an guten Handlungen, welches der Tugend ihren Glanz giebt. Sie bezieht Alles auf Gott als den Mittelpunkt und überträgt so das Menschliche aufs Göttliche. Denn indem man seine Pflicht thut, der (eigenen) Vernunft gehorcht, erfüllt man die Befehle der höchsten Vernunft, man richtet alle seine Bestrebungen aufs allgemeine Wohl, das sich nicht von der Ehre Gottes unterscheidet; man findet, daß es kein größeres Privatinteresse giebt, als wenn man sich dem allgemeinen Interesse widmet, und man thut sich selbst Genüge, indem man sich darin gefällt, die wahren Vortheile der Menschen zu fördern. Es mag gelingen oder nicht, man ist mit dem zufrieden, was geschieht, wenn man sich in Gottes Willen resignirt hat und weiß, daß, was Er will, das Beste ist: aber bevor er seinen Willen durch den Erfolg kundthut, versucht man, ihm entgegenzukommen, indem man thut, was seinen Befehlen am gemäßesten ist. . . . . Es kann keine Frömmigkeit sein, wo nicht Liebe ist, und ohne dienstfertig und wohlthätig zu sein, möchte man keine wahre Frömmigkeit aufweisen können. — — Ich habe bemerkt, daß die Meinungen, aus denen Böses entspringt, sich besonders

stützen auf falsche Begriffe von Freiheit, Nothwendigkeit und Schicksal. 1710. Théod. préf.

Es wäre zu wünschen, daß schlecht unterrichtete Christen und zuweilen sogar geschickte Leute, die aber etwas verkehrt denken, nicht in eine Art von Tritheismus[1]) verfielen.

à Remond.

Religion und Recht fordern klare Ideen. Die geringe Ordnung, die man beim Lehren derselben anwendet, hat ihre Lehre verwirrt gemacht, und die Ungenauigkeit der Ausdrücke ist dabei vielleicht schädlicher, als die Dunkelheit. 1604. Nouv. Ess. III.

In Sachen der Religion auf den Verstand verzichten wollen, ist nach meiner Meinung ein fast sicheres Zeichen entweder einer an Schwärmerei grenzenden Befangenheit oder, was schlimmer ist, von Heuchelei. Weder in der Religion noch auf einem andern Gebiete glaubt man Etwas, es sei denn auf wahre oder falsche Gründe hin. 1684 an den Landgrafen.

Innere Tugenden, Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit glaube ich werden, selbst wenn es keine Offenbarung gäbe, von der richtigen Vernunft gelehrt.

1709 an Kestner.

Die auf Ueberzeugung gegründete Religion giebt die Ruhe des Gewissens und einen großen Frieden des Geistes, aber der unbegründete Glaube hat nicht Dauer und entartet in Leichtsinn oder Heuchelei.

1703. Projet de l'éduc. d'un prince.

[1]) Dreigötterei, indem man Gott-Vater, Sohn und Geist für drei besondre Gottheiten hält.

22. Atheismus.

Es wäre zu wünschen, daß die Gelehrten alle ihre Kräfte vereinigten, um das Ungeheuer des Atheismus zu vertilgen, und nicht zugäben, daß sich ein Uebel, das nichts Geringres als allgemeine Anarchie und Zerrüttung der Gesellschaft zum Zweck hat, unter ihnen weiter ausbreite. In England ist eine Apologie des menschlichen Geschlechts gegen die Beschuldigungen des Atheismus erschienen. Ihr Verfasser, Herr Fabricius, behauptet darin, daß es nie eine wirklich atheistische Nation gegeben habe. Ich bin völlig überzeugt, daß er Recht hat. An Spizel.

Das ist die Quelle des menschlichen Elends, daß wir über Alles mehr, als über das Höchste des Lebens nachdenken, gleich einem Kaufmann, der in der Abrechnung seiner Einnahmen und Ausgaben anfangs säumig, bald keine Ordnung mehr in seinem Geschäfte hat und zu Grunde geht. Daher stammt der heimliche Atheismus in den Menschen, ihr Schrecken vor dem Tode, ihre Zweifel an dem Wesen der Seele, ihre ganz verkehrten, oder doch schwankenden Meinungen über Gott, und die Erscheinung, daß viele mehr nur aus Gewohnheit und Zwang, als aus Grundsatz der Sittlichkeit sich befleißigen.

1690. De vera meth.

Man kann auf der einen Seite ungläubig, auf der andern leichtgläubig sein, wie ein gewisser Herr Du Son, ein geschickter Künstler des Kurfürsten von der Pfalz Karl Ludwig, der die Prophezeiungen des Nostradamus, die Weissagungen der Bibel aber nicht glaubte.

Dut. V. p. 55.

Der unsterbliche Baco hat sich sehr schön ausgedrückt, wenn er behauptet, daß uns die Philosophie, wenn man sie nur obenhin studirt, von Gott entfernt; daß sie uns aber zu ihm führt, wenn man tiefer in dieselbe eindringt. Man kann diesen Satz durch unser Jahrhundert bestätigen, das an Gelehrten ebenso fruchtbar ist, wie an Gottvergessenen. Denn nachdem die mathematischen Wissenschaften mehr als zuvor getrieben worden; nachdem die Chemie und Anatomie unsre Bemühungen, in's Innre der Körper einzudringen, befördert hatten, schien es sogleich, als ob man durch ihre Figur und Bewegung einen mechanischen Grund von den meisten Wirkungen angeben könnte, bei deren Erklärungen die Alten zu Gott allein ihre Zuflucht nehmen, oder ich weiß nicht zu was für unkörperlichen Eigenschaften. Sogleich versuchten einige vernünftige Männer, ob sie nicht, ohne das Dasein eines Gottes anzunehmen und ohne seine Mitwirkung, in ihren Raisonnements die Phänomene der Natur, oder Alles, was wir an den Körpern wahrnehmen, erkären könnten. Dieser Versuch schien ihnen bis auf einen gewissen Punkt zu gelingen.

1668. Confess. nat. contra Atheistas.

Das Folgende ist vortrefflich, nämlich daß die gute Laune d. h. das Vergnügen oder die Freude der sicherste Grund der Religion und Frömmigkeit sei; daß uns dieser Gemüthszustand von der Meinung entferne, als ob die Welt durch einen bösen Geist regiert werde, und daß uns fast blos die üble Laune in den Atheismus stürzen könne. Weil ein Mensch von übler Laune Gelegenheit findet, dem zu widersprechen, was in der Welt ist, und geeignet ist, einen Gott zu leugnen oder unziemliche Gedanken von ihm zu hegen. Denn nichts Andres, sagt er, als unsre eigne verdrießliche Gemüthsart schreibt Gotte Zorn, Stolz und Hochmuth zu. Alles dies ist sehr vernünftig. 1704. Rem. sur le liv. sur l'enthous.

Wenn der Atheismus unglücklicherweise in Europa das Uebergewicht bekommen und die allgemeine Lehre der größten Gelehrten werden sollte, so wie eine Epoche war, da der Averroismus unter den italienischen Philosophen gleichsam die Oberhand hatte, so würden die von den Weisen in China nach Europa geschickten Missionare, wenn sie unsre alten Bücher studirten, sich mit Recht den herrschenden Gesinnungen dieser Gelehrten entgegensetzen und über ihre Spöttereien spotten können. An Remond.

Lord Shaftesbury hat zeigen wollen, daß selbst die Atheisten der Tugend zu folgen verbunden sind, und daß uns die Natur allerdings nöthige, eine wohlthätige Gottheit zuzugeben, weil unsre natürlichen Neigungen mit demjenigen, was eine solche Macht von uns fordern würde, übereinstimmen. — Man kann sagen, daß es, ohne auf die Gottheit Rücksicht zu nehmen, einen gewissen Grad einer guten Sittenlehre giebt; daß aber die Betrachtung der Vorsehung Gottes und der Unsterblichkeit der Seele die Sittenlehre auf den höchsten Grad der Vollkommenheit bringt und macht, daß bei den Weisen die moralischen Eigenschaften gänzlich realisirt und die Rechtschaffenheit immer mit guten Folgen verbunden wird, ohne daß Ausnahme noch Ausflucht stattfinde.
Urtheil über Shaftesb. W. W.

Gottes Macht beschränken wollen mit unserer Einsicht heißt entweder, unserm Verstande eine unendliche Ausdehnung geben oder Gott zu einem endlichen Wesen machen, d. h. der Rationalismus führt zum Atheismus.
1704. Nouv. Ess. IV.

Jede von den Theologen für Wahrheit ausgegebene Unwahrheit ist ein Beweis für den Atheismus.
1692 an Landgraf Ernst.

23. Gott.

Man behauptet, es habe der Gedanke, daß kein Gott sei, noch Niemanden zittern gemacht, wohl aber der Gedanke, daß es einen solchen gebe. Ich bin nicht dieser Ansicht. Man kann zittern nicht nur, wenn man ein großes Uebel fürchtet, sondern auch, wenn man an den Verlust eines großen Gutes denkt.
1704. Remarques sur un petit livre.

Laßt uns daran denken, daß es einen Gott giebt, d. h. ein höchst vollkommenes Wesen, von dem die Existenz aller Dinge in jedem einzelnen Augenblick abhängt, der mit einem einzigen Gedanken schaut was war, was ist und was sein wird und sein kann, dessen Vollkommenheiten unendlich, dessen Macht unbegrenzt, dessen Beschlüsse unfehlbar sind. Durch diese Betrachtung lernen wir unsre Geschicke mit Gleichmuth hinnehmen, als von Gott uns nicht ohne Absicht beschieden; und weil der wahre Gegenstand der Liebe die Vollkommenheit ist, so werden wir, wenn wir unsern Geist zur Betrachtung seiner Natur erheben, so natürlich zur Liebe gegen ihn hingezogen, daß wir sogar aus unsern Unfällen Freude schöpfen, indem wir erwägen, es werde eben dadurch, daß wir in dieselben gerathen, sein Wille erfüllt.
1670. De vita beata.

Ich bin mit den Korpuscular-Philosophen — mit Galilei, Baco, Gassendi, Cartesius, Hobbes und Digbi — einig, daß man nicht ohne die dringende Noth zu Gott, zu einer unkörperlichen Eigenschaft oder

Kraft oder zu irgend einer andern Ursach seine Zuflucht nehmen darf, wenn es darauf ankommt, den Grund der Erscheinungen der Körper anzugeben; daß man aber alle diese Erscheinungen, soviel man immer kann, aus der Natur der Körper und ihren ersten Eigenschaften, der Größe, der Gestalt, der Bewegung herleiten muß.

Aber ist es nicht ganz klar, daß sich diese Eigenschaften nicht an sich selbst überlassenen Körpern befinden können, wenn man sie nicht aus der Natur eines Körpers herleiten kann, weil der Grund einer jeden Modification und einer jeden Art des Seins in einer Sache entweder aus der Sache selbst oder aus einer außer derselben befindlichen Ursache hergeleitet werden muß. Man erklärt den Körper als Etwas, das im Raume existirt.

Aus dem Worte Raum entstehet im Körper die Größe und die Gestalt; denn ein Körper hat im genauesten Verstande eben die Größe und Gestalt, als der Raum, den er erfüllt. Ich frage nun, warum ein Körper vielmehr diesen Raum und von dieser Ausdehnung einnehme und nicht von einer andern? Warum er viereckig anstatt rund ist? Man kann dafür keinen Grund angeben, der sich aus der Natur des Körpers herleiten läßt. Denn die Materie ist an und für sich selbst gegen jede Art der Gestalt gleichgültig und hat nicht mehr Bestimmung zur viereckigen Figur als zur runden. Entweder ist der Körper seit Ewigkeit her viereckig gewesen oder er ist es durch die Gewalt eines andern geworden. Nimmt man das Erste an, so giebt man dadurch den geforderten Grund nicht. Denn warum hätte er nicht von Ewigkeit her können rund sein? Die Ewigkeit kann man gar nicht als den Grund irgend einer Sache anführen. Sagt man das Zweite, so frage ich: warum hatte er vor der Wirkung eines andern Körpers auf ihn diese oder jene Gestalt? Und wenn man, um einen Grund anzuführen, wiederum die Wirkung eines andern Körpers annimmt und so bis ins Unendliche fortgehet; so wird jede Antwort eine neue

Frage bei sich führen, und man wird immer Gelegenheit haben, die Ursache von der Ursache zu fordern.

1668. Conf. nat. contra atheistas.

Einige halten gar sehr auf die Lieblings-Entdeckung, daß man, um den Atheisten den Mund zu schließen, Alles auf die Existenz der Idee Gottes in uns bauen müsse, und sie verwerfen alle andern Beweise für's Dasein Gottes oder sind doch bemüht, sie zu schwächen oder ihre Anwendung zu verbieten, als wären sie unnütz oder falsch, obwohl es im Grunde Beweise sind, die uns so klar und überzeugend die Existenz des höchsten Wesens durch die Betrachtung unsrer eignen Existenz und der wahrnehmbaren Bestandtheile des Universums erkennen lassen, daß ich meine, es könne ein vernünftiger Mensch ihnen nicht widerstreben.

1704. Nouv. Ess.

Gott ist die erste Ursache aller Dinge; denn diejenigen Dinge, die ihre bestimmten Einschränkungen haben, z. B. Alles, was wir sehen und erfahren, sind zufällig und haben nichts an sich, das ihr Dasein nothwendig machte. Es ist offenbar, daß die Zeit, der Raum und die Materie, die mit einander vereinigt, an und für sich gleichförmig und gegen Alles gleichgültig sind, ganz andre Bewegungen und Gestalten und in einer ganz andern Ordnung annehmen könnten. Man muß daher den Grund des Daseins der Welt aufsuchen, welche nichts Andres, als der Inbegriff aller zufälligen Dinge ist, und zwar muß man ihn in der Substanz aufsuchen, die den Grund ihres Daseins in sich selbst hat, und die folglich nothwendig und ewig ist. Diese Ursache muß auch verständig sein; denn da diese Welt, die wirklich zufällig ist, und da eine unendliche Menge andrer Welten ebenso wohl möglich waren und, so zu sagen, gleiche Ansprüche auf die Existenz hatten als diese: so muß die Ursache der Welt eine gewisse Ab-

ſicht oder ein Verhältniß gegen alle dieſe möglichen Welten gehabt haben, um die Hervorbringung der Einen zu beſchließen. Und dieſe Abſicht oder Verhältniß einer wirklichen Subſtanz auf bloße Möglichkeiten kann nichts Andres als der Verſtand ſein, der ſich dieſelben vorſtellt; und eine davon beſchließen, kann nichts Andres, als die Handlung des Willens ſein, die wählet. Und es iſt die Macht dieſer Subſtanz, die den Willen wirkſam macht. Die Macht erſtreckt ſich auf das Sein, die Weisheit oder der Verſtand auf das Wahre und der Wille auf das Gute. Und dieſe verſtändige Urſache muß in allen Stücken unendlich und an Macht, Weisheit und Güte höchſt vollkommen ſein, weil ſie ſich auf alles Mögliche erſtreckt; und da Alles mit einander verbunden iſt, ſo kann man nur eine einzige Urſache annehmen. Ihr Verſtand iſt die Quelle der Weſen und ihr Wille der Urſprung der Wirklichkeiten.

1710. Théodicée I.

Jedes Weſen muß ſo lange für möglich gehalten werden, bis man ſeine Unmöglichkeit beweiſt.

1701. De la démonst. Cartés. de l'existence de Dieu.

Sobald man zugiebt, daß Gott möglich iſt, muß man auch zugeben, daß er mit Nothwendigkeit exiſtirt.

Remarques sur le livre de King.

Wir werden uns unmittelbar der Subſtanz und des Geiſtes bewußt, indem wir uns unſrer ſelbſt bewußt werden.

Ibid.

Wir haben eine ſichrere Kenntniß Gottes als von irgend einer Sache außer uns. 1704. Nouv. Ess.

Inſofern Gott die bewirkenden Urſachen zur Conſtituirung und Erhaltung der Körper ordnet, um ſeine Größe zu zeigen, iſt er Geometer und Automaten-Verfertiger; inſofern er aber die Zwecke der Dinge zum Dienſte der Geiſter einrichtet, um ſeine Güte zu beurkunden, iſt er, ſo zu ſagen, Ethiko-Politiker. Bf. an Schmidt.

Es iſt ein Glück für uns, daß Gott ein größerer Menſchenfreund iſt, als die Menſchen ſelbſt ſind.

1704. Nouv. Ess.

Die Wunder der beſondern Subſtanzen, die das nicht kennen, was ſie wirken, können nur von der Weisheit der erſten Urſache herrühren. — — Dieſe natürlichen Urſachen, die ſo genau und beſtimmt wirken, um ſo viele Wunder hervorzubringen, könnten dies nicht thun, wenn ſie nicht zu dieſem Zweck vorher eingerichtete Maſchinen wären, die der Weisheit und Allmacht des höchſten Weſens ihr Daſein und ihre Zuſammenſetzung verdanken. An Remond.

Nichts iſt ſo angenehm, als etwas Liebenswürdiges zu lieben. Die Liebe iſt der Affect, der uns an den Vollkommenheiten desjenigen, den man liebt, Vergnügen finden läßt. Nun iſt aber nichts vollkommener, noch vortrefflicher als Gott; man darf ſeine Vollkommenheiten nur betrachten, und das iſt leicht, da wir Ideen davon in uns vorfinden. Die Vollkommenheiten Gottes ſind in unſrer Seele, aber er beſitzt ſie ohne Grenzen; er iſt ein Ocean, wovon wir nur einige Tropfen empfangen haben; es giebt in uns eine gewiſſe Macht, Kenntniß, Güte; aber in Gott ſind ſie alle vollkommen. Ordnung, Verhältniſſe, Harmonie bezaubern uns, Malerei und Muſik ſind Proben davon: Gott iſt ganz und gar Ordnung, er hütet die Gerechtigkeit der Verhältniſſe, er macht die univerſelle Harmonie, jede Schönheit iſt der Ausfluß ſeiner Strahlen.

1710. Théodicée, préface.

Die Idee eines Gottes liegt tief in unsern Seelen, ohne daß sie Jemand eingeschrieben haben sollte. So sind die ewigen Gesetze des Guten in unser Herz mit noch sicherern Buchstaben, gleichsam durch eine Art von Instinct eingegraben.
1704. Nouv. Ess.

Das Reich Gottes, das Reich des Weisen ist das Reich der Vernunft. 1710. Théodicée.

Für's Erste, so denke ich, gebe es ein vollkommenstes, und zwar einziges, ewiges, allgegenwärtiges und allmächtiges Wesen, das wir Gott nennen, von welchem alles Andre in schönster Weise erschaffen worden ist und durch eine Art beständiger Hervorbringung erhalten wird. Daher muß man sich nicht mit denen einlassen, welche Gott als eine gewisse höchste Kraft auffassen, von welcher Alles ausgehe, aber unterschiedslos, mit einer gewissen Nothwendigkeit des Daseins,[1]) ohne Wahl des Schönen und Guten.... Gott ist also nicht nur der höchste Urheber der Dinge, sondern auch der beste Fürst der Geister, und zwar ein Gesetzgeber, der aber von diesen seinen Unterthanen nichts verlangt, als ein Gemüth, ihm aufrichtig zugethan, begabt mit gradem Sinne, und eben von dieser Gutthätigkeit, wie von der gerechtesten Regierung und Schönheit und Güte des allerliebenswürdigsten Herrn überzeugt, und daher nicht nur die Macht des höchsten, Alles durchschauenden Monarchen fürchtend, sondern auch seinem Wohlwollen vertrauend, und endlich, was die Hauptsache ist, von einer Liebe zu Gott, die über alles geht, entbrannt.
1686. Systema theol.[2])

[1]) Wie diese Ansicht im Grunde Leibniz's eigene ist, habe ich in meinem Buche gezeigt: „Leibniz's Stellung zur katholischen Kirche." Berlin, Duncker 1874. p. 26 ff.

[2]) Vgl. C. Haas, W. G. Leibniz's theologisches System, lat. u. dtsch. Tübg. 1860.

Die Quelle der Irrthümer ist, daß man nicht zu vermeiden sucht, was den göttlichen Vollkommenheiten Abbruch thut.[1]) 1715 à Clarke.

Gottes Unendlichkeit ist unabhängig vom Raume, wie seine Ewigkeit von der Zeit. Ebenda.

Die Geister drücken mehr Gott aus als die Welt, die übrigen einfachen Substanzen mehr die Welt als Gott.
1686 an Langraf Ernst.

Die Erhaltung der Creaturen ist eine fortgesetzte Schöpfung mit einer ordnungsmäßigen Veränderung. Alle Monaden, wie sie ihren Ursprung von Gott haben, hangen auch von ihm ab, obgleich wir das Wie im Einzelnen nicht begreifen. Nouv. Ess IV.

Nach meiner Ansicht besteht die nämliche Kraft immer fort und schreitet nur von einem Ding zum andern nach den Gesetzen der Natur und der voraus festgestellten Ordnung. Und wenn Gott Wunder wirkt, so geschieht dies nicht wegen der Bedürfnisse der Natur, sondern wegen deren der Gnade.[2]) 1715 à Clarke I.

Nichts ist Gott gleichgültig, keine Creatur und keine Handlung der Creatur wird bei ihm für Nichts geachtet, obwohl sie im Verhältniß zu ihm wie Nichts sind.
1711 à Malebranche.

Alles geht mathematisch zu in der ganzen weiten Welt, so daß, wenn Jemand genug Einsicht in die innern

[1]) Dieser Ansicht wird Jeder beistimmen, der bedenkt, daß unsre ganze physische, sittliche und religiöse Weltanschauung von unsrem Gottesbegriff abhängt.

[2]) Dieser Unterschied erscheint uns, nach dem vorher aufgestellten großen Gesetz von der Erhaltung der Kraft, gradezu unbegreiflich.

Theile der Dinge hätte, er ein Prophet wäre und das Zukünftige im Gegenwärtigen sähe, wie in einem Spiegel.
Von dem Verhängniß.

Gott allein ist eine völlig immaterielle Substanz, da er reine Thätigkeit (purus actus) ist, ohne Fähigkeit zu leiden, welche überall die Materie constituirt.
1710. De vi act. corp.

Obgleich Gott im ganzen Universum gegenwärtig ist, so folgt doch daraus nicht, daß er die Seele der Welt ist. Er ist in der Welt nicht wie ein Theil des Weltalls, sondern wie ein Gouverneur. 1715 à Clarke.

Ich wünsche nicht, daß man im gewöhnlichen Laufe der Natur seine Zuflucht zu Wundern nähme.
1704. Nouv. Essays.

Christen und Bergleute finden gar leicht, was sie täglich sehn und verehren. Meistens hilft auch die Kunst der Natur nach, damit ein läppisches Märchen nicht untergehe. 1687. Protogaea.

Es giebt nichts so Wunderbares, was der Mechanismus der Natur hervorzubringen nicht fähig wäre.
Nouv. Ess. I.

Diejenigen, welche Gott bei jeder Gelegenheit außerordentliche Mittel anwenden lassen, stellen ihn als einen Mann dar, der mit größtem Kostenaufwand ein Haus baut, das mit weit geringerem hätte ebenso schön und zweckmäßig gebaut werden können. 1710. Théodicée.

24. Theologie.

Die Theologie an sich selbst ist nichts als eine gewisse Species der Jurisprudenz im Allgemeinen; denn es handelt sich in ihr um das Recht und die Gesetze, welche in der Republik oder vielmehr in dem Reiche Gottes über die Menschen Statt finden; so auch handelt die Moraltheologie von dem in der göttlichen Republik bestehenden Privatrechte, das Uebrige aber von dem öffentlichen Rechte.
Method. nova jurisprud 1667.

Die Religionsfragen bieten mehr Schwierigkeiten, als Unerfahrene glauben. Unendlich ist das Meer dieses Studiums und scheint den ganzen Menschen für sich allein in Anspruch zu nehmen. Und was das Schwierigste ist, die verschiedensten Wissenszweige muß man miteinander verbinden, was selten bei einem Menschen möglich ist. Endlich, wer einen unparteiischen Richter abgeben will, hat noch nichts gethan, wenn er sich über die Sache genau informirt und den höchsten Fleiß anwendet, sondern er muß auch die Parteileidenschaften ablegen und zwar in dem Grade, daß er, wenn es möglich wäre, ganz vergesse, welches seine Partei ist, und sich sogar in Gedanken auf den Standpunkt und in die Studien des Gegners versetzen, um desto besser das Gleichgewicht des Geistes zu bewahren; thut er dies nicht, so werden ihn seine Vorurtheile und Leidenschaften täuschen und ihm als Gründe erscheinen.
Ungedr. bei Pichler, Theol. d. L. I, 132.

In der Theologie (th. revelata) übernehme ich es, zu demonstriren, zwar nicht die Wahrheit, aber die Mög-

lichkeit der Geheimnisse; denn jene fleußt aus der Offenbarung, diese aber dient dazu, die göttlichen Geheimnisse gegen die Angriffe der Ungläubigen und Gottlosen zu vertheidigen, dadurch sie von allen Widersprüchen vindicirt werden.

1671 an den Herzog Joh. Friedrich.

Ich zweifle nicht, Du wirst es anders machen als die meisten Theologen heutzutage, welche entweder Polemik treiben oder den alten Kohl immer wieder aufwärmen.

1716 an Kohl.

Jene vor Allem sind zu beschuldigen, welche auch jetzt noch, nach Erfindung des Ackerbaues, lieber Eicheln essen und durch Eigensinn mehr als durch Unwissenheit fehlen.

1670. De stilo Nizolii.

Das Bestreben, den Glauben mit der Vernunft zu versöhnen, rief den größten Theil der Quästionen der alten Scholastiker hervor. Sie waren dabei nicht so glücklich, wie zu wünschen gewesen wäre, weil einerseits die Theologie durch das Unglück der Zeiten, die Unwissenheit und den Eigensinn sehr verdorben war, und andrerseits die Philosophie, außer ihren eignen Fehlern, die sehr groß waren, sich auch noch belastet fand mit denen der Theologie, welcher ebenfalls die Verbindung mit einer sehr dunklen und unvollkommenen Philosophie zum Nachtheil war.

1710. Théodicée, disc.

Unsre Modernen lassen dem hl. Thomas und andern großen Männern jener Zeit nicht genug Gerechtigkeit widerfahren und es giebt in den Ansichten der scholastischen Philosophen und Theologen viel mehr Haltbares, als man sich einbildet, vorausgesetzt, daß man sie richtig und an ihrer Stelle benützt. Ich bin selbst überzeugt, daß, wenn ein gründlicher und meditativer Geist sich die Mühe nähme, sie in der Art der analytischen Geometer zu erklären und

zu bearbeiten, er einen Schatz von sehr wichtigen und beweiskräftigen Wahrheiten darin fände.

1686. Discours de Métaphysique.

Ein philosophisches Jahrhundert beginnt, wo die eifrige Sorge um die Wahrheit über die Schulen hinaus auch die Staatsmänner ergreift; wenn man ihnen nicht genügen kann, so muß man an der wahren Ausbreitung der Religion verzweifeln. Es handelt sich jetzt nicht mehr um einen einfachen Traditionsbeweis, daß es immer so gewesen, sondern um die viel tiefere Untersuchung, ob etwas auch innerlich wahr oder doch möglich sei. Denn wenn das immer Geglaubte gleichwohl innerlich unhaltbar wäre, so würde der Atheismus und Naturalismus gewonnen Spiel haben.

Grotefend, Briefwechsel, p. 140.

Die christliche Theologie, welche die wahre Medicin der Seelen ist, gründet sich auf die Offenbarung, aber um daraus einen vollständigen Körper zu machen, muß man damit die natürliche Theologie verbinden, welche aus den Axiomen der ewigen Vernunft gezogen ist.

1704. Nouv. Ess.

Sobald man den Boden der Natur verläßt, fällt man der Aeußerlichkeit und der Selbst- und Herrschsucht der Autoritäten anheim, man bildet sich ganz irrige Begriffe von Wahrheit und Recht. Dies offenbart sich am meisten in der Moral, wo eine wissenschaftliche Bestimmung der Lehre vom Rechten noch gar nicht vorhanden ist.

1666. De arte combin.

Wir lieben es (in der Apologetik) die Ohren zu kitzeln mit schönen Reden, welche eine angenehme Mischung von Gewissem und Ungewissem geben, um dadurch das Eine um des Andern willen annehmbar zu machen.

Dut. VI, I, 245.

Ein einziges klares, von Jedermann erkanntes, aus gemeinem Leben genommenes Wort hat mehr Kraft die Gemüther zu erleuchten, als tausend scholastische Termini und Destinctionen.

1671 an Joh. Friedrich.

Nach dem Beispiel der Mathematiker sollte man auch in der Dogmatik von bestimmten, ganz klaren und leichten Axiomen und Definitionen ausgehen und durch kleine Stufen und ununterbrochene Verkettung der Beweisgründe vorauschreiten zur Entdeckung und Begründung von Wahrheiten, welche anfangs über den menschlichen Verstand zu sein scheinen, es aber nicht sind. Dadurch würde man erstaunliche und unerwartete Entdeckungen machen. Aber unser Geist ist sehr bereit, zu schnell zu gehen und sich mit einigen leichten Scheingründen zu begnügen, anstatt sich Mühe und Zeit zu nehmen, die zu ihrer Anwendung auf die Fülle der Erscheinungen nöthig ist. Nouv. Ess.

Wenn man nun in der Theologie einige schwere und in Verwirrung setzende Fragen antrifft, die nicht mit Deutlichkeit und Klarheit auseinandergesetzt worden, so ist dies kein Grund, die Theologen anzugreifen, und alle ihre Systeme, d. h. die methodische Erklärung ihrer Meinungen zu verwerfen. Sonst müßte man aus eben dem Grunde alle Systeme der Philosophie oder Medicin verbannen. Die Theologen müssen sich nur sorgfältig vor dem Vorwurf in Acht nehmen, den man den Aerzten mit so vielem Rechte gemacht hat, daß sie nämlich zu viel Zeit mit Streitigkeiten zubringen und dadurch das wahre Wohl der Menschen und das Praktische vernachlässigen.

1701. Annotatt. ad Tolandi l.

Wenn wir von der Vereinigung des Wortes Gottes (Logos) mit der menschlichen Natur reden, so müssen wir

uns mit einer analogischen Erkenntniß begnügen, dergleichen uns die Vereinigung der Seele mit dem Körper verschaffen kann, und wir müssen dabei stehn bleiben zu sagen: Die Menschwerdung ist die genaueste Vereinigung, die zwischen dem Schöpfer und Geschöpf stattfinden kann, ohne daß wir nöthig haben, noch weiter zu gehen.

1710. Théodicée.

Von der wahren Theologia mystica. — Eine jede Vollkommenheit fleußt unmittelbar von Gott (als Wesen, Kraft, Wirklichkeit, Geist, Wollen). Das inwendige Licht, so Gott selbst in uns anzündet, ist allein kräftig, uns eine rechte Erkenntniß Gottes zu geben. Die göttlichen Vollkommenheiten sind bei allen Dingen verborgen, aber die wenigsten wissen sie darin zu finden. Daher mancher wohl gelehrt ist, aber nicht erleuchtet, weilen er nicht Gott oder dem Licht, sondern nur seinem irdischen Lehrer oder auch seinen äußerlichen Sinnen glaubt, und bei Betrachtung der Unvollkommenheiten bleibet. Das Licht kommt nicht von außen, wiewohl auch äußerliche Lehren Gelegenheit geben können und bisweilen geben müssen, daß uns ein Blick davon erscheinet.

Unter den äußerlichen Lehren sind zwei, die das innerliche Licht am besten erwecken: Das Buch der hl. Schrift und die Erfahrung der Natur. Doch helfen beide nicht, wenn das innerliche Licht nicht mitwirket. (Die Kenntniß Gottes ist der Weisheit Anfang, die göttlichen Beschaffenheiten sind die Grundwahrheiten in der rechten Ordnung der Erkenntniß.) — Das wesentliche Licht ist das ewige Wort Gottes,[1]) in welchem alle Weisheit, alles Licht, ja das Urbild aller Wesen und der Ursprung aller Wahrheit. Ohne dieses Lichts Bestrahlung wird Niemand

[1]) Leibniz meint hier die platonisch-rabbinische Lehre vom Logos.

rechtgläubig, und ohne den rechten Glauben wird Niemand selig.

Gott ist das Leichteste und Schwerste, so zu erkennen; das Erste und Leichteste in dem Lichtweg, das Schwerste und Letzte in dem Weg des Schattens. Das meiste Wissen und Dichten gehört zum Schattenwege, als Historien, Sprachen, menschliche Gebräuche, Naturgebräuche. — Es ist etwas Licht bei diesem Schatten, aber wenige können es davon theilen. Das Licht erfüllet das Gemüth mit Klarheit und Versicherung (Sicherheit), nicht aber mit Einbildung und toller Bewegung. Einige bilden sich in ihrem Hirn eine Lichtwelt ein, meinen, sie sehen einen Glanz und Herrlichkeit und seien mit viel tausend Lichtlein umgeben. Das ist aber nicht das wahre Licht, sondern eine Erhitzung ihres Geblüts. Wenn man das rechte Licht siehet, ist man überzeuget, daß es von Gott sei und nicht vom Teufel oder Fleisch.[1]) Gleichwie die Sonne sich selbst beweiset, also auch dieses Licht.

Alle Geschöpfe sind von Gott und Nichts; ihr Selbstwesen von Gott, ihr Unwesen von Nichts.[2]) Solches weisen auch die Zahlen auf eine wunderbare Weise, und die Wesen der Dinge sind gleich den Zahlen.[3]) Kein Geschöpf kann ohne Unwesen sein; sonst wäre es Gott. Die Engel und Heiligen müssen's haben (s. Anm. [2]). Die einzige Selbsterkenntniß ist: unser Selbstwesen von unserm Unwesen wohl zu unterscheiden (dadurch Verhinderung, im Lichtweg aus dem Wege zu kommen. Aber man muß sich der sinnlichen Ergetzlichkeiten und Beschauung der Schattenbilder nur als einer Nothdurft und eines Werkzeugs gebrauchen, und nicht darin ruhen). In unsrem Selbstwesen stecket eine

[1]) Dies ist kein stichhaltiges Argument. Schwärmer behaupten stets den göttlichen Ursprung ihrer Phantasien.

[2]) Das Unwesen ist aber nicht blos ein Nichtsein, sondern ein positives Schlechtsein.

[3]) Anspielung auf seine Dyadik (1 und 0).

Unendlichkeit, ein Fußtapf, ein Ebenbild der Allwissenheit und Allmacht Gottes. Ein jeder einzelner Selbststand (Person), als ich und Du, ist ein einig, unzertheilig, unverderblich Ding und bestehet nicht aus drei Theilen: Seel, Geist und Leib. Doch sind mehr Dinge zu dem einigen Dinge nächst gehörig und gleichsam einverleibet. Obgleich jeder einzelne Selbstständ ohne Theile, so sind doch in ihm andre Dinge eingedruckt, ohne daß sie selbst Raum einnehmen. — In Allem und Jedem steckt Alles, doch mit gewisser Kraft der Klarheit.[1]) Die Leiber sind das bloße Werk Gottes, die Geister sind eigentlich das Reich Gottes.[2]) Gott ist mir näher angehörig als der Leib. (Die Leiber an sich selbst sind keine Selbstständ. Die leiblichen Dinge sind nur Schatten, so dahin fließen,[3]) Blicke, Gestalten, wahrhafte Träume. Die wesentliche Wahrheit ist allein im Geist. Obwohl unerfahrne Menschen, was geistlich, vor Traum, und was greiflich (greifbar), vor Wahrheit halten.)

Die Sünde ist nicht von Gott; sondern in einigen (?) Geschöpfen ist die Erbsünde aus dem Unwesen entstanden, und also aus dem Nichts.[4]) Gott hat die Sünde zugelassen, weil er gewußt, ein größeres Gut aus dem Bösen zu bringen. Nur die Bösen allein haben durch die Sünde Verlust erlitten, das gesamute Geschöpf hat dadurch nicht verloren, sondern gewonnen. Gott hat keinen ausgelassenen Machtwillen,

[1]) Jede Monade spiegelt das Universum verschieden klar, je nach ihrem point de vue.

[2]) In der Sinnenwelt ist Gott nur als Schöpfer, in der Geisterwelt als Monarch und Vater verehrt.

[3]) Die Körper sind nur Phänomene der durch die Vielheit der Monaden bedingten Beschränkung; sie sind also eigentlich gar nicht.

[4]) Aber entweder hat Gott die Beschränkung geordnet, dann ist die Sünde doch von ihm; oder er hat es nicht gethan, dann haben wir Dualismus.

sondern will Alles aus Ursach und zum Besten. Seine Gnadenwahl kommt ursprünglich aus seiner vorgesehenen Würdigkeit des Menschen,[1]) also weder aus vorgesehenem Glauben noch aus vorgesehenen Werken, sondern aus viel hohen Ursachen. Denn daß der Mensch glaubet oder sagt, oder sonst etwas Gutes denkt oder thut, hat er auch aus vorhergesehener Wahl Gottes in Christo. Denn ein geringes Ding zu einem geringen gesetzet, kann oft etwas Besseres zuwege bringen, als die Zusammensetzung zweier andern, deren jedes an sich selbst edler als jedes von jenen. Hierin steckt das Geheimniß der Gnadenwahl und Auflösung des Knotens. (Duo irregularia possunt aliquando facere regulare) Gott will aller Geschöpfe Heil und Bestes.

Die Verleugnung seiner selbst ist der Haß des Unwesens, so in uns, und die Liebe des Ursprungs unsres Selbstwesens, das ist Gottes.

Darin bestehet, den alten Adam kreuzigen, Christum anziehen, dem Adam absterben und Christo leben: daß man dem Unwesen absage und dem Selbstwesen anhange. Wer das innerliche Leben den Sinnbilden, oder das Selbstwesen dem Unwesen vorzuziehen weiß, der liebet Gott über alle Dinge. Wer Gott nur fürchtet, der liebt sich und sein Unwesen mehr als Gott. Der Glaube ohne Erkenntniß ist nicht vom Geist Gottes, sondern vom todten Buchstab oder vom Schall. Der Glaube ohne Licht wecket keine Liebe, sondern nur Furcht oder Hoffnung und ist nicht lebend. Wer nicht thut nach dem Glauben, der glaubet nicht, obschon er sich dessen rühmet. Es ist zu beklagen, daß so wenige Menschen wissen, was Licht und Glaube, Liebe und Leben, Christus und Seligkeit sei.

Christi Lehre ist Geist und Wahrheit; aber Viele machen daraus Fleisch und Schatten. Den meisten Menschen

[1]) Woher aber diese Würdigkeit des Menschen, als durch Anlage und Erziehung — also Gott?

ist es kein Ernst. Sie haben die Wahrheit nicht gekostet und stecken in einem heimlichen Unglauben. Jeder prüfe sich selbst, ob er Glauben oder Leben habe; findet er einige Freude und Lust größer, als diese in der Liebe und Erkenntniß Gottes und Verherrlichung seines Wissens, so kennt er Christus noch nicht genugsam und fühlet noch nicht die Regung des hl. Geistes. Die Schrift giebt eine schöne Probe zu wissen, ob der Mensch Gott liebe, wenn er nämlich seinen Bruder liebet und andern, so viel möglich und thunlich, zu dienen trachtet. Wer das nicht thut, rühmet sich fälschlich der Erleuchtung oder Christi und des heiligen Geistes. 1697.

Es ist sehr überflüssig, die zwei göttlichen Tugenden Glaube und Liebe mit einander vergleichen zu wollen, als gebe es hier Streit über Vorrang und Vortritt, und ängstlich zu untersuchen, welcher von beiden der vorzüglichere Antheil bei der Rechtfertigung gebühre. Denn gleichwie es gewiß ist, daß der Glaube ohne Liebe todt ist, so ist es auch bekannt, daß die Liebe ohne Glauben nichts sei; und daher ist der Glaube ein Erforderniß der Liebe, die Liebe die Ergänzung des Glaubens. 1686. Syst. theol.

Es ist besser, wie Augustin richtig bemerkt, über Verborgenes zu zweifeln, als über Ungewisses zu streiten. Möchten nur diesen Grundsatz alle Theologen und Augustin selbst immer befolgt haben! Nouv. Ess. IV.

Sie haben Recht, wenn Sie sagen, daß die Theologen, so scrupulös sie sind in Bagatellen, über wichtige Dinge dagegen sich hinwegsetzen. Aber das sind Leute, die weder Bruderliebe noch Verstand besitzen und die nicht werth sind, daß man sich um ihre Ansichten kümmert.

An den Landgr. Ernst.

Es ist nun einmal die Mode dieser Theologen, daß sie sich für autorisirt halten, gegen diejenigen zu predigen,

deren Autorität sie respectiren sollten. Dies ist aber nicht das Mittel zu erbauen, sondern zu zerstören. 1706.

Das aber muß man wegen der Praxis im Auge behalten, daß sich die Seelen der Menschen nicht von der Betrachtung jenes höchsten Gottes zur Menschenanbetung wenden. . . . Daher schreibt sich jene Fabel von einem Christengotte, der in einer Hostie dem ägyptischen Sultan verpfändet worden; sowie das bittre Wort eines mir unbekannten arabischen Philosophen: „Es seien ihm viele lächerliche Religionen zu Gesicht und Gehör gekommen, keine aber so ungereimt wie die christliche, die ihren Gott zu essen befehle". 1686. Syst. theol.

Die Väter haben die hl. Schrift mit vortrefflichen Erklärungen beleuchtet; bald darauf aber haben sie die Mönche mit ihrem Aberglauben verdunkelt. Ot. Hann.

Die Theologie besteht nicht in unnützem Zanken und Disputiren über Ceremonien, wodurch Gott nicht gedient wird, sondern in einer aufrichtigen Liebe zu Gott und zum Nächsten. An Peter d. Gr. — Pichler I, 161.

Daß die wahre natürliche Religion der geoffenbarten Wahrheit nicht nur widerstreitet, sondern sogar merkwürdig zu Hilfe kommt, läßt sich aus meinen Principien aufs Beste beweisen. 1710 an Wagner De vi act. corp.

Vieles ist auch von den Neueren in der Erklärung der Schrift mit voller Richtigkeit bemerkt worden, was den Vätern entgangen war. Annott. ad prof. a Pio IV.

Bei Mysterien wäre es das Beste, sich streng an die Termini der Offenbarung zu halten. Otium. Hann.

Wir müssen uns durchaus des Urtheils enthalten über Artikel, worin wir zu keiner sichern Erkenntniß gelangen können. 1704. Nouv. Ess. IV.

Man muß es in der Metaphysik noch viel weiter bringen, als man bisher gekommen ist, um die richtigen Begriffe von Gott und Seele, von Person, Substanz und Accidenzen zu gewinnen.[1]) 1670 an Herzog Joh. Friedrich.

Ich, der ich der Augsburger Confession anhange, bin, als ich einst mit Nachweis der Möglichkeit der Realpräsenz beschäftigt war, wider Erwarten auf die Transsubstantiation gekommen, ja habe gefunden, daß Transsubstantiation und Realpräsenz im innersten und letzten Grunde einander enthalten, und der so große Streit in der Kirche daher rühre, daß Einer den Andern nicht versteht. 1670. Demonstr. poss. euchar. myst.

---

[1]) Wollten dies doch unsre heutigen Theologen bedenken, um sich dadurch vor blindem Autoritätsglauben an das kirchliche Alterthum und vor Verketzerung moderner Speculation zu hüten!

25. Kirche.

Die Kirche ist die letzte natürliche Gemeinschaft. Ihr Absehn ist eine ewige Glückseligkeit, während das Absehn der bürgerlichen Gemeinschaft — zeitliche Wohlfahrt ist. Diese Gemeinschaft der Heiligen ist katholisch oder allgemein und verbindet das ganze menschliche Geschlecht zusammen. Sie hätte auch wohl ohne Offenbarung unter den Menschen bestehen und durch Fromme und Heilige erhalten und fortgepflanzt werden können.

Vom Naturrecht.

Man muß die Grenzen genau bezeichnen, bis wohin die Autorität der kirchlichen Oberen und die Nothwendigkeit geht, ihnen zu gehorchen, denn sie ist nicht unbeschränkt.

1692 an Pellisson.

Sprechen wir doch nicht so kühn verdammende Urtheile gegen unsre Brüder aus! Begnügen wir uns, zu sagen, es sei gefährlich, der gewöhnlichen Mittel des Heils beraubt zu sein. Dieses reicht hin, die Wichtigkeit der Kirche zu zeigen.

Ebenda.

Was soll man aber von den Lehren sagen, die in den symbolischen Büchern jeder Partei, selbst unter den Protestanten vorgeschrieben sind, auf welche man oft durch einen Eid verpflichtet wird? Obgleich Einige diesen Eid nur für eine Verpflichtung ansehn, zu bekennen, was diese Bücher aus der heiligen Schrift enthalten;[1]) worin ihnen

[1]) Vgl. die neuerlich in der evangelischen Kirche beliebte Unterscheidung von quia und quatenus.

aber von Andern widersprochen worden ist. — Man kann zwischen dem Lehren und Annehmen einer Meinung unterscheiden. Es giebt keinen Eid auf der Welt noch ein Gesetz, welche den Menschen zwingen könnten, bei derselben Meinung zu bleiben, denn die Ansichten sind unfreiwillig an sich selbst. Aber man kann und muß unterlassen Etwas zu lehren, das für gefährlich gilt, es sei denn, daß man sich durch sein Gewissen dazu gezwungen sieht. Und in diesem Falle muß man sich offen erklären und seinen Posten verlassen, wenn man in einem Lehramte steht; doch vorausgesetzt, daß man es thun kann, ohne sich einer sehr großen Gefahr auszusetzen, welche Einen nöthigen könnte, ohne Aufsehn zurückzutreten. Man sieht kein andres Mittel, die Rechte des Ganzen und Einzelnen zu vereinigen: jenes muß verhindern, was es für schlecht hält, dieser kann sich nicht von seinen Gewissenspflichten dispensiren.

1704. Nouv. Ess.

Ich bin verpflichtet zu sagen, um dem menschlichen Geschlecht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß es nicht soviele im Irrthum befangene Leute giebt, wie man gewöhnlich annimmt; nicht daß ich dächte, sie haben die Wahrheit, sondern weil sie in der That über die Lehren, von denen man solchen Lärm macht, keine positive Ansicht haben und weil sie, ohne etwas zu prüfen oder die oberflächlichsten Ideen von der streitigen Sache zu haben, entschlossen sind, sich an ihre Partei zu halten, wie Soldaten, welche die Sache, die sie vertheidigen, gar nicht prüfen; und wenn das Leben eines Menschen zeigt, daß er keine wahre Hochachtung vor der Religion hat, so genügt es ihm, Hand und Zunge bereit zu halten, die gemeine Ansicht zu vertheidigen um sich bei denen zu empfehlen, die ihm Unterstützung verschaffen können.

Ebenda.

Unter dem Namen Sacrament versteht man heutzutage in der Kirche eine Ceremonie, der von Gott die be-

sondere Verheißung einer Gnade beigegeben ist. Einige[1]) fügen noch bei, die Ceremonie müsse ausdrücklich und hinlänglich beschrieben in der hl. Schrift zu lesen sein; aber bekanntlich muß und kann durch mündliche Ueberlieferung des Wortes Gottes ersetzt werden, was dem geschriebenen abgeht. Auch verlangen sie irgend ein körperliches oder sichtbares Element, aber auch dies ist offenbar nicht nothwendig; Einige beschränken die Gnade auf die Rechtfertigung und Vergebung der Sünden, aber auch dieses nur nach ihrem Gutdünken. 1686. Systema theol.

Man muß wohl bekennen, die Kindertaufe ließe sich ohne Ansehn der Kirche nicht hinlänglich vertheidigen, denn es findet sich davon kein Beispiel in der hl. Schrift, und diese scheint außer dem Wasser auch den Glauben dabei zum Erforderniß zu machen, diesen aber denen beizulegen, die noch nicht zum Vernunftgebrauch gekommen sind, wie Einige[2]) thun, ist zu unsicher, trügerisch und unwahrscheinlich. Ebenda.

Daß in Wahrheit alle Kirchen der ganzen Welt, mit Ausnahme derer, welche sich Reformirte nennen, sowie derer, die in ihrer Neuerung noch unter die Reformirten herabsanken, heute noch die wesentliche Gegenwart des Leibes Christi anerkennen, haben neulich treffliche Männer einleuchtend dargethan.... Das fromme Alterthum hat deutlich genug erklärt, das Brod werde in den Leib Christi, der Wein in sein Blut verwandelt, und ohne Unterschied erkennen hier die Alten einen Metaschematismus, Metusiasmus was die Lateiner richtig mit Transsubstantiation übersetzt haben, und es ist ausgemacht, daß die ganze Substanz des Brodes und Weines übergehe in die ganze Substanz des Leibes und Blutes Christi.... Ferner ist wahr, daß das Alterthum überliefert hat, die Wandlung geschehe durch die Consecration selbst,... auch hat man bei den Alten nie Etwas von dem neuen Glauben gewisser Leute (der Evangelischen) gehört, daß erst im Augenblick des Genusses der Leib Christi da sei.

1686. Systema theol.

Man muß zugeben, daß unter jeder der beiden Gestalten (Brod und Wein) der ganze Christus kraft der Concomitanz empfangen werde, denn sein Fleisch ist unzertrennlich von seinem Blute. Nur darum handelt es sich, ob man ohne Sünde von der Form abweichen dürfe, welche in der hl. Schrift vorgeschrieben zu sein scheint. Und ich gestehe, wenn Privatleute so gehandelt hätten,[1]) könnte man sie nicht vom Vorwurf grober Unbesonnenheit freisprechen; nun weist aber der Brauch der Kirche von den ersten Zeiten an auf den Glauben hin, man könne den Kelch aus probabeln Gründen weglassen. Ebenda.

Die Waffen der Kirche sind Thränen und Gebete, und darin besteht die beste Abgrenzung zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt nach dem Beispiele der Urkirche, daß man zwar Gott und seinem Diener in höherm Maße gehorchen müsse, gegen die irdischen Mächte aber sich nicht auflehnen dürfe, sondern, wenn sie Böses befehlen sollten, man lieber Alles erdulden soll, wenn es nur ohne bestimmte Gefahr für den Glauben möglich ist. Auch stelle ich nicht in Abrede, daß auch Fürsten und christlichen Völkern

---

[1]) Die Protestanten, denn Leibniz spricht hier unter des Maske eines Katholiken.

[2]) Diese unhaltbare Anschauung vertrat Luther, Cat. maj. 546, J. Gerhard, Hollaz und die Gnesiolutheraner.

[1]) D. h. den Laien den Kelch zu entziehen, wie die katholische Kirche seit dem 12. Jahrhundert gethan, was sie aber erst 1415 zu Constanz durch die Concomitanz zu rechtfertigen versucht hat. Aus den sonstigen Aeußerungen Leibnizens sehn wir, daß er die Kelchentziehung ganz mißbilligt.

eine Art Sorge, und zwar eine sehr große, für das Heiligthum gebühre. Ebenda.

Ich glaube, daß es keine Infallibilität der Kirche giebt, außer in der Erhaltung der heilsamen Dogmen, die längst von Christo überliefert worden sind. Alles Uebrige gehört zur Disciplin, wobei Achtung genügt, Zustimmung überflüssig ist. 1707 ad des Bosses, VIII.

Ich behaupte, es giebt ein Recht des Staates auf alle positiven Kirchengesetze im Fall der Noth, ja selbst ohne diesen, wenn es sich um das Beste des Staates handelt. 1674. De valid. matrim.

Alle, welche der Augsburger Confession folgen, sind verpflichtet, sich einem vernünftigen Concil zu unterwerfen. 1692 an den Landgr.

Auch die schlechtesten Ränke ziehen den Schein der Tugend an und sind in den Synoden von entscheidendem Einfluß, so oft das Interesse der Mächtigeren es erheischt, denen Niemand sich leicht ungestraft widersetzt; Diejenigen, deren Muth man zu fürchten Ursache hätte, werden fern gehalten oder beschwichtigt.[1]) Ann. ad a 833.

Durch die Ränke des Klerus verlor Deutschland seinen Herrn und ward durch unausgesetzte Zwistigkeiten zerfleischt. Mit dem Staate verfiel zugleich die wissenschaftliche Bildung, an die Stelle des Rechtes trat die Waffengewalt auf Kosten des öffentlichen Friedens, und darauf folgte noch die abscheulichere Barbarei der Inquisitionsgerichte, welche Uebel im XIV. Jahrhundert bei uns nahezu den Höhepunkt erreicht hatten. Ann. ad a. 1002.

[1]) Ein Kenner der Kirchengeschichte wird dieses Urtheil ganz bestätigen, noch die letzten großen Kirchenversammlungen (evangel. 1846, kath 1870) sind dafür Zeugen.

Alle die Laster und besonders der maßlose Ehrgeiz der Geistlichen, welcher soviel Uebel verursacht hat, erhalten das Antichristenthum eher aufrecht, als das Christenthum. 1684. an Landgraf Ernst.

Der Häretiker Ehen sind gültig, wie die aller Getauften. 1674. De matr. princ. Germ. val.

Dies ist das richtige und einzige Mittel zur Bestimmung der wahren Grenzen der geistlichen und weltlichen Gewalt. Die Kirche ist berechtigt, sich der geistlichen Waffen zu bedienen; sie kann die Absolution der Sünden verweigern, die Unbußfertigen excommuniciren, den Christen das Böse verbieten; aber sie darf nicht die Auflehnung der Unterthanen gegen ihre Herren unter dem Vorwande der Häresie, der Gottlosigkeit oder der Tyrannei autorisiren. 1692 à Pellisson.

Die griechische und römische Kirche läßt sich hauptsächlich durch die Autorität, die protestantische durch die hl. Schrift und die socinianische durch die Philosophie leiten. Alle diese drei Principien sind gut; aber man kann sie mißbrauchen, und daraus entstehen die Irrthümer. 1692 an Landgraf Ernst.

In Glaubensstreitigkeiten, deren Kenntniß zur Seligkeit nothwendig, dürfen auch die Laien nicht durchweg ausgeschlossen werden, da sie ebenso gut ihren Verstand haben, die Schrift verstehen und folglich in Glaubenssachen urtheilen können. 1702. Monatl. Auszug.

Wenn die Analyse des Glaubens nicht Sache der Wissenschaft, sondern des hl. Geistes wäre, dann brauchte man ja das kirchliche Alterthum gar nicht und der Nachweis der Perpetuität wäre ganz unnöthig. 1700 à Bossuet.

Die Kirche kann wohl etwas lehren, aber nicht als Glaubensartikel. 1693 à Pellisson.

Gegen den Willen unsres göttlichen Meisters hat man die Lehre mit Formeln belastet, die oft nicht sehr lichtvoll waren. 1710. Théod. préf.

Der Priester sollte dem Beichtenden nicht einige Gebetlein herzuplappern aufgeben, sondern Werke, die dem Gemeinwesen nützen — worüber der Priester vom Staate Instructionen erhalten müßte.
1670. Grundriß eines Bedenkens.

Nichts schadet der wahren Frömmigkeit so sehr, als die Werke des Aberglaubens. Wenn sie die Devotion einiger Einfältigen unterhalten, so ärgern sie eine Unzahl Gutgesinnter, welche, nicht genug unterrichtet, um das Solide vom Falschen zu unterscheiden, Alles mit derselben Verachtung belegen. 1683 an Landgr. Ernst.

Wir halten auch dafür, daß dergestalt nunmehr die Scheidewand der beyden Protestirenden Kirchen gänzlich zernichtiget, mithin una sancta Catholica Ecclesia (eine, heilige katholische Kirche) unter dem Titel einer einzigen Evangelischen oder Protestirenden Kirche daraus formirt werden nicht nur könnte, sondern auch billig sollte.[1])
1704 an Jablonski.

[1]) Dies eine Wort aus dem 1697—1704 mit Cuneau und Hofprediger J. geführten irenischen Briefwechsel Leibnizens betr. der Evangelischen Union, die 1817 wenigstens in Preußen zu Stande kam, muß wegen Mangel an Raum genügen.

26. Katholicismus.

Es giebt unter den römischen Geistlichen einige, welche aus Eifer gegen die von ihnen eingebildeten Ketzer nichts darnach fragen, sondern sich vielmehr freuen würden, wenn Alles drunter und drüber ginge, ja selbst das Vaterland und die allgemeine Freiheit Noth litte. Dagegen sollte man billig singen: „Ein feste Burg ist unser Gott".
Monatl. Ausz. 1700. p. 913.

Sie haben Recht, mich für einen Katholiken im Herzen zu erklären, ich bin es sogar offen, denn nur die Hartnäckigkeit macht den Ketzer, deren mich aber, Gott sei Dank, mein Gewissen nicht anklagt. Das Wesen der Katholicität besteht nicht darin, äußerlich mit Rom zu communiciren, sonst würden diejenigen, welche ungerecht excommunicirt werden, wider Willen und gegen ihre Schuld aufhören, Katholiken zu sein. Die wahre und wesentliche Communion, welche macht, daß wir zum Körper Christi gehören, ist die Liebe; alle diejenigen, welche das Schisma unterhalten, indem sie der Wiederversöhnung Hindernisse, der Liebe zuwider, entgegensetzen, sind wahrhaft Schismatiker; indeß diejenigen, welche bereit sind, Alles, was möglich ist, zu thun, um auch in die äußere Communion einzutreten, wirklich Katholiken sind. 1691 an Mdme. de Brinon.

Hieraus kann man urtheilen, daß ein Theil des päbstlichen Ritus schon unter Karl d. Gr. bestanden, der viel größere aber erst hinzugekommen sei, als der Cult der Bilder nicht nur, sondern auch der Abendmahlselemente zunahm,

der heut beide Seiten des religiösen Cultus bedeckt. Um von Prozessionen, Geißelungen, Rosenkränzen, vom Recitiren des Breviarium, den Abläßen und andern zahlreichen Beobachtungen zu schweigen, durch welche religiöse Crepundien heute die Leute belastet und zerstreut werden. Daß aber Karl in den Dogmen selbst von den Protestanten nicht viel abwich, bezeugt der Thatbestand.

Ann. Imp. Occ. p. 182.

Sollte nicht nach Karl und Otto ein dritter Kaiser aus dem zur Erleuchtung der Völker bestimmten Deutschland aufstehen, der Rom wieder katholisch und apostolisch machte?[1] Wenn zwei oder drei mächtige Könige dessen Pläne unterstützten, so halte ich die Sache für ausgeführt. Verscheucht ist die Finsterniß der Welt durch das Licht der Wissenschaften und der Geschichte und die meisten durch Gelehrsamkeit und Erfahrung ausgezeichneten Katholiken verschweigen mehr als daß sie nicht wüßten, wie nothwendig diese Reformation ist. Aber kommen, kommen wird die Zeit, wo sich die heilsame Wahrheit überall zeigen darf.

Ann. Imp. Occ. III, § 125.

Die Verehrung der Heiligen den Römischen ferner gehässig zu machen, erwählet er[2] Franciscum von Assisio,[3] deme nichts andres die Canonisation zuwege gebracht zu haben scheinet, als ein mit unendlicher Thorheit vermischter Andachts-Eifer. Sein Vater hatte ihn willkürlich als einen Thoren verstoßen: er aber, um zu weisen, wie wenig er sich hierüber bekümmere, zoge auch

[1]) Deutschlands Kampf gegen die römische Curie, mit Kaiser Wilhelm an der Spitze, scheint diese Hoffnung Leibniz's zu erfüllen.

[2]) Mr. Renoult, les Avantures de la Madonna et de François d'Assise. Amst. 1701

[3]) Franz v. Assisi 1182—1226. K. Hase, Fr. v. A. in „Neue Propheten".

seine Kleider aus und sandte sie ihm zu. Er gieng eine Zeit ganz nackend, hernach bedeckte er sich mit einem alten Rocke, welchen er mit einem Stricke gürtete, zog Pantoffeln (Sandales) an seine Füße und ermahnte in dieser Tracht die Sünder überall zur Buße. Er zog auch durch sein erbärmliches Aeußerliches und seine Predigten viele an sich, die, gleichwie er, von der Armuth und Betteley, unter dem Namen der Religion, Werk, und ihn zu ihrem Patriarchen und Ordens-Stifter machten. Und ob er gleich fortfuhr, viele wunderliche Händel zu machen, so bekam er doch immer mehr Anhänger. Bisweilen ging er nackend durch die Stadt Assisium, um sich, seinem Vorgeben nach, desto verachteter und geringer bei der Welt zu machen. Wie aber die Mönchskutte die geilen Begierden bey ihm noch nicht gedämpft hatte, machte er sich Frauensbilder von Schnee, damit seine Brunst zu mindern. Er soll den Wölfen und Schwalben gepredigt und diese ihn verstanden haben, und was der albern Possen mehr erzählet werden. 1702. Monatl. Auszug.

Ich bekenne, daß von jeher religiöse Orden und fromme Bruderschaften und Vereine, sowie andre derartige lobenswerthe Anstalten, meine Bewunderung und Billigung erhalten haben. Denn sie sind gleichsam eine Art himmlischer Miliz auf Erden, wenn sie nur mit Entfernung von Entartungen und Mißbräuchen den Satzungen ihrer Stifter gemäß regiert und vom obersten Bischofe zum Wohle der Gesammtheit gelenkt werden.[1])

1686. Syst. theol.

Gott verschmäht nach meinem Dafürhalten weder musikalische Instrumente, noch liebliche Gesänge, weder schöne Hymnen, noch heilige Beredtsamkeit, weder Lichter, noch Rauchwerk, weder kostbare Gewande, Gefäße mit Edelsteinen besetzt und andre Weihgeschenke, noch Statuen

[1]) Diese beiden Bedingungen treffen aber eben nicht ein.

und Bilder zur Erweckung der Frömmigkeit, weder die Gesetze der Kunst, der Architektur und Perspective, noch den Besuch öffentlicher Processionen und den Schall der Glocken und das Belegen der Straßen mit Teppichen, — und was immer sonst noch die Frömmigkeit der Völker als Erguß für die Ehre Gottes erfand und nur die närrische Einfalt gewisser Leute anekelt.[1])

Und zwar erhält dies seine Bestätigung ebenso durch Gründe wie durch Beispiele. Denn die Erstlinge aller Dinge und Künste und um mich so auszudrücken, die erste gepflückte Blume schuldet man Gott. Auch von der ganzen Poesie, die gleichsam eine Art göttlicher Beredtsamkeit und so zu sagen die Sprache der Engel ist, kann kein besserer Gebrauch gemacht werden, wie man ihn schon in der Wiege der Kunst dafür gehalten hat und heute noch dafür ansehn soll, als daß sie Hymnen singt und Gottes Lob in ausgesuchter Weise feiert. Dasselbe Urtheil gilt von der Musik, welche eine Zwillingsschwester der Dichtkunst ist; und durch nichts Andres legen ausgezeichnete Architekten ihre Kunst, Fürsten ihre Freigebigkeit mit mehr Recht an den Tag, als durch Erbauung und Pflege von Tempeln und Basiliken, sowie durch andre Werke, welche zur Ehre Gottes und frommen Zwecken bestimmt sein möchten.[2])

1686. Syst. theol.

Nachdem endlich im größten Theil der bekannten und gebildeten Welt der Dämonendienst überwältigt war, und jetzt von keinen Göttern mehr als im Scherze Erwähnung

[1]) Diese Aeußerung, von Leibniz unter der Maske eines Katholiken gethan, enthält doch seine Meinung. Vgl. mein Buch: Leibnizens Stellung zur katholischen Kirche, Berlin, Duncker 1874, worin das Systema theologicum eingehend betrachtet ist.

[2]) In der Betonung des Zusammenhanges von Kunst und Religion, der in der Kindheit der Völker offenbar vorhanden ist, geht Leibniz zu weit.

geschieht, so schien auch Männern von Ansehn kein Grund mehr vorhanden zu sein, die Bilder, das Alphabet der Ungebildeten und das große Reizmittel des unwissenden Volkes zur Frömmigkeit, vom Gottesdienste auszuschließen.

Ich halte dafür, daß man sich den Bilderdienst aus dem Geiste der orientalischen und südlichen Völker erklären müsse; denn immer hatten die Bewohner jener Gegenden eine etwas lebhafte Einbildungskraft und hielten daher mehr auf's Aeußere beim Gottesdienste. So wurden auch den Standbildern der Kaiser und Könige Ehrenbezeugungen erwiesen, gleich als wäre der Fürst zugegen, was in Frankreich und Deutschland fast ganz unbekannt war. Ebenda.

Man darf nie vergessen, daß, wenn man sich der Fürbitte der Heiligen bedient, man sie nur für einen Zusatz und ein Merkmal unsrer demüthigen Ehrfurcht gegen Gott und unsrer Zuneigung gegen die Freunde Gottes ansehen müsse. Das Wesen aber der Verehrung muß auf Gott selbst unmittelbar gerichtet werden. Ebenda.

Wir müssen uns Mühe geben, daß wir uns nicht durch unkluge Andacht dem Gelächter, die Kirche der Verachtung bei denen aussetzen, die draußen sind. Ebenda.

Ueber die letzte Oelung brauchen wir nicht Vieles vorzubringen. Sie hat das Schriftwort für sich,[1]) die Auslegung der Kirche, auf welche sich fromme und katholische Leute fest verlassen; und ich sehe nicht ein, was an diesem von der Kirche angenommenen Brauche von irgend Jemand getadelt werden könnte. Ebenda.

---

[1]) Ep. Jac. 5, 14. was aber falsch ausgelegt wird!

Weil der menschliche Geist an vielen Gebrechen leidet, deshalb thut bei religiösen Gesellschaften sehr kluge Leitung des Obern und große Liebe der Brüder noth, um durch liebliche Arzneien der Seelenkrankheit zu begegnen und durch fromme und angenehme Beschäftigungen die Versuchungen zu vertreiben. Weil aber oft durch die Schläfrigkeit derer, die solches angeht, viele Mißbräuche einschleichen, und es da und dort sich ereignet, daß ohne göttliche Berufung durch Irrthum oder Betrug Einfältige und Unreife in die Schlinge gehen; die Obern aber mürrisch, nachlässig und stolz, die Mitgenossen aber hart, herb, verdießlich, neidisch, ehrgeizig, und zuweilen die einen wie die andern ausgelassen und gottlos sind —: so ist nicht zu verwundern, daß so viele Seelen auch in den Orden, wo man nur Frieden erwarten sollte, sich in den größten Unruhen und Uebeln umhertreiben und oft trostlos zu Grunde gehen, indem sie, was das Kläglichste ist, die Heilsmittel zu ihrem Verderben verkehren! 1686. Systema theol.

Sicherlich giebt's in der römischen Kirche selbst ebenso große Controversen, wie die zwischen Romanisten und Protestanten. 1695 an den Landgr.

Das große Princip der Katholicität ist die Unfehlbarkeit der ökumenischen Concilien[1]) in der Materie des Heils. 1704. Nouv. Ess. IV.

Ich bin überzeugt, sehr viele Leute lieben die Jungfrau Maria mehr als Gott selbst, vor dem sie mehr Furcht aber desto weniger Liebe haben.
1690. An die Churf. Sophie.

[1]) Oekumenisch (bewohnt sc. Erdkreis) heißen die ersten sechs Concilien, deren letztes 680 zu Constantinopel gehalten ward, weil da alle Christen vertreten waren. Das Vatikanische von 1870 ist daher nicht ökumenisch gewesen.

Die ausgezeichnetsten Geister werden, wenn sie nicht im äußersten Grade biegsam sind, in den Orden stets durch diejenigen gemartert, welche an Autorität über ihnen und an Capazität unter ihnen stehen.
1691 an Landgr. Ernst.

Ist die Macht größer als der Verstand, so ist der, welcher sie hat, entweder ein einfältiges Schaf, weil er sie nicht zu gebrauchen weiß, oder ein Wolf und Tyrann, weil er sie nicht recht zu gebrauchen versteht.
1671 Plan zu einer Soc.

Man giebt zu, daß die Nonnenklöster schon damals oft eher Hurenhäuser waren wegen der Nachlässigkeit der Vorgesetzten und der Frechheit der Aebtissinnen.
Ann. ad a. 836.

Meistens zeigten sich jene Männer der strengen Lebensweise, sobald sie durch ihre Gleisnerei zu Würden emporgestiegen waren, als aufbrausende, rachgierige, habsüchtige Menschen. Von solchen ist die Rebellion gegen die Fürsten, die Grausamkeit gegen die Irrenden ausgegangen.[1]) Ann. ad a. 975.

Ich zweifle nicht, daß in der römischen Kirche große Mißbräuche herrschen, die nicht ohne Gefahr sind, obwohl nichts der Annahme entgegensteht, daß ein Mitglied dieser Kirche mit Hilfe der göttlichen Gnade jene Gefahren vermeiden und das Heil erlangen könne, da ja das Fundament unversehrt ist. 1708 an Fabricius.

Was gestern entstanden war, erklärten die Päbste den andern Tag für alte Tradition der Väter.
Ann. ad a. 794.

[1]) Diese Bemerkung wird durch unsre Zeit bestätigt, wo die Ultramontanen sich als Vorkämpfer der Freiheit, des Rechts und der Bildung aufwerfen.

Die römische Kirche rühmt sich überlaut ihrer Einheit. Aber ich wage zu behaupten, jene Einheit ist keine wahre, sondern nur durch äußern politischen Synkretismus vorgespiegelt. Leibnitiana 72.

Derjenige ist ein Katholik, dessen Liebe katholisch (= allgemein) ist, und der ein Schismatiker, welcher nur seine Auffassung für die alleinseligmachende hält.
Leibnitiana 92.

Alle gestehen, daß der Cölibat der Kleriker nicht göttlichen Rechtes sei. 1674. De matrim. princ. Germ.

Diese Raschheit im Censuriren muß als Warnung dienen, daß man sich vor einer solchen Kirche in Acht nehme.
1686 an Landgr. Ernst.

Man sieht einen ungeheuren Unterschied zwischen den katholischen Ländern, welche mit Protestanten gemischt sind oder es noch vor Kurzem waren, und zwischen jenen, die seit lange rein römisch sind. Die Frömmigkeit des Volkes in eurer Kirche ist ganz sinnlich, der Geist und die Wahrheit sind wie unterdrückt. Ebenda.

Der große Haufe der katholischen Theologen wähnt, daß ein Priester, welcher in seinem Innern protestirt, nicht taufen oder consecriren zu wollen, nichts thue und auch das Sacrament null und nichtig sei. 1691 an Landgr. Ernst.

Man schmeichelt sich bei Euch vergeblich, daß es einer Bande dummer italienischer Bischöfe, Hofschranzen und Schmarotzer Roms, welche man für wenig unterrichtet und um das wahre Christenthum besorgt ansieht, erlaubt sei, in einem Winkel der Alpen (Trient 1545–1563) auf eine von den ernstesten Männern ihrer Zeit laut gemißbilligte Art Beschlüsse zu fabriziren, welche die ganze Kirche verpflichten

sollen. Nein, mein Herr, solches Concil wird nie zur Geltung kommen, ohne daß die christliche Kirche dadurch einen unheilbaren Schaden empfinge.[1]) 1693 à Bossuet.

Die Irrthümer bemänteln, den Aberglauben aufrecht erhalten, die großen Unordnungen entschuldigen, über Bagatellen und Subtilitäten der Schule zanken, um das Schisma zu erhalten – das sind Dinge (die das Concil zu Trient geübt hat), wogegen unser Herr einen Fluch ausgesprochen hat, der mehr zu fürchten ist, als der des Pabstes.
1695 à Mdme. de Brinon.

Nicht nur die Protestanten, sondern alle Personen, welchen in Wahrheit die Ehre Gottes am Herzen liegt, sind verpflichtet, für ewig ein solches Concil zu verwerfen.
1701 à Bossuet.

Viele Dinge sind in der römischen Kirche öffentlich autorisirt, welche die Frommen unter den Protestanten in ihrem Gewissen beunruhigen und ihnen verabscheuungswerth erscheinen oder die wenigstens gefährlich sind. Diese Punkte der Praxis sind es, welche mehr noch als die Dogmen die Vereinigung hindern. 1691 à Pellisson.

Der größte Theil der Idololatrie ist bei den Christen wieder aufgelebt: Opfer, Weihrauch, Lichter, Bilder, Waschungen, Festlichkeiten, Gesänge, Wallfahrten, Fasten, Beschwörungen, Cult der Todten, Canonisationen oder Apotheosen neuer Mittler, gute und böse Dämonen, Schutzgeister und andere Mächte beiderlei Geschlechts, denen Tempel geweiht, Feste gefeiert, besondre Culte bestimmt und Aemter zugetheilt wurden, um den Menschen in ihren verschiedenen

[1]) Aehnliche Aeußerungen, welche Leibniz's Aerger, Spott und Verachtung über das Tridentiner Concil beweisen, ließen sich in Menge anführen, wenn es der Raum gestattete. Obige Worte passen übrigens genau auch auf das Vaticanum 1870.

Krankheiten und Anliegen zu helfen.... So ward das Antichristenthum statt Christus herrschend, und sein Gesetz, das leicht zu verstehen und noch leichter zu befolgen ist, in absurde Dogmen, unverständliche Reden, unerklärbare Mysterien und lächerliche Gebräuche degenerirt. Fragment.

Die „unbefleckte Empfängniß" ist ohne Zweifel eine unerhörte Sache in der ersten Kirche und selbst den Aeußerungen vieler für heilig geltenden Schriftsteller entgegen. Dies hat wohl die Päbste von einer Definition derselben abgehalten.[1]) 1680 an den Landgrafen.

Der Geist des Christenthums muß zur Milde anleiten, und die wahren Mittel, die Protestanten zu gewinnen, wären gewesen und sind noch: die Reform der Mißbräuche im eignen Hause! 1684 an denselben.

---

[1]) Pius IX. hat 1854 im Namen des hl. Geistes diese Entscheidung glücklich getroffen. Dies haarsträubende Dogma bestimmt mit Androhung des Fluches, daß man glaube, auch Maria sei, wie Christus, ohne Zuthun eines Mannes gezeugt.

27. Pabstthum.

Wenn es Päbste von großem Rufe an Weisheit und Tugend gegeben hätte, welche die zu Constanz beschlossenen Maßregeln befolgten, so würden sie den Mißbräuchen abgeholfen, dem Bruche zuvorgekommen sein und die christliche Gesellschaft aufrecht erhalten oder vielmehr gefördert haben. 1677. De jure supremalus.

Die Bischöfe sind dem Pabste durch kein göttliches Recht unterworfen. Ann. Imp. Occ. zum Jahr 963.

Rom war immer nachsichtig gegen glänzende Laster und reichte seine Hand zu einer so offenbaren Verfälschung,[1]) ich fürchte zu seinem einstigen großen Schaden. Ib. z. J. 787.

Je unwissender Jemand ist, um so mehr nähert er sich dem Vorrecht eines Marmorblocks oder Holzstückes, die unfehlbar und unsündlich sind. 1704. Nouv. Ess. I, 1.

Es ruinirt Petri Primatum nicht wenig, wenn man, mit Arnoldo, Paulum ebensowohl, als Petrum zum Haupte der Kirche setzet, welches denn aus Irenäo, Eusebio, Epiphanio, Hieronymo kann behauptet werden, denen auch die Päbste selbst nicht selten in ihren Schriften beyfallen, und von 800 und mehr Jahren her Petri und Pauli Bildnisse beysammen in ihren bullis plumbeis (Bleisiegeln) geführet

[1]) Er spricht hier von der Bilderverehrung.

haben. Wenn nun Petri Primatus fället, können selbigen viel weniger seine Nachfolger fordern. Judicium in rebus fidei (Schiedsrecht in Glaubens-Sachen) kann auch von den Päbsten nicht allein dependiren; indem klar, und nach ihren eignen Geständnissen (deren etliche D. Ittig anführet) richtig, daß sie sowohl, als andre, irrige Menschen seyen. Daher sie denn vielfältig selbst ihrer Vorfahren Decreta annulliret und denen selbst schnurstracks entgegengehende Verordnungen gemachet. 1702. Monatl. Auszug.

Wo wollte man auch in Glaubenssachen Gewißheit von den Päbsten haben, wenn sie sie bisweilen selbst nicht finden können? Z. E. Paulus V. (1605 21) und Gregorius XV. (1621 – 23) konnten, wie sehr sie auch Philippus III. und IV., Könige von Spanien, baten, in der Frage von der immaculata B. Mariae conceptione (unbefleckten Empfängniß) nichts decidiren, und gaben vor, die ewige Weisheit habe ein solches Geheimniß ihrer Kirche noch nicht geoffenbaret. Was würde man ferner machen, wenn zwei oder mehrere Päbste wären und man den rechten unter ihnen nicht wüßte? So ist auch offenbar, daß die Päbste nicht selten die Schrift verdrehen und wunderlich anführen; welches auch Cajetanus erkennet, aber darinne lächerlich gehandelt, daß er gemeynet, man müsse in solchen Fällen die Vernunft gefangen nehmen. Aus Allem erscheinet, was vor einen schlechten allgemeinen und obersten Richter der Pabst abgeben könne; wovor ihn doch unzählich viele Römische erkennet. 1700. Monatl. Auszug.

Zur Hierarchie der Kirchenhirten gehört aber nicht nur das Priesterthum und die Vorbereitungsstufen zu demselben, sondern auch der Episcopat und selbst der Primat des Pabstes. Von allem Diesen muß man glauben, daß er göttlichen Rechtes ist.[1])... Daher muß man

[1]) Nach mehreren andern Stellen ist dies „göttlich" nur zu

dem Papste, als dem einen sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden in Allem gehorchen, was wir nach unsrem Urtheile und eigner Prüfung ohne Sünde und Verletzung des Gewissens thun können.... Alles dieses muß jedoch unbeschadet des Rechts irdischer Mächte verstanden werden, das Christus nicht aufgehoben hat. Denn wenn auch christliche Fürsten der Kirche nicht weniger Gehorsam schuldig sind, als der geringste Gläubige, so darf doch die Kirchengewalt, es sei denn durch Reichsrecht anders verfügt worden, nicht soweit ausgedehnt werden, daß sie die Unterthanen gegen den wahren Herrn waffnete; denn die Waffen der Kirche sind Thränen und Gebete.

1686. Syst. theol.

Es steht nicht fest, ob der Pabst die Kirche völlig repräsentire. De matrim. princ. Germ.

Ein Reichsfürst kann mit dem Kaiser Krieg führen, ohne ein Rebell gegen das Reich zu sein; ebenso kann zwischen Rom und irgend einer Kirche oder Nation ein Bruch bestehen, ohne daß diese Nation schismatisch ist.

à Bossuet.

Stützt sich auch weder die Tradition vom Vicariat Petri noch die vom vierten Weltreich (d. h. nach Daniel das Kaiserthum) auf göttliches Recht, so ist die Einführung derselben und der Glaube an sie nach dem Urtheile der Meisten doch von Nutzen gewesen.

1677. Caesarin. Furstener.

Ich glaube, Du wirst ebenfalls mit Melanchthon[1])

verstehen, wie das „Königthum von Gottes Gnaden", d. h. durch die Zusammenwirkung der geschichtlichen Thatsachen bedingt.

[1]) Melanchthon (1497—1560), der große Theologe, hatte dies unter die von Luther entworfenen Schmalkaldischen Artikel gesetzt. — Aehnlich spricht sich Leibniz öfter aus.

der Meinung sein, daß man dem Pabste eine gewisse Superiorität über die Bischöfe einräumen könnte, wenn um diesen Preis ein wahrer Friede erkauft werden könnte. 1682 an den Theologen Alberti.

Die Bischöfe sind durch kein göttliches Recht dem Pabste unterworfen, sondern müssen für seine Amtsbrüder gelten. Durch den Willen der occidentalischen Fürsten und Völker ist es nicht übel geschehen, daß dem römischen Bischof eine gewisse Jurisdiction über die andern übertragen wurde. Aber wenn er selbst sich seines Amtes unwürdig macht, wenn sich der Hirt in den Wolf verwandelt, wenn das Heil der Kirche auf's Spiel gesetzt wird, so kehrt der ursprüngliche Zustand zurück, und der römische Bischof unterliegt wieder dem Urtheile des römischen Kaisers und seiner bischöflichen Brüder.... Oder soll es wohl erträglich sein, daß wegen des Buchstabens einer neuen Satzung ein gottloser Mensch der Kirche vorstehe und durch That und Beispiel die Seelen zu Grunde richte, und soll Niemand wagen dürfen, zu sagen: Pabst, was treibst Du? Nein, wie im Staate das Wohl des Volkes, so ist in der Kirche das Wohl der Seelen das oberste Gesetz. Ann. imp. Occ. III, p. 124.

Christi Wort (Matth. 16, 16) an Petrus bezieht sich auf den Fels, nicht auf Rom; die Trennung von Rom ist keine Trennung von jenem Fels, Rom kann zum Antichristen werden.... Petrus ist einst von Paulus zu Antiochia (Gal. 2) zurechtgewiesen worden und auf der Synode zu Jerusalem, der ersten von allen (Apostg. 15), hat nicht Petrus, sondern Jacobus den Vorsitz geführt; nirgends in der hl. Schrift findet sich die Lehre, es sei irgend eine Autorität Petri auf die römischen Bischöfe übertragen worden. Annales ad a. 995.[1])

[1]) Am deutlichsten hat sich Leibniz in den „Annalen", die leider nur bis zum Jahr 1005 gehen, über die päbstlichen Prätensionen ausgesprochen.

Die römischen Bischöfe, schon längst erhoben durch den Glanz der Hauptstadt, woher auch die Macht über Alles stammt, haben die ganze Verwaltung der Kirche an sich gerissen. Denn indem sie dem Petrus die höchste Gewalt in geistlichen Dingen und sich (als Petri Nachfolgern) seine Macht beilegten, haben sie, was sie durch Zugeständnisse der Synoden und Uebertragung des Kaisers besaßen, zu göttlichem Rechte gemacht. Mit Abnahme der Kenntniß des kirchlichen Alterthums machten sie sich und Andern weiß, was sie wollten. Ann. ad a. 865.

Von den Menschen stehen die einen über den Andern nach menschlichem Rechte. Keinem Bischof wird seine Diözes durch ein himmlisches Dekret verliehen; er wird bekanntlich erwählt oder ernannt, und durch Antritt des Amtes wird kein unlösbares Band geknüpft. Niemand stellt es in Abrede, daß ein Bischof wegen Verbrechen und Sünden, oder wegen Krankheit entfernt, der Verwaltung enthoben und einen Gehülfen oder Nachfolger erhalten kann. Der Krankheit ist auch zu vergleichen ihre Verfeindung mit den Fürsten, wodurch einem Bischof eine nutzbringende Amtsführung unmöglich wird. Den Fürsten kann die Berechtigung nicht abgesprochen werden, einen ihnen verdächtigen Mann, der auf das Volk großen Einfluß ausübt, zu entfernen. Was die geistlichen Vorstände vermögen, das haben sie schon gar oft zum großen Schaden des Staates bewiesen. Ebenda.

Was wundern wir uns über die Keckheit der spätern Päbste, wenn wir sehen, wie sie bereits damals (im VIII. Jhrh.), wo ihre Macht erst im Entstehen begriffen war, sogar gegen Diejenigen, von deren Wink ihr Sein oder Nichtsein abhing, das Ansehn der Religion mißbrauchten.

Ann. ad a 770.

Der römischen Pontifices wartete mit Auflösung des Frankenreiches (840) eine neue Art von Monarchie, welche

über Erwarten währte, und nur allmälig die blinde Leichtgläubigkeit der Völker vernichtet hat. Ann. ad a. 840.

Dahin war es seit Lothar durch die List der Geistlichen gekommen, daß auch in Deutschland und Frankreich Niemand vor der Salbung als König gelten sollte, sowenig als der Kaiser der Römer vor der römischen Krönung als Kaiser galt. Ann. ad a. 996.

Endlich unter Heinrich IV. und V. († 1105 und 1125) hat der Klerus, unter Führung der römischen Pontifices, dies alte und fast nothwendige Königsrecht, die Bischöfe zu bestätigen, an sich gerissen, indem nur einige wichtige Reste blieben, die endlich durch Nachlässigkeit der Könige und Unwissenheit der Zeiten verloren gingen. Ann. ad a. 822.

Als sich die Freiheit der Päbste in Frechheit verkehrt hatte, mußten sie sich unter das Joch der sächsischen Kaiser beugen, nach dessen Zusammenbruch sie sich wieder gegen die fränkischen und hohenstaufischen Kaiser erhoben und Deutschland und Frankreich in ein Blutmeer verwandelten in dem eitlen Wahne, es sei möglich, Fürsten und ritterliche Männer unter die Herrschaft von Priestern zu zwängen, was doch weder den Magiern der Perser, noch den Chalifen der Araber, noch den Dairi's der Japanesen gelungen. Ann. ad a. 875.

Seit die Bischöfe mit dem römischen Pabste gegen den Staat sich verschworen und es durchsetzten, daß auch dem Kaiser mißfällige Personen gewählt werden konnten, wurde die kaiserliche Autorität erschüttert. Ann. ad a. 968.

Die meisten Bischöfe blickten nach Rom, um dort gegen die Metropoliten oder gegen ihre Collegen Schutz zu suchen. Rom galt für den Lehrer Europa's, da es zu

den meisten Völkern seine Missionäre geschickt hatte, und unter Barbaren war es ihm leicht gelungen, seinen Entscheidungen das Ansehn von Orakeln zu verschaffen. Ueber die Uebrigen nahmen sich die römischen Bischöfe das Richteramt heraus, indeß Schmeichler ihnen vorsagten, daß sie selbst von Niemand gerichtet werden dürften. Ann. ad a. 833.

Kann es etwa geleugnet werden, daß die Päbste oder wenigstens ihnen ergebene Menschen, nicht ohne deren Mitwissen, wie es augenscheinlich ist, sowohl die Schenkung Constantins als die falschen Decretalen (Isidors) und vieles Andre in schlechter Absicht erdichtet haben? Ann. ad a. 999.

Der größte Schandfleck des X. Jahrhunderts war der römische Stuhl, auf welchem Ungeheuer saßen, wie nur das XV. Jahrhundert schlechtere oder wenigstens gleiche hervorgebracht hat. Denn das finde ich, daß das XV. Jahrhundert für Italien nicht weniger unglücklich, für Deutschland aber sogar noch unheilvoller gewesen sei als das X. Ann. ad a. 901.

Baronius hätte sich nicht zu verwundern gebraucht, daß Gerbert von einem Pabste auch Wissenschaft und sittliches Leben forderte; denn von einer an das Amt des Pabstes geknüpften Gabe der Unfehlbarkeit wußte man noch nichts, und von den Ungeheuern, wie Johann XII. und Malefacius (d. h. Bonifaz VII.), denen Niemand einen Hund anvertrauen möchte, glaubte man nicht, daß sie die Kirche gehörig leiten könnten. Ann. ad a. 995.

Im X. Jahrhundert war der Traum der Unfehlbarkeit unerhört, und das Ansehn der Kirche wurde noch nicht durch Blut und Scheiterhaufen befestigt.... Als aber die römischen Oberpriester die Herrschaft über die Kirche

an ſich riſſen, und ihre Emiſſäre, die Bettelmönche, ſich der Schulen bemächtigten, traten lächerliche Albernheiten an Stelle der reineren Lehre und es wurde mit wahnwitziger Grauſamkeit, mit Feuer und Schwert gegen Andersdenkende gewüthet. Ann. ad a. 1002.

28. Jeſuiten.

Daß die Jeſuiten ſoviel Feinde haben bei ihren eignen Glaubensgenoſſen, kommt größtentheils davon her, daß ſie ſich vor Andern hervorthun und floriren.... Es iſt kein Zweifel, daß es ehrliche und wackere Leute unter ihnen giebt. Dies iſt aber nicht ohne, daß ſie oft zu hitzig, und mancher unter ihnen per fas und per nefas dienen wollen. Aber es gehet überall nicht anders her; bei den Jeſuiten iſt es merklicher als bei den Andern, weil ſie auch vor Andern den Leuten in Augen ſind. 1692 an W. E. Tenzel.

Wir ſehen, wie unvortheilhaft es iſt, Geiſtliche ſich in Staatsangelegenheiten miſchen zu laſſen, namentlich die Jeſuiten, die heutzutage ſo mächtig ſind, daß es ihnen leicht iſt, die Wage auf die Seite ihres Vortheils herabzuziehen — und dieſe iſt offenbar Frankreich, welchem dieſe guten Väter augenſcheinlich den deutſchen Kaiſerthron zum Opfer bringen möchten.[1]) 1682. Brief.

Ich wünſchte, die Moral der Väter wäre in jedem andern Punkte ebenſo unſchuldig und alle wären ſo ordentliche Leute, wie Einige unter ihnen. 1699 à Nicaise.

Es iſt wahr, die Gegner der Jeſuiten haben ſich oft wenig lobenswerther Mittel bedient, um ſie zu verſchreien, worüber auch die frömmſten Männer unwillig werden können. 1688 an Landgr. Ernſt.

[1]) Dieſen Zug zu Frankreich haben die hl. Väter auch in jüngſter Zeit zum Schaden Deutſchlands bewieſen.

Sie haben den Socinianern und Jesuiten Stöße versetzt, die sie empfinden werden. Wenn des Guten zu viel geschehen, so brauchen die dabei Unschuldigen das ihnen Imputirte blos zu desavouiren; der Fehler der Einen ist nicht der aller Andern. 1700 an La Croze.

Sie suchen sich an ihren Gegnern zu rächen unter dem Vorwande, daß es sich um das Interesse ihres Ordens und folglich um das Interesse Gottes selbst handle. An Landgraf Ernst.

Es ist offenkundig, daß ein so großer und berühmter Orden ganz in Verfall gerathen ist: Das Verdienst gilt bei ihm nichts mehr und er will nur noch Intriganten. 1690 an denselben.

Es ist auch unter den Jesuiten und andern Religiosen allhier (in Bayern) keiner zu erfahren gewesen, der sich in Gelehrsamkeit also herfürschwinge, daß er etwas Ungemeines leisten könne. 1688. Reise-Bemerkungen.

Ich glaube, daß ihr Schulunterricht und ihre Moralbücher viel dazu beitragen, den Geist der Novizen zu verderben. Denn das Philosophiren über die scholastischen Meinungen und das öffentliche Disputiren, welches vielmehr zur Selbsttäuschung als zur Erkenntniß des Wahren führt, macht die Leute steitsüchtig und füllt ihre Kräfte mit nichtigen Subtilitäten, gleichwie die scholastische Behandlung der Frömmigkeit in den Büchern über Moral das große Ziel der Liebe, als der einzigen Regel unsres Handelns, aus den Augen rückt. 1680 an Landgr. Ernst.

Ueber eine gute Bibliothek darf man keine Jesuiten setzen. Denn der Zweck würde ihnen das Mittel heiligen und aus Gewissensscrupeln würden sie einen guten Theil unterdrücken, da sie nichts weniger lieben als Bedenken; wo

man ihnen Vertrauen schenkt. Es hieße das den Bock zum Gärtner machen. 1691 an denselben.

Mir scheint Arnaud genug gegen sie gewonnen zu haben; denn es ist nichts geringes, daß sich die römische Curie gezwungen sah, so viele laxe Moralgrundsätze und namentlich die Lehre von der philosophischen Sünde[1] zu verdammen. 1691 an denselben.

Gegen die ewigen Gesetze der natürlichen Vernunft stellen die Casuisten die seltsame Ansicht auf, man könne im praktischen Handeln einer Meinung folgen, die man selbst für die unsichere und unwahrscheinlichere erkennt. Ebenda.

Der Kampf gegen die Verfälscher der Moral in Bezug auf das Wesentliche der Frömmigkeit, die Nothwendigkeit der Liebe Gottes über Alles, das ist die wichtigste Angelegenheit der Religion, wichtiger noch als die Disputationen über die Gnade, die wenige Leute verstehen und doch zu keinem Abschluß gelangen. Ebenda.

Diese Herren glätten (affleurer) nur die Sachen ab. Wenige ihrer Controversschriften können einen gründlichen Mann befriedigen, es genügt nicht, den Sachen eine gefällige Seite zu geben. 1688 an denselben.

---

[1]) Darunter verstehn die Jesuiten Sanchez, Castillo, Rhodus u. A. eine Sünde aus Unwissenheit, ja unvollständiger Ueberlegung und Irrthum. Vgl. J. Huber, der Jesuiten-Orden, Berlin 1873, p. 289.

29. Tod.

Deren Tod soll trostlos sein, mit denen all ihr Ruhm begraben wird! Die aber, so durch eine unvergeßliche Glorie sich selbst überleben, sind glückselig zu achten, sie sterben, wann sie wollen. Denn sie selbst sterben sich nie zu frühe, dieweil sie Alles erreichet, was ein verständiger Mensch wünschen kann. Den Ihrigen aber und guten Freunden und dem gemeinen Besten sterben sie allezeit zu zeitig, wenn sie auch noch tausend Jahre lebten. 1675 an Freifrau v. Boineburg.

Der Tod ist wahrlich nichts Andres, als eine diminutive Involution, wie die Zeugung eine augmentative Evolution ist, und nicht nur die menschliche, sondern auch die Thierseele geht nicht zu Grunde. 1699 ad Ferd. Hoffmann.

Niemand kann genau den wahren Zeitpunkt des Todes angeben, welcher lange für eine bloße Suspension der bemerkbaren Thätigkeit gelten kann. 1695. Syst. nov.

Der Tod ist nur ein Schlummer, und bleibt selbst dieses nicht, da die Perceptionen nur aufhören, gehörig deutlich zu sein und in einen Zustand von Confusion in den Thieren sich zurückziehn, welcher die Apperception suspendirt, der aber nicht immer dauern soll. 1704. Nouv. Ess. Av. pr.

30. Unsterblichkeit.

Die Gottlosen sind sehr geneigt zu glauben, daß ein andres Leben unmöglich sei. Sie haben aber keinen andern Grund als den, daß man sich auf das einschränken müsse, was man durch die Sinne erkennt, und daß Niemand von ihrer Bekanntschaft aus der andern Welt zurückgekommen sei. — Es gab eine Zeit, da man die Antipoden nach eben diesem Grundsatze verwerfen konnte, weil man die Mathematik nicht mit den populären Begriffen vereinigen wollte. — Es giebt drei Grade von Vorstellungen oder Begriffen, nämlich populäre, mathematische und metaphysische. Die ersten waren nicht hinreichend, um sich von den Antipoden zu überzeugen. Die ersten und zweiten sind noch nicht hinreichend, ein andres Leben glaublich zu machen. Sie bringen uns zwar schon auf vortheilhafte Vermuthungen: aber wenn die zweiten (die mathematischen) die Antipoden vor der Erfahrung, die man jetzt hat, gewiß außer Zweifel setzten, so geben die letztern (die metaphysischen) nicht weniger Gewißheit von einem andern Leben, ehe man es wirklich gesehen hat. Nouv. Ess.

Zu den schädlichen Meinungen gehören solche, welche gegen die Vorsehung eines vollkommen weisen, gütigen und gerechten Gottes und gegen die Unsterblichkeit der Seele — welche den Menschen fähig macht, die Wirkungen seiner Gerechtigkeit zu erfahren — gerichtet sind. Ich weiß, daß vortreffliche Männer, welche die besten Absichten haben, behaupten, daß diese theoretische Meinungen weniger Einfluß auf das Thun und Lassen haben, als man denkt. Ich weiß

auch, daß es Menschen von vortrefflicher Gemüthsart giebt, die sich nie durch Meinungen werden verleiten lassen, Etwas zu thun, das sie entehrte. Ueberdem pflegen Diejenigen, die durch Nachdenken zu diesen Irrthümern gekommen sind, von Natur weiter von den Lastern entfernt zu sein, deren der gemeine Hause unter den Menschen schuldig ist. Dazu kommt noch, daß sie für das Ansehn der Secte, deren Vorsteher sie sind, Sorge tragen; und man kann sagen, daß Epikur und Spinoza z. B. ein vollkommen nachahmungswürdiges Leben geführt haben. — Allein diese Gründe hören sehr oft bei ihren Schülern oder Anhängern auf, die da glauben, sie wären von der verdießlichen Furcht vor einer über sie wachenden Vorsehung und einer drohenden Zukunft befreit. Sie lassen daher ihren viehischen Leidenschaften die Zügel schießen und wenden ihren Verstand an, Andre zu verführen und zu verderben; und wenn sie ehrgeizig sind und auf ihren Kopf bestehen: so werden sie zu ihrem Vortheile oder ihrem Vergnügen im Stande sein, an den vier Enden der Erde Feuer anzulegen.

1704. Nouv. Ess.

Wenn es auch ebenso wahr wäre, als es falsch ist, daß natürliche Einsichten uns keinen vollkommenen Beweis von der Unsterblichkeit der Seele geben, so wird es für einen klugen Mann hinreichend sein, daß die aus der Vernunft hergeleiteten Beweise wenigstens ein großes Gewicht und hinlängliche Stärke haben, den Guten eine große Hoffnung auf ein andres Leben, das besser als das jetzige ist, zu geben, und den Gottlosen eine gerechte Furcht vor einer sehr großen Bestrafung nach diesem Leben einzuflößen. Denn gegen ein großes Uebel muß man selbst dann, wenn man nicht große Ursache hat, es zu fürchten, sich zu sichern suchen, und dies desto mehr, je wahrscheinlicher man ihm ausgesetzt sein wird. Man darf weder den aus der Uebereinstimmung aller Nationen in diesem Artikel, noch den aus

dem natürlichen Verlangen nach Unsterblichkeit hergeleiteten Grund verachten. Aber ein gründlicher Beweis, der Jedem einleuchtet — die übrigen scharfsinnigen will ich nicht einmal anführen — ist der, welchen uns selbst die Erkenntniß Gottes darreicht: Man kann nicht zweifeln, daß der höchste, weiseste und mächtigste Beherrscher der Welt sollte beschlossen haben, die Tugendhaften zu belohnen und die Gottlosen zu bestrafen, und daß er diese Absicht in einem künftigen Leben ausführen sollte, da man offenbar sieht, daß er in diesem Leben die meisten Laster unbestraft und die meisten guten Handlungen unbelohnt läßt. — — In der That, warum würde man sich der Gefahr aussetzen, seine Güter, seine Ehrenstellen oder gar sein Leben für uns werthe Personen oder für das Wohl des Vaterlandes oder des Staates oder für die Aufrechterhaltung des Rechts und der Gerechtigkeit zu verlieren, wenn man einen Compromiß schließen und in Ehren und Ueberfluß auf Kosten der Wohlfahrt eines Andern leben kann? Denn wäre es nicht eine große Thorheit, reelle und solide Güter dem bloßen Verlangen, seinen Namen nach seinem Tode zu verewigen, vorzuziehen, d. h. zu einer Zeit von sich reden zu lassen, wo man keinen Nutzen davon hat?

Monit. ad Pufend. princ.

Gleichwie die Aeußerungen des Körpers bestehen in der Bewegung, so bestehen die der Seele im Drange und so zu sagen im Kleinsten und Punkte. Dieweil auch die Seele selbst eigentlich nur im Raum eines Punktes bestehet, hingegen ein Corpus einen Platz einnimmt. Denn wenn ich schließen will, daß ein mir vorgegeben Corpus Gold sei, so nehme ich zusammen seinen Glanz, Klang und Gewicht und schließe daraus, daß es Gold sei. Muß also das Gemüth an einem Ort sein, da alle diese Linien (visus, auditus, tactus) zusammen kommen, und also in einem Punkt. Geben wir dem Gemüth einen größern Platz, als

einen Punkt, so ist's schon ein Körper und hat partes extra partes, ist daher sich nicht selbst intime praesens, und kann also auch nicht auf alle seine Stücke und Actiones reflectiren, darin doch die Essenz gleichsam des Gemüthes besteht. Gesetzt nun, das Gemüth bestehe in einem Punkte, so ist es unzertheilig und unzerstörbar. 1671 an Joh. Friedr.

Nämlich, ich bin fast der Meinung, daß ein jeder Leib, sowohl der Menschen als Thiere, Kräuter und Mineralien, einen Kern seiner Substanz habe, der von dem capite mortuo, so wie es die Chemici nennen, ex terra damnata et phlegmate bestehet, unterschieden. Dieser Kern ist so subtil, daß er auch in der Asche der verbrannten Dinge übrig bleibt und gleichsam in ein unsichtbarliches Centrum sich zusammenziehen kann. Wie man denn der Asche der Gewächse sich auf gewisse Art zum Samen gebrauchen mag und in dem Fötus oder Frucht der Thiere das punctum saliens, den Kern des ganzen Körpers bereits in sich begreift. Nun glaub ich ferner, daß dieser Kern des ganzen Menschen weder ab- noch zunehme, obgleich sein Kleid noch Decke in stetem Fluß begriffen und bald wegraucht, bald wiederum aus der Luft oder Speise sich vermehrt. Daher, wenn ein Mensch vom andern verzehrt wird, bleibt der Kern eines jeden, wer und wie er gewesen, und wird also nie die Substanz des einen durch die Substanz des andern genährt. Wird nun einem Menschen ein Glied abgeschnitten, so zieht sich dieses von der Substanz zurück zu seinem Brunnquell und hat auf gewisse Maße die Bewegung noch, als wenn das Glied noch da wäre. Wie denn Leute, die einen Arm verloren, sagen, daß ihnen oft dünke, sie hätten ihren Arm noch und fühlten alle Finger, welches von dem zurückgebliebenen Spiritus oder Kern der Substanz herrühren muß.[1])

[1]) Dies ist aber nichts weiter als das projicirende Vorstellen.

Kann nun das geschehen, wenn ein Glied abgeschnitten wird, so kann es auch geschehen, wenn sie alle gelöst und zerstört werden, weil ohnedas solches nicht in einem Augenblick, sondern stückweise geschieht.[1]) Wenn nun dieser Kern der Substanz, der im physischen Punkte besteht, allezeit bleibt: so ist ja wenig an gelegen, ob alle grobe Materie, so an uns ist, die noch ohnedas in steter Veränderung und täglich entweder ausrauchet oder, wo sie sitzen bleibt, in Schmutz, so man abspülen muß, coagulirt wird, übrig bleibe; maßen klar, daß solche Rüstung wohl fast alle Jahr ganz neu sein, sonderlich, wenn man Sanctorii Experimenta, so in Medicina Statica beschrieben, etwas genauer einsieht. Können wir sie nun in diesem Leben, ohne Schaden für die Identität unsres Leibes, verändern, — viel weniger werden die verklärten Leiber daran gebunden sein. Wir werden mit eben dieser Haut, d. i. mit allem Dem, so in ihrer Substanz und Kern ist, wieder umgeben werden. Ein Mehreres begehren, ist sich selbst in unnöthige Skrupel stecken und verständige Menschen (Leibniz schreibt „Menscher") mit einem so wunderlich ausgelegten Articul, daß nämlich tausendmal veränderter Ruß und Schmutz aus allen vier Enden der Welt zusammengelesen werden müßten, ärgern.

1671 an Herzog Joh. Friedrich.

Die Auferstehung der Leiber rechnet man unter die etwas schwierigen Artikel des christlichen Glaubens, und Einige ersinnen Fälle, die nach ihrer Meinung unerklärlich sind. Sie setzen den Fall, ein menschenfressender Kannibale habe sich sein ganzes Leben hindurch mit Menschenfleisch genährt, und fragen nun, was jener Krähe übrig bleiben werde, wenn einst der Schwarm der Vögel kommen werde, seine Federn zurückzufordern, d. h. wann Jeder in den Besitz seines Fleisches kommen wird? — Allein

[1]) Das aber ist grade die Frage!

man muß wissen, daß, was einmal mit einem Körper geeint war, nicht zum Wesen desselben gehöre.... Man könnte daher behaupten, es gebe in jedem Körper eine Art Substanz-Blume, deren Natur sich sogar aus chemischen Sätzen erklären ließe, welche sich bei so vielen Veränderungen erhalte.
1686. Systema theol.

Jeder Geist ist gleichsam eine Welt im Kleinen, sich selbst genügend, unabhängig von jeder andern Creatur, das Unendliche einschließend, das Universum ausdrückend, von ebenso großer Dauer, Subsistenz oder Absolutheit wie das Universum der Creaturen selbst.
1695. Système nouv.

Die Thätigkeit ist nicht minder der Seele als dem Körper wesentlich. Ein Zustand ohne Denken in der Seele und eine absolute Ruhe im Körper scheinen mir gleicherweise der Natur entgegen und ohne Beispiel in der Welt. Eine Substanz, die einmal in Thätigkeit ist, wird es immer sein.
1704. Nouv. Ess. II.

Durch seine Bestimmung und persönliche Fortdauer ragt der Mensch hoch über die Thiere hervor und schließt sich den Genien an; denn er bewahrt nicht nur, wie jene, Leben und Seele, sondern auch das Bewußtsein von sich, die Erinnerungen an seinen frühern Zustand und mit einem Worte seine Persönlichkeit. 1710. De vi act. corp.

Die, welche die Unsterblichkeit leugnen, kommen mit sich selbst in handgreifliche Widersprüche. Auch bei ihnen findet man die Sorge für die Erhaltung ihres guten Namens und bei Lebzeiten erworbenen Ruhmes nach dem Tode. Die Reflexion jedes Skeptikers oder Pantheisten wird durch das unaustilgbare Gemeingefühl Lügen gestraft. Wenn sie von ihren Speculationen, wie aus einem Traume erwachend, zum praktischen Handeln sich wieder wenden, so machen sie

es wie zuvor. Auch Vanini[1]) hat nach der Unsterblichkeit seines Namens gestrebt, und Spinoza hat seine unvollendeten Schriften verbrannt, damit sie seinem erworbenen Ruhm nicht schaden könnten. Leibnitiana § 76.

Die Unsterblichkeit der Seele ist das Fundament der ganzen Theologie, und sogar von größerer Wichtigkeit, als die Lehre von der Vorsehung, welche nichts nützt ohne jene und zur Verpflichtung der Menschen so kraftlos ist, wie die Epikureischen Götter.... Denn die Gottheit rächt sich nicht in diesem Leben. 1713 ad Bierlingium.

---

[1]) Luc. Vanini, geb. 1586 in Taurozana, studirte Theologie, Philosophie und Medicin und wurde wegen pantheistischer Lehren 1619 in Toulouse verbrannt, nachdem man ihm die Zunge ausgerissen hatte.

31. Himmel und Hölle.

Ist die Disposition der Seele, die bei einem durch die Taufe noch nicht wiedergebornen Menschen die Erbsünde ausmacht, hinreichend, ihn zu verdammen, wenn er auch keine wirklichen Sünden begehen sollte? Welches geschehn kann und oft geschieht, wenn er entweder stirbt, ehe sein Verstand zur Reife kommt, oder wenn er blödsinnig wird, ehe er seinen Verstand gebrauchen kann. Augustinus bejaht es; allein man muß gestehen, daß diese Meinung weder in der Vernunft noch in der Schrift einen hinreichenden Grund habe, und daß sie sehr anstößig und hart sei. Diejenigen, welche sogar die ungetauften Kinder verdammen, bekümmern sich noch weniger um die Erwachsenen, und man möchte fast sagen: sie hätten sich durch das zu viele Denken abgehärtet, daß sie die Menschen ohne Barmherzigkeit leiden sehen.

1710. Théodicée.

So oft eine vom Körper scheidende Seele im Stande einer Todsünde und also gegen Gott schlimm gesinnt ist, so stürzt sie sich mit einer Art Freiwilligkeit in den Abgrund des Verderbens. Daß aber auf Alle, welche als Gottes Freunde sterben, die ewige Seligkeit warte, welche hauptsächlich in dem Genusse der Schönheit Gottes besteht, geht aus der hl. Schrift hervor.

Was aber das Fegefeuer oder die göttliche Strafe nach diesem Leben betrifft, so stimmen meist alle kirchlichen Schriftsteller darin überein, es bestehe in einer väterlichen Züchtigung oder Reinigung, welcher Art sie auch sein möge, die die Seelen selbst bei ihrer nach dem Hinscheiden aus

dem Körper erhaltenen Erleuchtung über ihr früheres Leben und bei größter Betrübniß über die Abscheulichkeit der Sünde freiwillig auf sich nehmen, so daß sie gar nicht anders zum Gipfel der Seligkeit gelangen wollen.

1686. Syst. theol.

Selbst wenn man zugäbe, daß keine Sünde an sich unendlich sei, so kann man doch mit Recht sagen, daß die Sünden der Verdammten der Zahl nach unendlich seien, da sie die ganze Ewigkeit hindurch im Sündigen beharren. Denn wenn die Sünden ewig sind, so ist's gerecht, daß auch die Strafen ewig seien. Die Bösen verdammen sich also selbst, wie Weise gesagt haben, durch stete Unbußfertigkeit und Abkehr von Gott. Ihm kann also kein Vorwurf gemacht werden, als ob er über Gebühr streng wäre.[1])

1693. Vorr. z. e. Schrift Sonners.

Das Uebel derer, die in Feindschaft gegen Gott sterben, ist deshab unendlich, weil ihr Wille zu schaden ein unendlicher ist. Denn wer schaden will, hat nicht nur das gewollt, was er geschadet hat, sondern auch alles das, was er, weil er nicht konnte, unterlassen hat, und das ist unendlich.

Leibnitiana § 79.

Alles Detail darüber ist problematisch; denn Gott hat uns zwar soviel geoffenbart, als nöthig ist, um das größte Unglück zu fürchten, nicht aber soviel, wie dazu gehörte, er zu begreifen.

1710. Théod. III.

Ohne Grund wird das Schauen Gottes in Zweifel gezogen, da ja in jenem seligen Zustande Gott das Licht der Seele und das einzige unmittelbare äußere Object unsrer Erkenntniß ist.... Denn da Gott der letzte Grund der

[1]) Durch obige Worte ward Lessing 1770 veranlaßt, über die „Ewigkeit der Höllenstrafen" zu schreiben (W. IX.) und dadurch auf Leibniz aufmerksam zu machen.

Dinge ist, so müssen wir dann, wo wir a priori erkennen, Gott durch die Ursachen der Ursachen sehen, insofern unsre Demonstrationen weder Hypothesen noch Experimente bedürfen, und wir bis zu den primitiven Wahrheiten hin Rechenschaft zu geben fähig sein werden.[1])

1686. Syst. theol.

Wir wissen nicht, bis zu welchem Grade unsre Kenntnisse und Organe gebracht werden können in dieser ganzen Ewigkeit, die unsrer wartet. 1704. Nouv. Ess. II.

Unsre Seligkeit wird niemals und soll auch nicht bestehen in einem vollen Genießen, wobei nichts mehr zu wünschen übrig wäre und welches unsern Geist stumpf (stupide) machte, sondern in einem steten Fortschritt zu neuen Vergnügungen und Vollkommenheiten.

1714. Princ. de l. nat. et de la grâce.

Was das „jüngste Gericht" betrifft, so wird an jenem letzten Tage, wenn den Seelen ihre Körper werden wieder gegeben werden, das Gewissen eines Jeglichen zugleich als Ankläger, als Schuldiger und als Richter dienen.

1686. Syst. theol.

[1]) Wie viele Menschen hätten aber wohl Lust und Fähigkeit, sich in solchem Philosophen-Himmel selig zu fühlen?!

Leibniz's Hauptschriften.

1. De principio individui 1663.
2. Specimen difficultatis in jure 1664.
3. De conditionibus s. specimen certit. in jure 1665.
4. Disputatio arithmetica de complexionibus 1666.
5. De arte combinatoria 1666.
6. De casibus perplexis 1666.
7. Methodus nova discendae docendaeque jurisprud. 1667.
8. Ratio corporis juris reconcinnandi 1668.
9. De vera ratione reform. rerum lit. 1668.
10. De fide et ecclesia 1668.
11. Confessio naturae contra atheistas 1668.
12. Spec. demonstr. polit. pro elig. rege Pol. nov. scrib. gen. ad clar. cert. exact. auct. Geo. Ulicov. Lituano 1669.
13. Defensio trinitatis per nova reperta logica 1669.
14. Ep. ad Jac. Thomasium 1669.
15. De bono unitatis et malis schismatis 1669.
16. Dissertatio de stilo philosoph. Marii Nizolii 1670.
17. Notata quaed. de imp. Romano-Germanico 1670.
18. De vita beata 1670.
19. Hypothesis physica nova (theoria motus concr.-abst.) 1670.
20. Quanti sit mom., imp. esse ap. dom. Austr. 1670.
21. Bedenken, welchergestalt securitas interna et externa und stat. praes. im Reich jetzigen Umst. nach auf festen Fuß zu stellen I. II. 1670.
22. Dialogus de praedestinatione 1670.

23. Demonstr. possibil. mysterior. Eucharist. 1671.
24. De exped. Aegypt. ep. ad reg. Franciae scr. 1672.
25. Denkschrift weg. d. ägypt. Exped. 1672.
26. Justa dissertatio 1672.
27. Consilium de castigando per Saxonem Brandenburgico 1672.
28. De matrimoniorum princ. Germ. in grad. solo can. jure prohibit. validitate 1674.
29. De arithmetica quadratura 1675.
30. Lettre touch. le princ. de justesse des horlog. portat. 1675.
31. Mala Franciae 1675.
32. Societas Germana Caesarea 1675.
33. De fundat. ad scient. proveh. inst. 1676.
34. Consultationes 1676.
35. Relat. de phosphoro a D. Craftio inv. 1677.
36. Ep. ad Newtonum sistens ideam calculi differentialis 1677.
37. Caesarini Furstenerii de jure suprematus ac legationis princ. Germ. Amst. 1677.
38. Entretiens de Philarète et d'Eugène sur le droit d'ambassade. Duisb. 1677.
39. Dialogus de connexione inter res et verba 1677.
40. Societas Theophilorum vel amoris divini 1678.
41. Ep. ad Herm. Conringium 1678.
42. Préceptes pour avancer les sciences 1679.
43. Disc. touch. la méth. de la certit. et l'art d'inventer 1679.
44. Personalien des Herzogs Joh. Friedrich 1679.
45. Sur la mort du Grand Prince Jean Frédéric par G. G. L. 1679.
46. Epicedium in obit. Joann. Frid. ad Princ. Ferdin. Episc. 1679.
47. Mars Christianissimus auct. Germ. Gallo-Graeco ou apologie des armes du roy très-chrétien contre les chrét. 1683.
48. Antiturcica 1683.
49. Des méthodes de réunion 1683.
50. Curioser Staats-Merkurius (Zeitung) 1683.
51. Nova methodus pro maximis et minimis 1684.
52. Meditationes de cognit. veritatis et ideis 1684.
53. Consult. touch. la guerre on l'acomm. avec la France 1684.

54. Unterred. m. d. Herz. Ant. Ulr. u. d. Primogenit. 1685.
55. Das Recht d. Erstgeburt im Hause Braunsch.-Lüneb. 1685.
56. De scientia univ. s. calculo philos. (?)
57. Irenica cogitata 1685 (?)
58. Systema theologicum 1686.
59. Guil. Pacidii initia scientiae gen. (?)
60. De nat. et usu sc. gen. (?)
61. Protogaea 1687 (?)
62. De la grandeur de la Maison de Bronsv.-Lun. 1687.
63. Fundamenta calc. ratiocinat. (?)
64. Gegenmanifest des Kaisers 1688.
65. De veritatibus primis (?)
66. Non inelegans spec. demonstr. in abstr. (?)
67. Réflexion sur la déclar. de la guerre 1688.
68. Definitiones logicae (?)
69. Difficultates quaedam logicae (?)
70. Geschwinde Kriegsverfassung 1688.
71. Tentamen de motuum coel. causis 1689.
72. Lettre à Mr. Arnauld 1690.
73. De la tolérance des religions à Mr. Pellisson 1691.
74. Consultation sur les affaires génér. 1691.
75. De vera meth. philosophiae et theol. (?)
76. Rémarques sur un manifeste Français 1691.
77. Si l'essence du corps consiste dans l'étendue 1691.
78. Animadversiones ad principia Cartesii 1692.
79. Codex juris diplomaticus 1693.
80. Réponse au mémoire de l'abbé Pirot 1693.
81. Vom höchsten Gute 1692 oder 93.
82. Sentiment de St. Augustin sur le purgatoire 1694.
83. Ueber den Unterschied d. Reichsbanners v. d. Württ. Sturmfahne 1694.
84. De prim. phil. emend. et de notione substantiae 1694.
85. Système nouv. de la nat. et de la communic. des substances 1695.
86. Specimen dynamicum 1695.

87. Sur la connexion des mais. de Brunsv. et d'Este 1695.
88. Eclaircissement du nouv. syst. 1696.
89. An G. Wagner v. Nutzen d. Vernunftkunst od. Logik 1696.
90. Vorschlag, daß man i. Dtschl. wenigstens Einen best. sollte, die jura imp. ex archivis. hist. et docum. zu beobachten 1696.
91. Remarques sur l'harmonie de l'ame et du corps 1696.
92. Dissertation sur l'origine des Germains 1696.
93. Réflexions sur l'essai de l'entendement de Mr. Locke 1696.
94. Lettre à l'auteur du livre intit: Cautio criminalis c. processus contra Sagas Hexen).
95. Von der wahren Theologia mystica (?)
96. Relatio de novo antidysenterico Americano 1696.
97. De rerum originatione radicali 1697.
98. Unvorgreifliche Gedanken, betr. d. Ausüb. u Verbess. d. dtsch. Spr. 1697.
99. Novissima Sinica histor. nostri temp. illustratura 1697.
100. Les Conséquences de la doctrine de Descartes 1697.
101. Historia arcana s. de vita Alexandri VI. 1697.
102. Accessiones historiae 1698.
103. Tentamen irenicum 1698.
104. Projet pour faciliter la réunion entre les cath. et prot. 1698.
105. De ipsa natura s. de vi insita creaturis 1698.
106. Judicium doctoris catholici de tractatu reunionis 1698
107. Von allerhand Sprachen der großen Tartarey 1698.
108. Vorr. z. Chronikon Montis-Francorum Goslariae 1698.
109. Litterae ad Schulenburgium de arithmetica dyadica 1698.
110. Préceptes pour avancer les lettres 1699 (?)
111. Sur la réformation calendrienne 1700.
112. Exhortatio ad unitatem ecclesiae amplectendam 1699 (?)
113. Monatlicher Auszug neuer Bücher 1700—1702.
114. Rélation pour la cour impériale 1700.
115. Denkschrift für die Gründung der Berliner Akademie 1700.
116 Stiftungsurkunden der Berliner Societät 1700.
117. Mantissa codicis juris gentium 1700.
118. Historia et commentatio linguae characteristicae (?)

119. Animadversiones c. assertiones aliquas theor. medicae ver. Stahlii.
120. Auszug versch., d. neue preuß. Krone angehend. Schriften 1701.
121. De methodo botanica 1701.
122. Annotatiunculae subitaneae ad Tolandi libr.: De christianismo mysteriis carente. 1701.
123. De la démonstr. Cartésienne de l'exist. de Dieu du P. Lami 1701.
124. Observation sur l'écrit de Mr. l'évêque de Meaux 1702.
125. Considération sur la doctrine d'un esprit universel 1702.
126. Réplique aux réflexions de Bayle sur l'harm. préétablie 1702.
127. Mémoire pour les personnes éclairéés (?)
128. Mémoire de Mr. L. touch. son sentiment sur le calcul différent. 1702.
129. Rem. de M. L. sur le tent. de P. Bouvet de la philos. Chinoise.
130. Projet de l'éducation d'un Prince 1703.
131. Histoire de l'academie roy. des sciences 1703.
132. Explication de l'arithmétique binaire 1703.
133. Considerationes ad ep. Pezronii 1703.
134. Nouveaux Essays sur l'entendement humain 1704.
135. Manif. contenant les droits de Charles III, roi d'Espagne 1704.
136. Rem. sur un petit livre intit: Lettre sur l'enthousiasme (?)
137. Considérations sur le principe de vie 1705
138. Historia inventionis phosphori 1705.
139. Observ. ad recens. libri de fidei et rat. consensu a Jaqueloto ed. 1705.
140. Ad P. Des Bosses epp. 1706. 7.
141. Réf inédite de Spinoza 1706.
142. Information sommaire pour la succession de S. M. Pruss. aux comtés de Neufchatel et Wallengin 1706.
143. Mém. sur les pierres qui renferment des plantes 1706.
144. De modo distinguendi phaen. real. ab imaginariis (?)

145. Ep. ad Hanschium de phil. Platonica 1707.
146. Script. rer. Brunsvic. illustrationi inservientes 1707. 10. 12.
147. Lettre à Mr. Coste 1707.
148. Elogium Friderici Spee 1707.
149. Rem. sur le sentiment du P. Malebranche 1708.
150. De reformat. Jurisprudentiae nostrae 1708.
151 Remarques sur un endroit des Mémoires de Trevoux 1708.
152. Annott. ad profess. a Pio IV. praescriptam (?)
153 Unpartheyisches Urtheil v. d. Nutzen, den die Ev. Luth. aus einer Vereinigung ꝛc. 1709.
154. Réponse aux objections du P. Lami 1709.
155. Diss. de lingua Germanica. parente Suecicae 1709.
156. Brev. descr. machinae arithmet. (Rechenmaschine).
157. Ad rever. patr. Des Bosses 1709.
158. Appel au public du jugement de l'acad. roy. de Berlin (?)
159. Monita quaedam ad Pufendorfii principia 1709.
160. Commentatio de anima brutorum 1710.
161. Essays de Théodicée 1710.
162. Ep. ad Hanschium de enthusiasmo Platonico 1710.
163. De originibus gentium ex indicio linguarum 1710.
164. Ep. ad Wagnerum de vi act. corporis 1710.
165. Miscellanea Berolinensia 1710.
166. Vorr. zu J. Adlzreiteri Annal. Boicae Gentis 1710.
167. Jugement sur les oeuvres de Shaftesbury 1711.
168. Rem. philos. de L. de sa théodicée 1711.
169. De libertate 1711.
170. Discours métaphysique (?)
171. Definitiones ethicae 1711.
172. Von der Glückseligkeit resp. Von der Weisheit.
173. Lettre à Mr. Des Maizeaux 1711.
174. Ep. ad Bierlingium 1711.
175. Trois Lettres à Mr. Hartsoecker sur la dureté 1712.
176. De l'usage de la méditation.
177. Epp. VI. ad P. Des Bosses 1712.
178. Rem. sur la VI. lettre phil. imprim. à Trevoux 1712.

179. Examen des principes du P. Malebranche 1712.
180. Fable morale sur la nécess. de la persévérance 1713.
181. Lettre à un ami en France 1714.
182. III Lettres à Remond de Montmort 1714.
183. La Monadologie 1714
184. Ep. ad P. Des Bosses 1714.
185. Principes de la nature et de la grace 1714.
186. Trois lettres à Mr. Bourguet 1715.
187. Observations sur le projet d'une paix perpét. 1715.
188. De origine Francorum 1715.
189. Anti-Jacobite 1715.
190. Epp. III ad P. Des Bosses 1715.
191. Entwurf zur Akademie in Wien 1715.
192. IV Lettres à Mr. Bourguet 1715. 16.
193. Lettres entre Leibniz et Mr. Clarke 1715. 16.
194. Lettre de Mr. Leibniz et M. le cheval. Newton 1715. 16.
195. Rem. de Leibniz sur les Chevreana (?)
196. Extrait d'une lettre à Mr. Dangincourt 1716.
197. Annales Imperii Occidentis bis 1716.

Druckfehler:
Seite 346 und 347 ist falsch numerirt.

Von demſelben Verfaſſer ſind bisher erſchienen:

Lic. Dr. Fr. Kirchner, De deo omnipraesenti eodemque personali. Halle, Fricke. 1874. *M.* 1.50.

— — — — Ueber Freiheit des Willens, Vortrag. Halle, Fricke. 1874. *M.* 1.

— — — — Leibniz's Stellung zur katholiſchen Kirche. Berlin, C. Duncker. 1874. *M.* 1.50.

— — — — Leibniz's Pſychologie. Cöthen, Paul Schettler. 1875. *M.* 1.60.

Bauer-Kirchner, Geſchichte der Philoſophie für Gebildete und Studirende. Halle, Schwetſchke. 1876. *M.* 6.

Fr. Kirchner, Durch Kampf zum Sieg. Gedichte. Berlin, Kamlah. 1875. *M.* 2.

383

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0021140774